



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

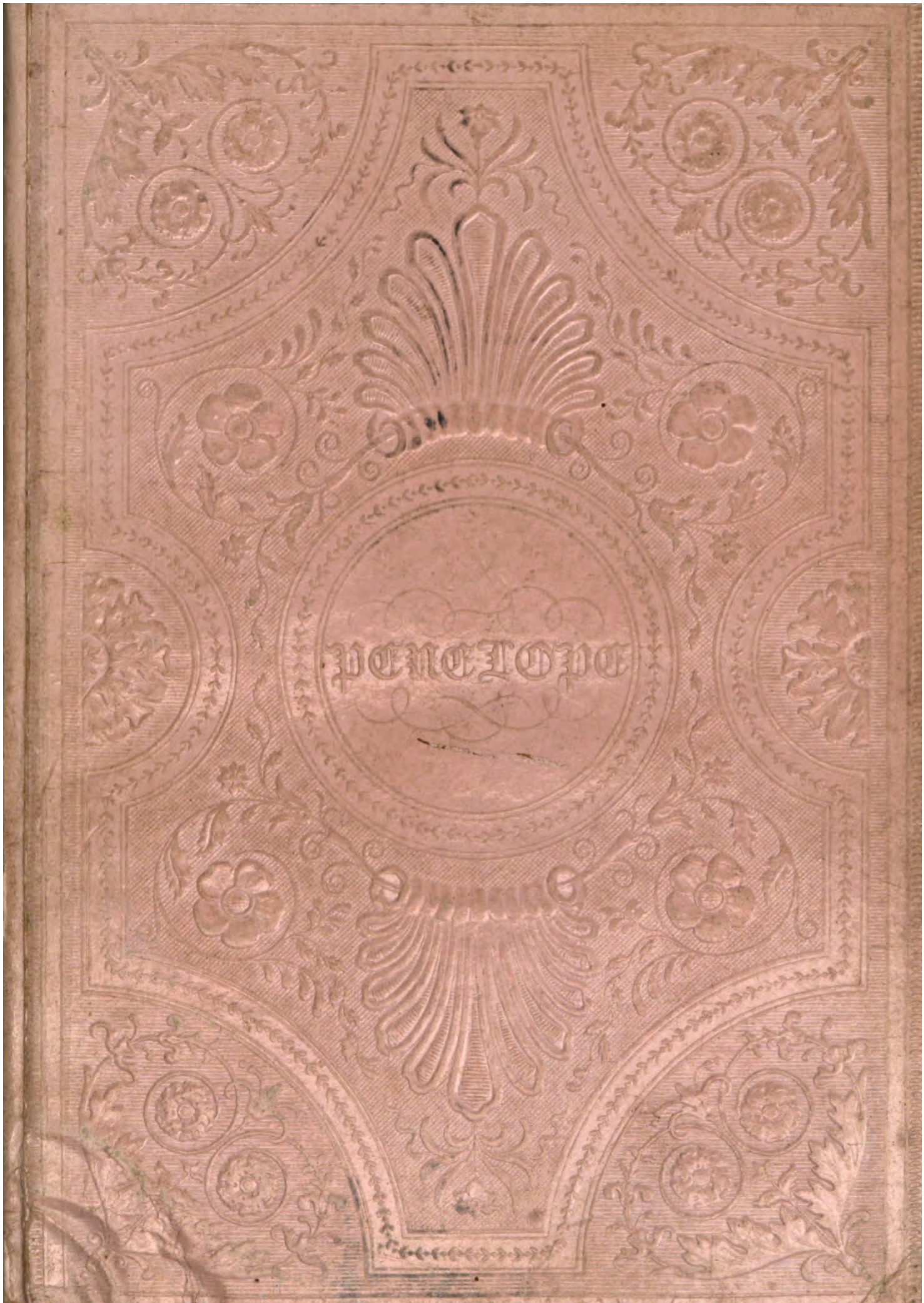
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



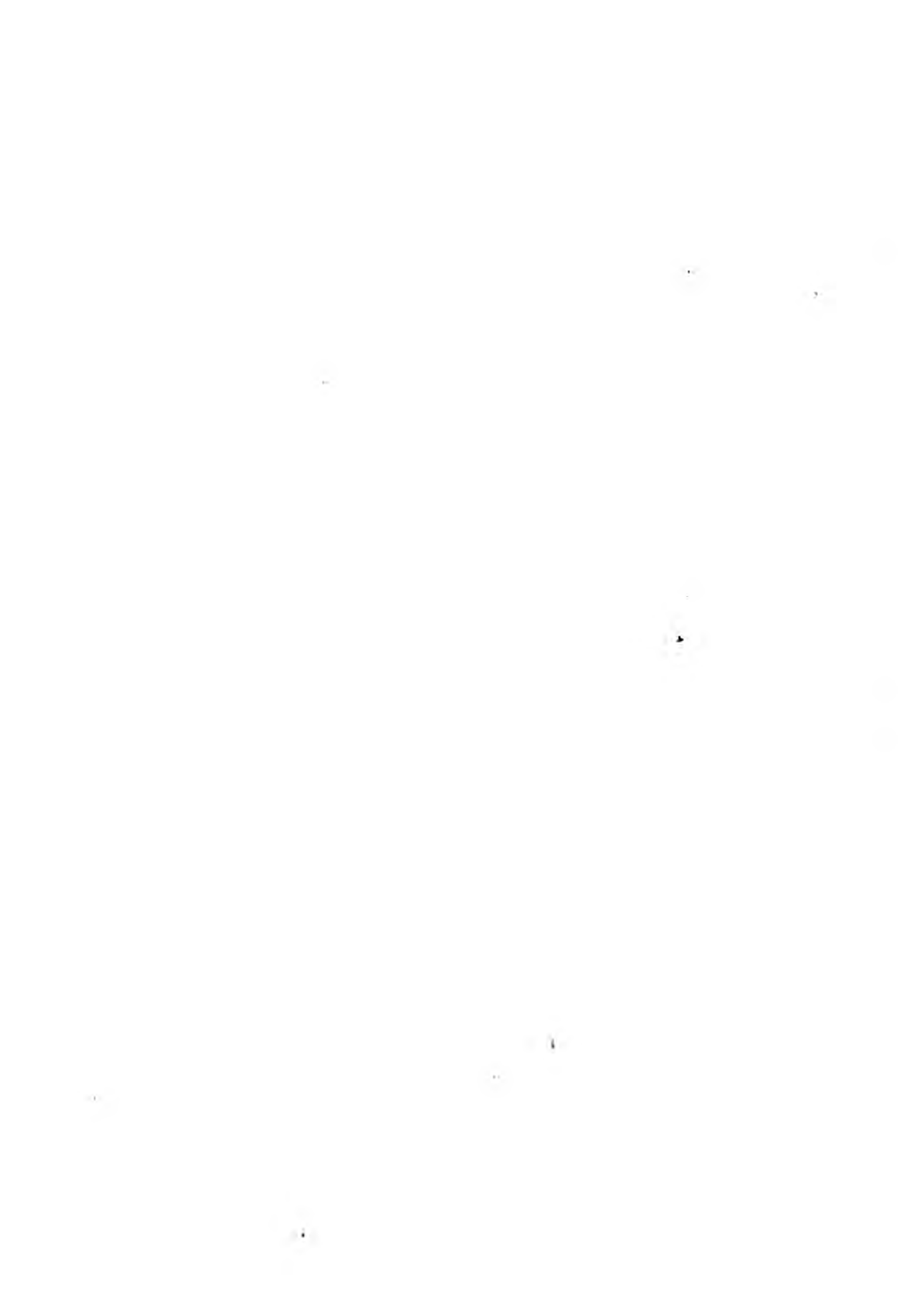
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

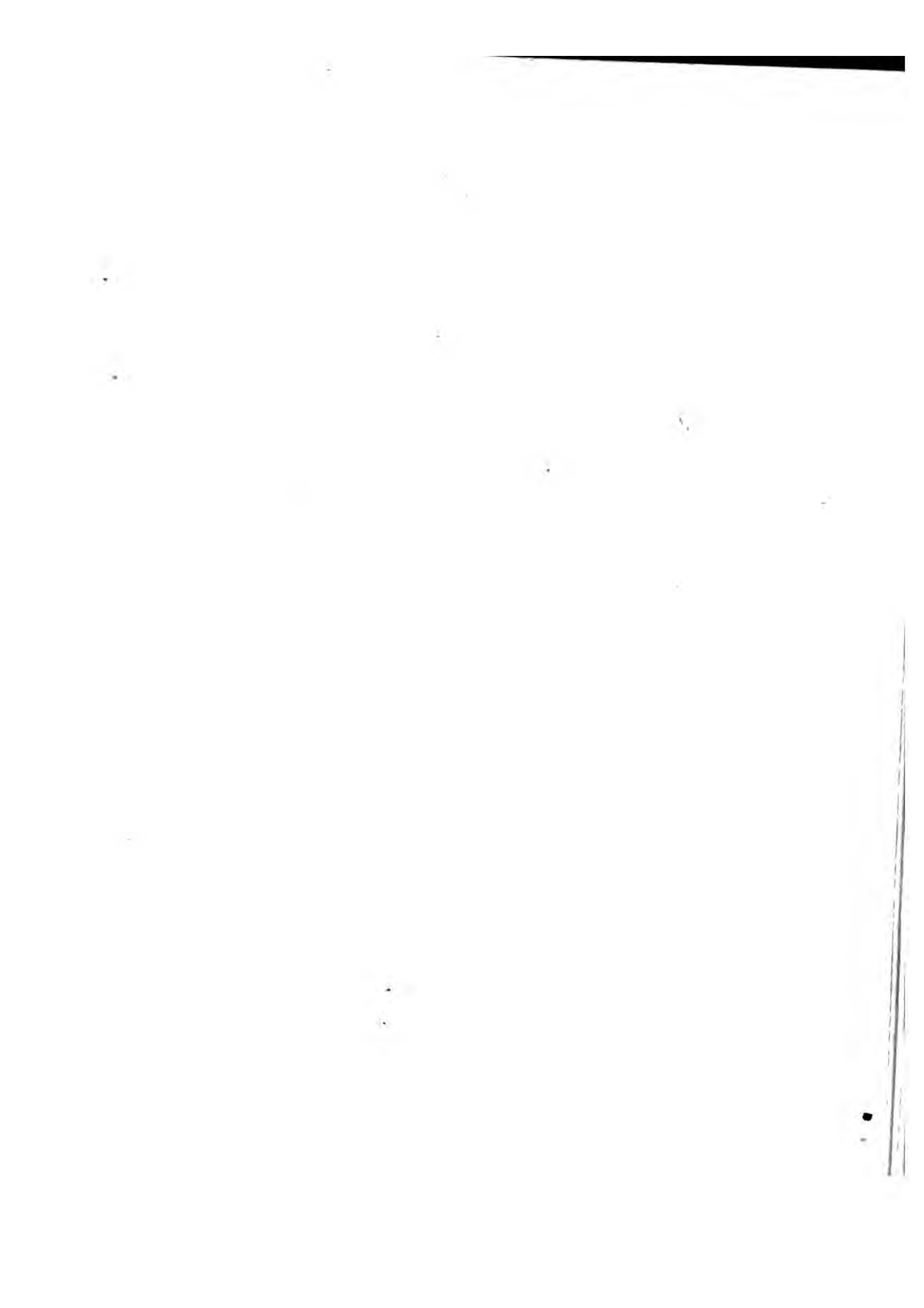


Federal Q. 390 (28)











Victoria

*fac. simile*

C. Vogel von Vogelstein del Kensington Palace June 7<sup>th</sup> 1834

Stahlschnitt Druck durch Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg.



The following is a list of the names of the persons who have been  
 named in the report of the committee on the subject of the  
 proposed amendment to the constitution of the State of New York.  
 The names are arranged in alphabetical order of the surnames.  
 The names of the persons who have been named in the report of the  
 committee on the subject of the proposed amendment to the constitution  
 of the State of New York are as follows:

W. C. B. J. T.

By the J. C. Smith: by the committee.





---

# **PENELOPE.**

**T a s c h e n b u c h**

**für das Jahr 1839.**

Herausgegeben

von

**Theodor Sell.**

**Achtundzwanzigster Jahrgang.**

---

Mit Stahlstichen.

**Leipzig,**

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.



# Wenelope für 1839.

---

## Inhalt.

	Seite
Victoria, Königin von Großbritannien.	
Sonett zu dem Titeltupfer . . . . .	V
Sophia, Erzherzogin von Oestreich . . . . .	VII
Amalie Haizinger-Neumann . . . . .	IX
Wilhelmine. Sonnet von F. Rosen . . . . .	XI
Fünfte Aufstellung von Volksscenen.	
Taubenfütterung . . . . .	XIII
Die Locanda in der römischen Campagna . . . . .	XV
<hr/>	
Die Gefesselte. Novelle von Bernd von Guseck . . . . .	1
Buße der Sehnsucht. Erzählung von W. v. Lüdemann . . . . .	118
Die Geige. Novelle von Friedrich Voigts . . . . .	203
Drei Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Häring (W. Alexis.)	
1. Balladmor . . . . .	303
2. Dreimal in Weimar . . . . .	324
3. Meine Zeitgenossen . . . . .	343

---

Das Hochzeitslied. Romanze von Rudolf Hirsch . . . . .	372
Das Mauerbild zu Engelsbach. Thüringische Volksfage von Adolf Bube . . . . .	374
Gedichte von Wilhelm Kilzer.	
Natur- und Menschenleben . . . . .	375
Der Adler . . . . .	377
Der Entfernten . . . . .	379
Laßt mir den Schlummer . . . . .	380
Das kranke Kind . . . . .	381
Schwitteridylle . . . . .	382
Der Rautenkranz. Eine vaterländische Sage von Hermann Matthäi . . . . .	383
Sanct Benedek mit dem Säkel von Joh. N. Vogl . . . . .	388



# Victoria,

Königin von Großbritannien.

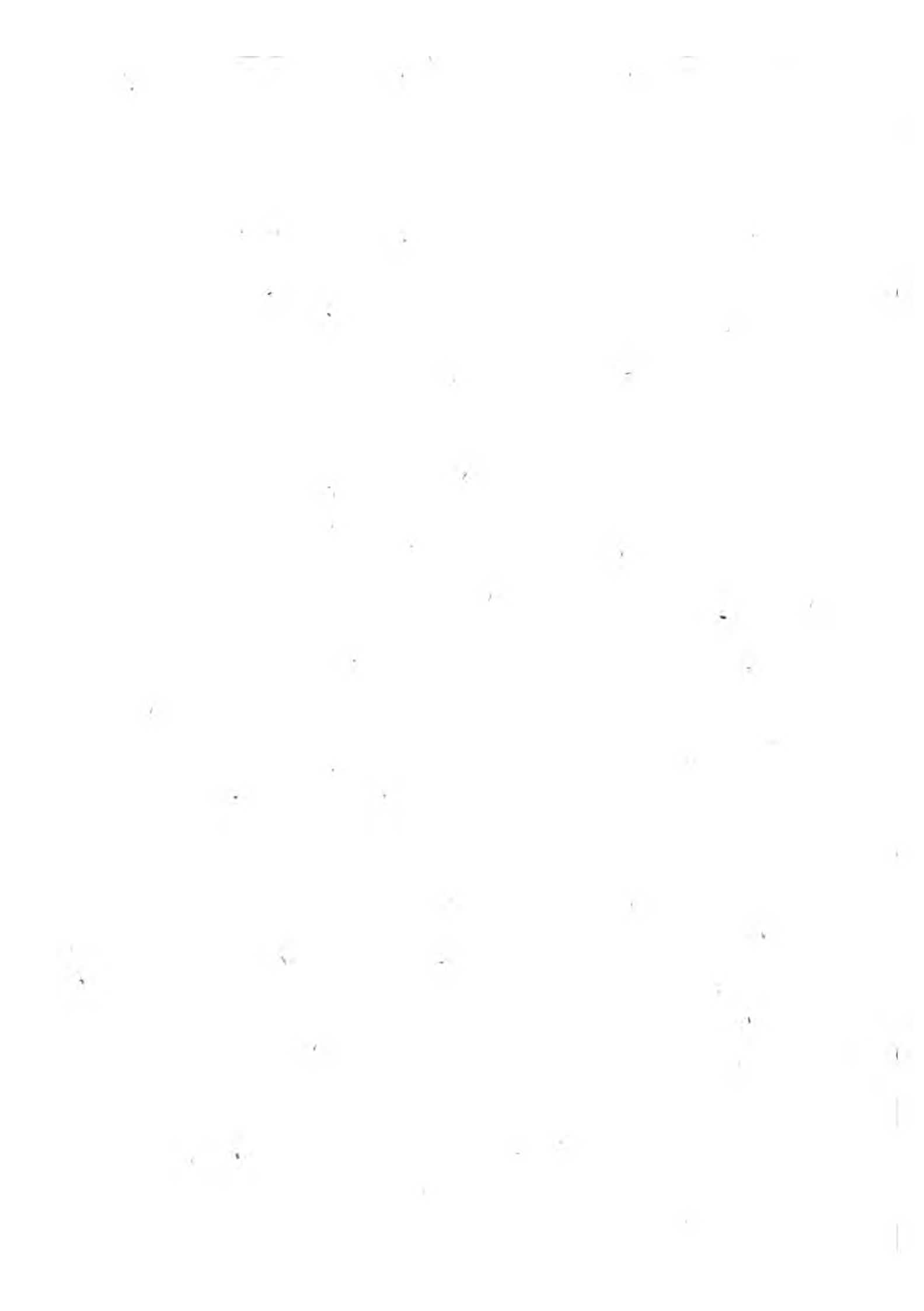
Am 28. Juni 1838.

Wenn heut die Krone Deine Stirn umschließet,  
 Der Königspurpur Deinen Wuchs umwaßt,  
 Der Zobel unermesslich wiederhält  
 Und seine Herrscherin Dich England grüßet;

So blick' zurück, wenn rasch die Zeit verfließet,  
 Auf jener stillen Tage Aufenthalt,  
 Wo sonder Schmuck die reizende Gestalt,  
 Wie lieblich wohl ein zartes Weilchen sprießet.

Da hat der Künstler Dich dem Blatt vertrauet:  
 Nicht hat er schon die Königin geschauet,  
 Victoria war noch das Mädchen bloß.  
 Und wie Du heiter da und gut und milde  
 So bleib auch treu dem schönen Ebenbilde,  
 Denn dadurch nur sind Königinnen groß.

Lh. Hell.



**S o p h i a,**  
 Erzherzogin von Oestreich.

---

Nicht kennt die Mythe Frauen = Dioskuren,  
 Das Leben bietet sie als reine Sterne  
 Am Thronen = Himmel, glänzend in die Ferne,  
 Zu segnen ihrer Leitung sanfte Spuren.

Maria und Sophia seh ich' glänzen,  
 Elisabeth, Amalia erstrahlen;  
 Heil denen die vertrauend anbefahlen  
 Sich diesen Sternen zu des Lebens Kränzen.

So blickt in diese milden edlen Züge  
 Das Auge gern mit innigem Ergeben,  
 Die Genien die dieses Herz beleben  
 Sie bringen sanfte, freundliche Genüge.

So ruht auf dieses Geistes hohem Walten  
 Der Blick entzückt und folget seinem Segen,  
 So tritt uns überall ein Bild entgegen  
 Das wir in tiefster Seele treulich halten.

Beglückend und beglückt sei jede Stunde  
 Die diesem Leben lange Jahre reihet,  
 Und was in stiller Ehrfurcht sich ihr weiht  
 Das gebe hier der Huld'gung laute Kunde.

Jh. Sell.

---



1. The first part of the document is a list of names and titles.

2. The second part is a list of dates and times.

3. The third part is a list of locations and addresses.

4. The fourth part is a list of events and activities.

5. The fifth part is a list of people and organizations.

6. The sixth part is a list of places and landmarks.

7. The seventh part is a list of things and objects.

8. The eighth part is a list of actions and processes.

9. The ninth part is a list of concepts and ideas.

10. The tenth part is a list of terms and definitions.

11. The eleventh part is a list of questions and answers.

12. The twelfth part is a list of conclusions and remarks.

13. The thirteenth part is a list of references and sources.

14. The fourteenth part is a list of notes and comments.

15. The fifteenth part is a list of appendices and supplements.



*Nach der Natur gemalt v. Kriehuber.*

*In Stahl gest. v. Fr. X. Eysner in Wien.*

S O P H I A,  
Erzherzogin von Oesterreich.



## Amalie Haitzinger - Neumann.

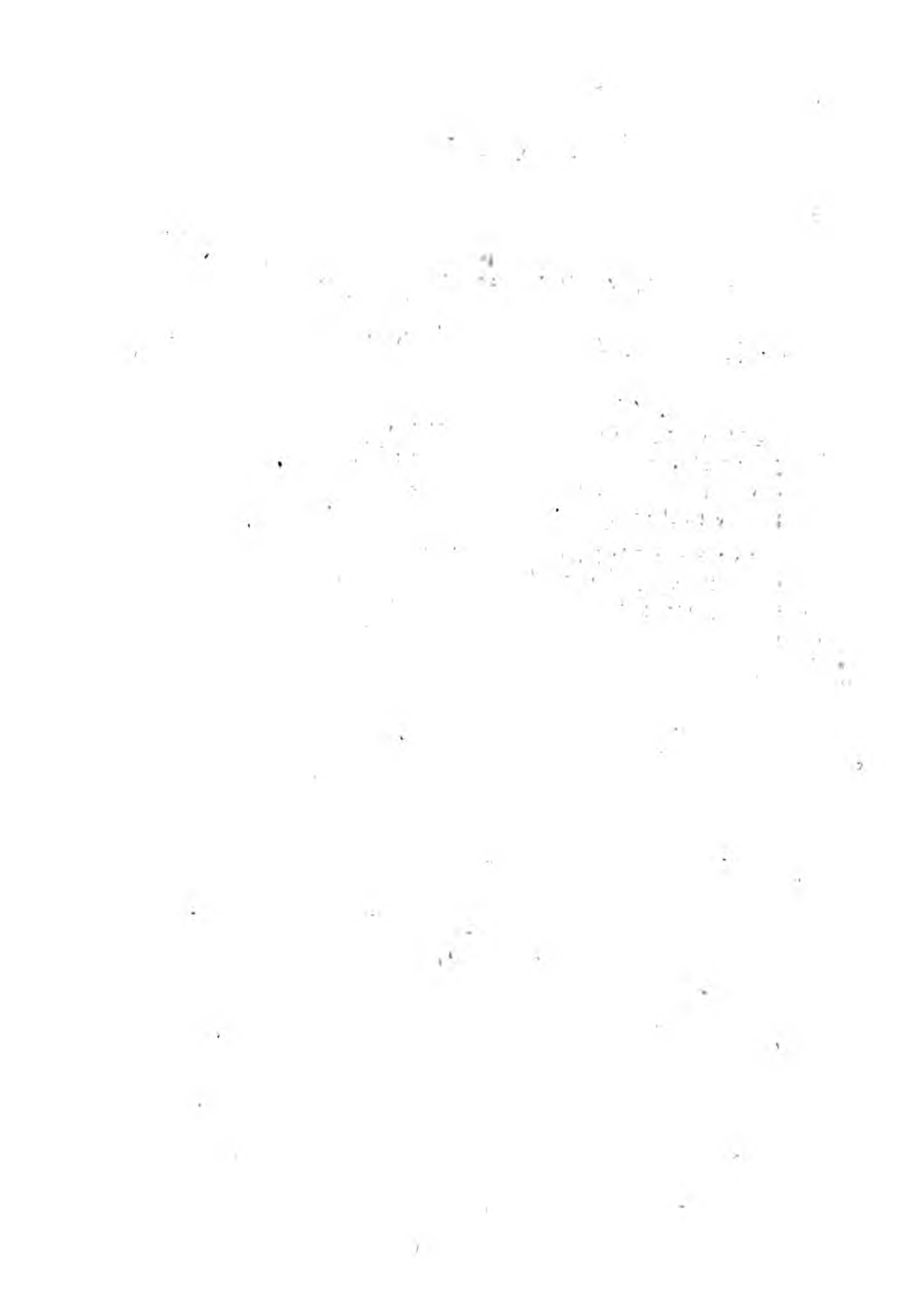
Großherzogliche Hoffchauspielerin in Karlsruhe.

Nicht im Kostüm von einer Deiner Rollen  
Zeigt Dich der Künstler. Welche sollt er wählen?  
Sind Deine Siege denn darin zu zählen,  
Und wo hätt' er die schönste finden sollen?

So laß uns Dir für alle Dank jetzt zollen,  
Ob sie durch Scherz uns mit der Lust vermählen,  
Ob durch Gefühl das Eblere sie stählen,  
Ob Thränen uns beim tiefen Schmerz entrollen.

Und bleibe lange noch mit Deiner Milde,  
Mit Deiner Anmuth, Deiner Seelentiefe  
Ein Vorbild allen, die der Kunst sich weihen.  
Wir führen sie zu Deinem lieben Bilde,  
Und lösen so die schwere Hieroglyphe,  
Der Kunst den Stempel der Natur zu leihen.

Lh. Hell.





*G. Wehrlich pin.*

*A. Schuler sc.*

**ME. HATZINGER.**

*Vertrieb im Kunst-Verlag*



## Wilhelmine.

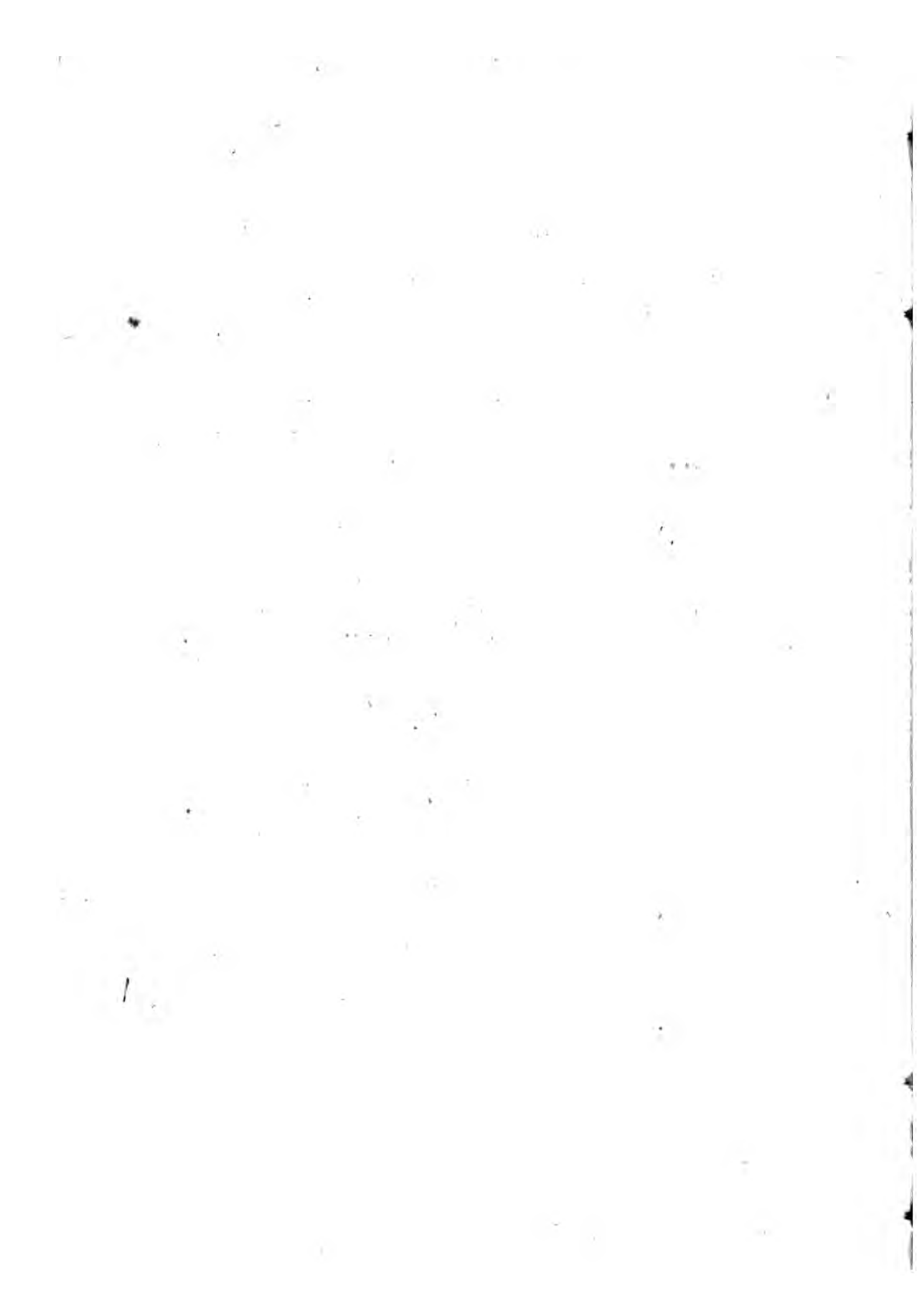
Ihr Haupt hat sie gesenkt in's sammtne Rissen,  
 Noch hält das Buch des Dichters ihre Hand,  
 Den früh dem Volk ein schöner Gott entrißen,  
 Emporgehoben in das Geisterland;  
 Doch seine Lieder zart und sommernächt'ig  
 Lebendig sind sie noch und zaubermächt'ig.

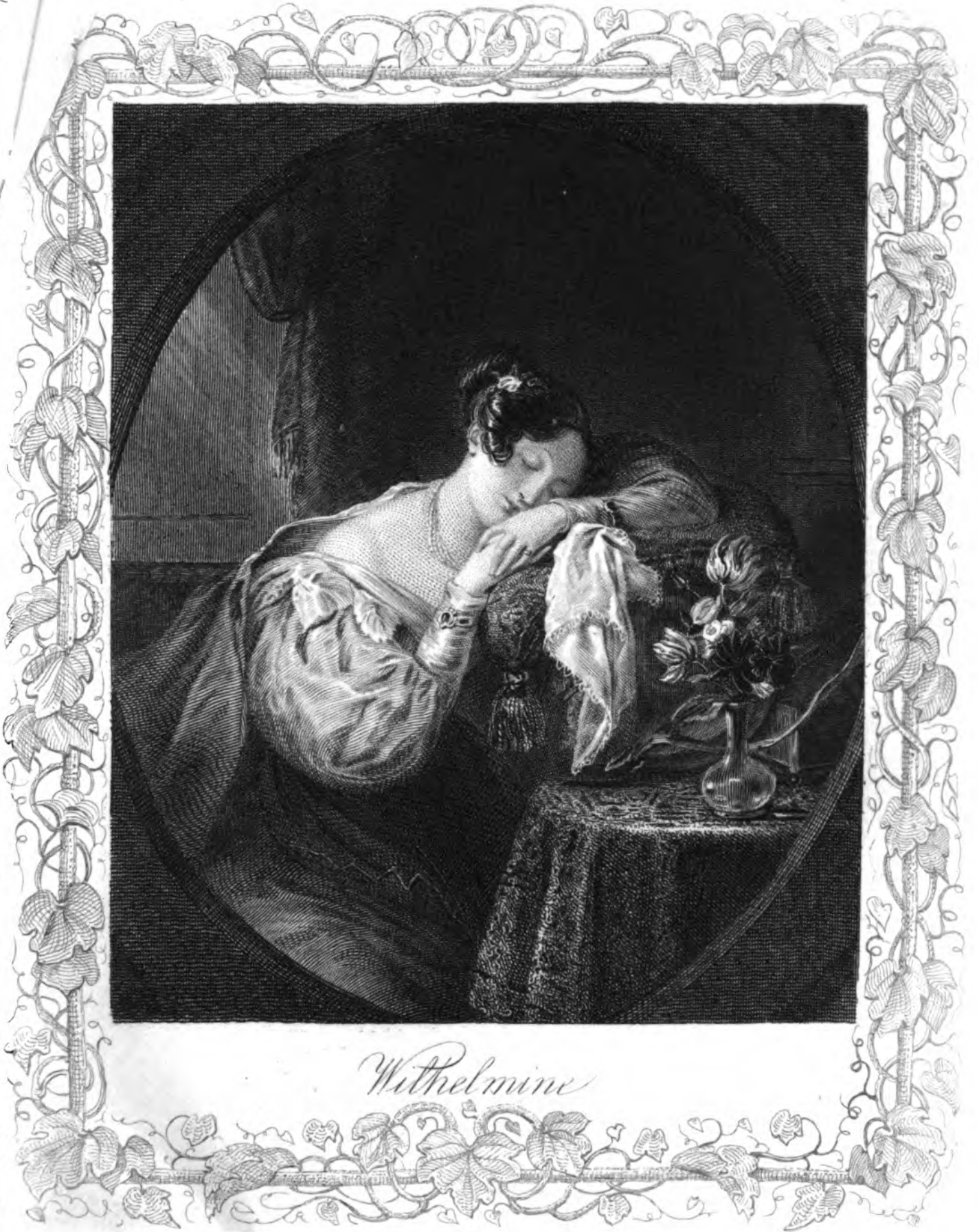
Doch ist die Zither endlich ihr entsunken.  
 Auslöscht der Tag; es zieht herauf die Nacht.  
 Von seinen goldnen Liedern ist sie trunken,  
 Da sinkt auf sie des Traumes Wundermacht;  
 Forttönen noch des Dichters hohe Worte,  
 Es thut sich auf des Märchenreiches Pforte.

Und küßend ruht auf ihrem Angesichte  
 Des Geisterjünglings todeskeuscher Mund,  
 Mit Blumenduft und weichem Mondenlichte  
 Thut er im Traum sich ihrer Seele kund;  
 Doch Schlaf im Mondenschein macht bleich die Wangen,  
 Und Traum und Leben sind gar bald vergangen.

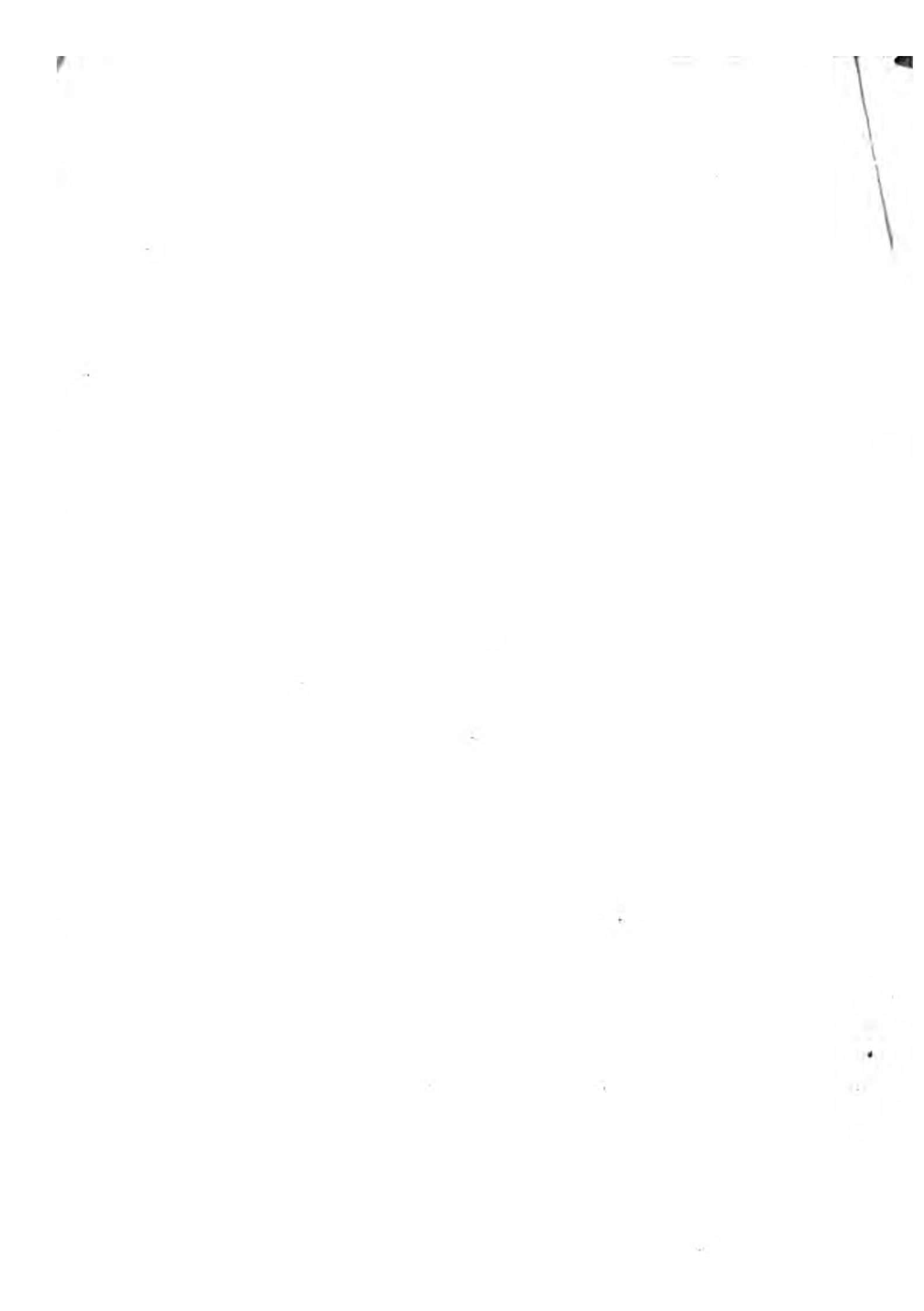
Julius Moser.







*Wilhelmine*



## Taubenfütterung.

„Tagesarbeit ist gethan,  
Und das Herz ist mir so froh,  
Steigen wir denn rasch hinan  
Zu dem heitern Castrico \*)

Nimm die Laute mit und laß  
Deine Stimme tönen drein,  
Daß wir uns dort oben das  
Dieses Frühlingsabends freun.

Base ist ja auch schon dort  
Mit dem Roden in der Hand,  
Und spinnt rüstig immer fort,  
Schauend weit in Meer und Land.

Auch hinauf den Kleinen nimm,  
Ist ja doch die Brustwehr hoch,  
So daß die Gefahr nicht schlimm,  
Wenn er sich nicht überbog.

Eine Hand voll Futter hier  
Nehm ich für die Tauben mit:  
Nun wohl an, so gehen wir,  
Oh' die Sonn' hinunterglitt.“

---

\*) So nennt man im Neapolitanischen das platte Dach der Gebäude.

Und der Abend ist so rein,  
Und die Aussicht ist so weit,  
Daß daran sich groß und klein  
Recht aus vollem Herzen freut.

Und schon fliegt ein Taubenpaar  
Auf das kleine Ziegeldach:  
Und sieh, eine ganze Schaar  
Folgt den beiden ersten nach.

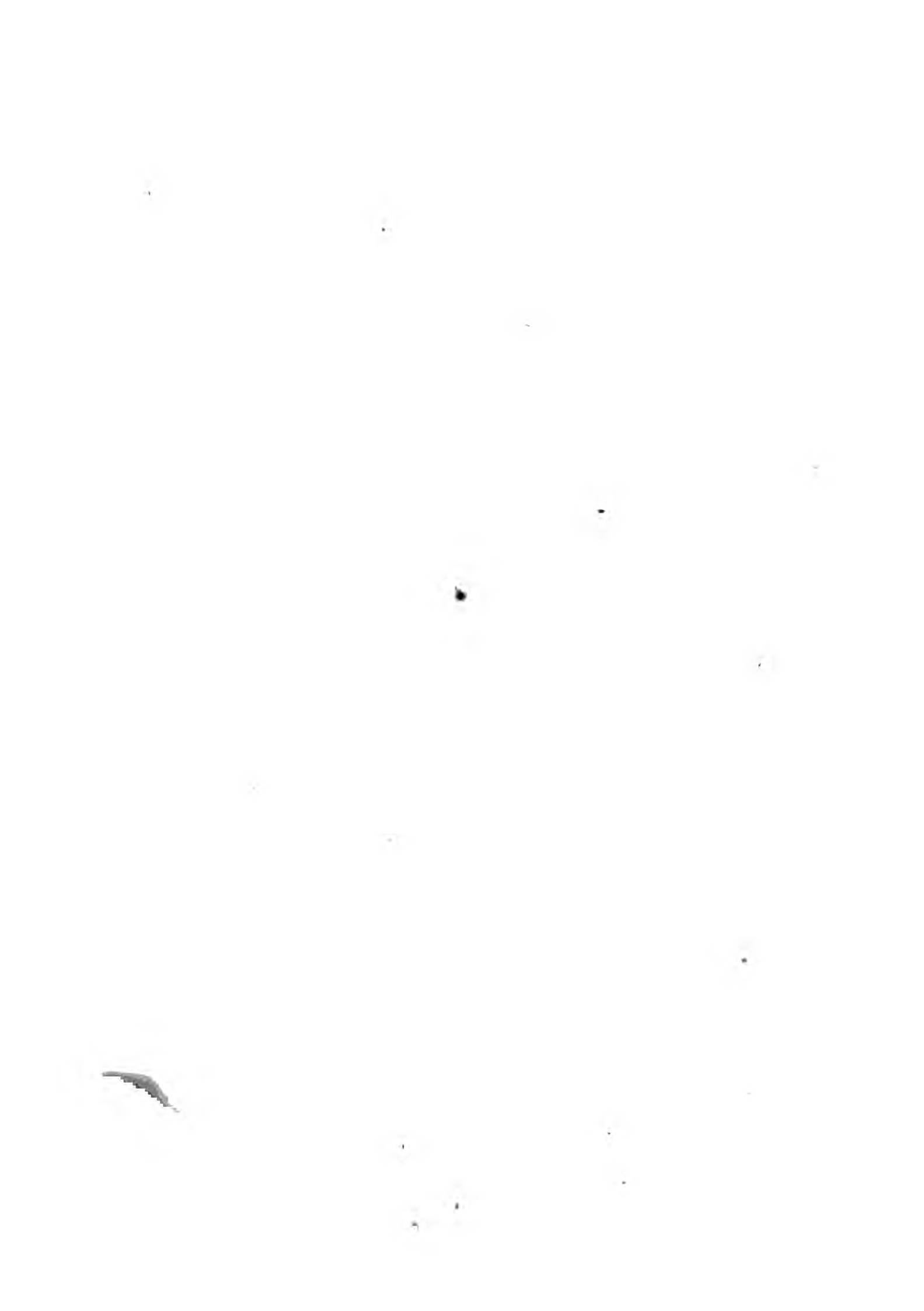
Beppo streut sein Körnchen aus,  
Und Gessina streut noch mehr,  
Und ein ganzes Taubenhaus  
Gurrt und pickt nun um sie her.

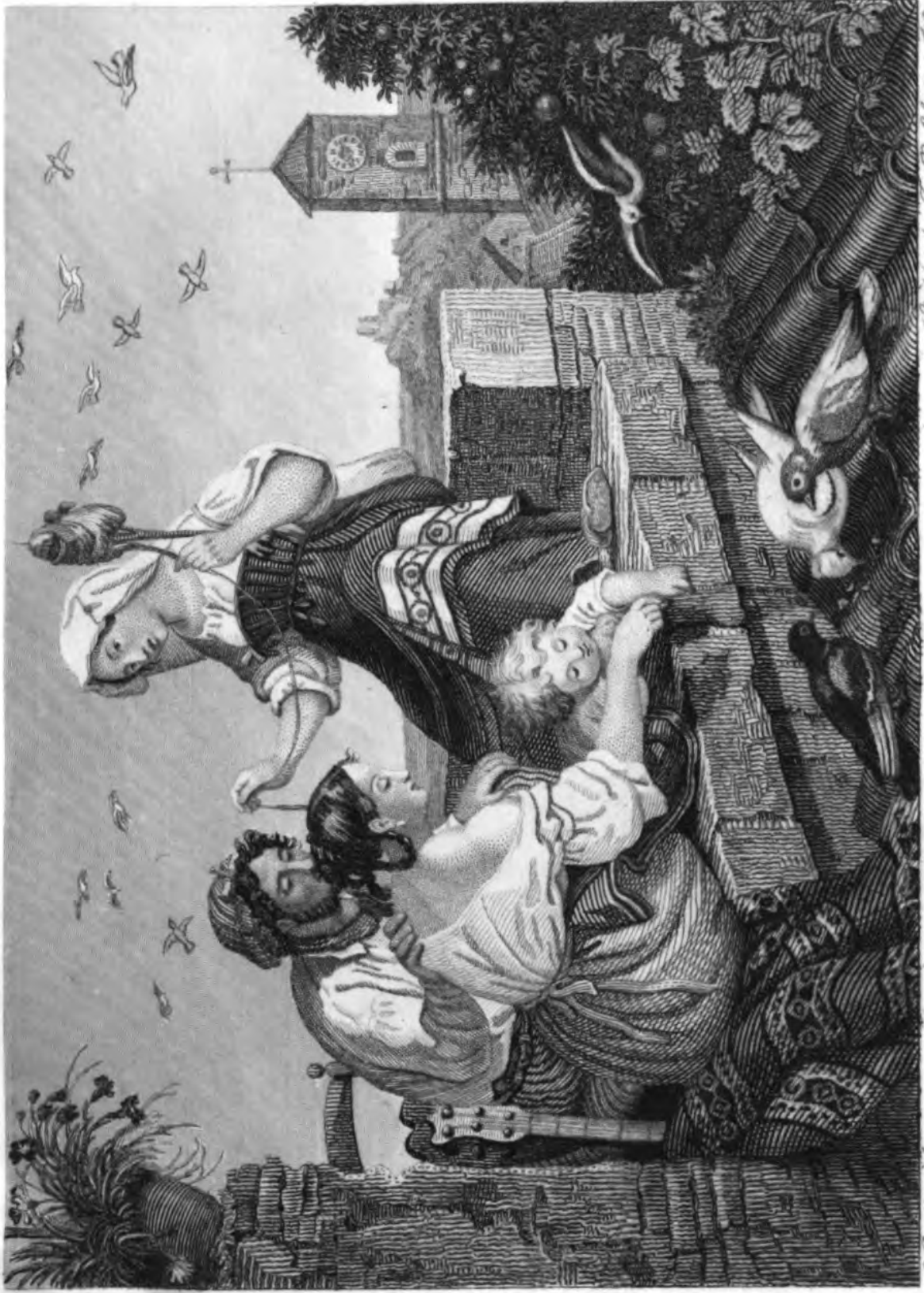
Freundlich schaut der Vater drein  
Und die Base lächelt froh. —  
Welche Lust muß das doch sein  
Auf dem kleinen Castrico!

L. h. Sell.



1. 2. 3. 4.





TAUBENFÜTTERUNG.





## Die Locanda in der römischen Campagna.

Leit're Jäger, frohe Becher,  
 Sitzen um den vollen Becher  
 Mittags unterm Nebengrün,  
 Kühl sie schützend vor der Sonne,  
 Und es dient zum Stuhl die Lonne  
 Bis sie rüstig weiter ziehn.

Um sie her die muntre Meute,  
 Hungrig nach der leckern Beute,  
 Die vom Tische ihnen fällt,  
 Daß bald oberhalb es singet,  
 Bald das Glas zusammen klinget,  
 Bald es unterm Tische bellt.

Sieh, da kommt ein andrer Jäger  
 Noch herbei, und plötzlich reger  
 Wird es in der Hunde Schaar,  
 Und als vollends dessen Rüden  
 Nahen, endet schnell der Frieden  
 Und es geht um Haut und Haar.

Auf springt jeder und will schlichten  
 Was sich um ihn her im dichten,  
 Wüthenden Gebeiß' packt;  
 Der wehrt mit dem Fuße stemmend,  
 Der gießt, sich an's Tischtuch klemmend,  
 Aus des Glases Katarakt.

Und die Frauen mit den Kleinen,  
 Unter Wimmern, Schrein und Greinen  
 Laufen sie davon in Eil,  
 Ober nehmen unter Lachen,  
 Da nicht selten solche Sachen,  
 An der lust'gen Scene Theil.

Doch am schlimmsten ist dort oben  
 Auf der Treppe aufgehoben  
 Der herab die Suppe trägt,  
 Aus der Thüre bei dem Raufen  
 Kommt der Hund des Wirths gelaufen,  
 Der nicht um Erlaubniß frägt.

Und um schnell dort zu erscheinen  
 Läuft er zwischen Kellners Beinen  
 Durch, als sei's ein offnes Thor;  
 Der kommt aus dem Gleichgewichte  
 Und das treffliche Gerichte  
 Strömt dem Flüchtling über's Ohr.

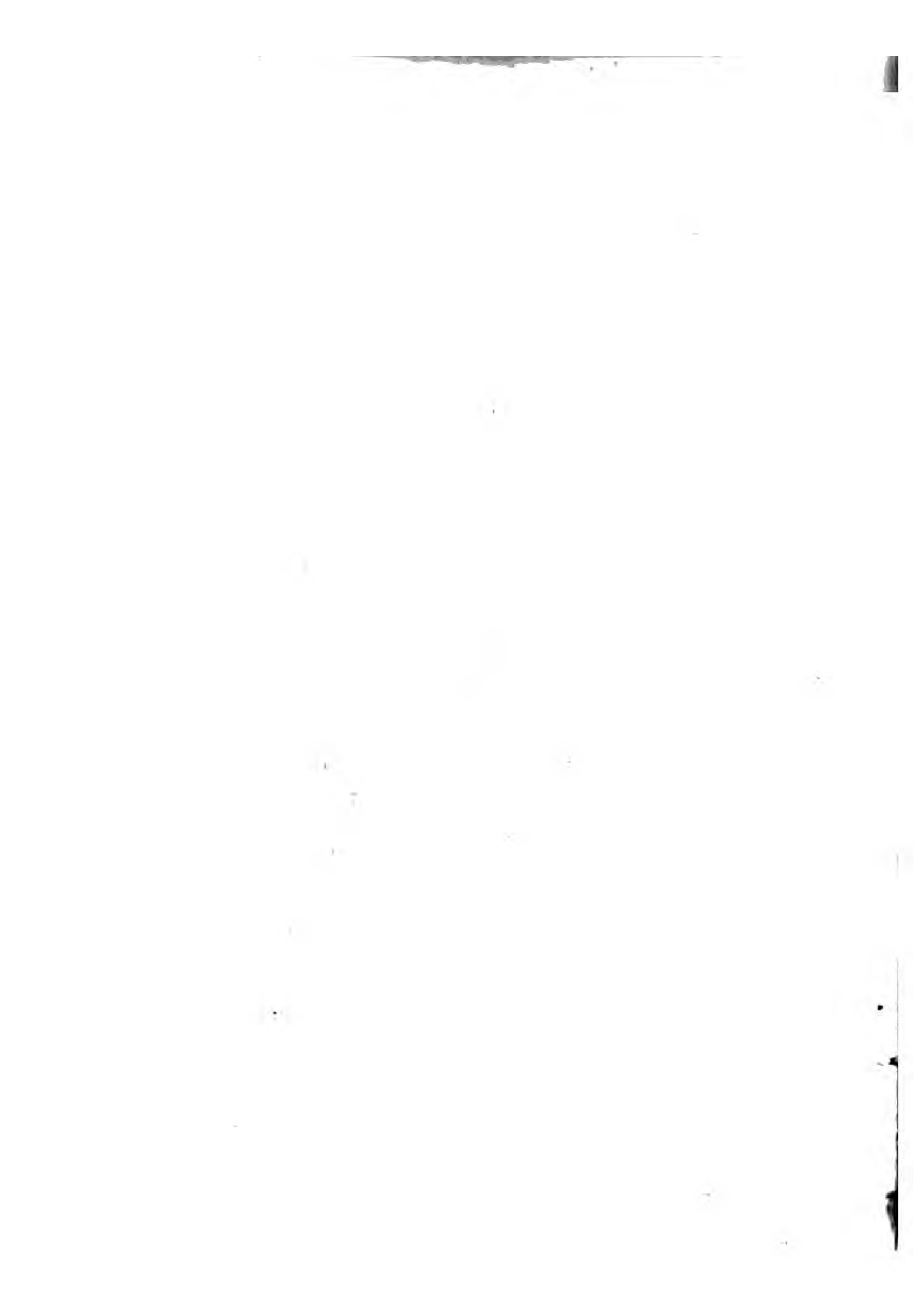
Ewig dauern nie die Kriege,  
 Hier auch haben des Genüge  
 Endlich Dogge, Pinscher, Spiß;  
 Nach der Prügel Friedensschluß,  
 Geht es wieder zum Genusse  
 Und zum etwas festern Sitz.

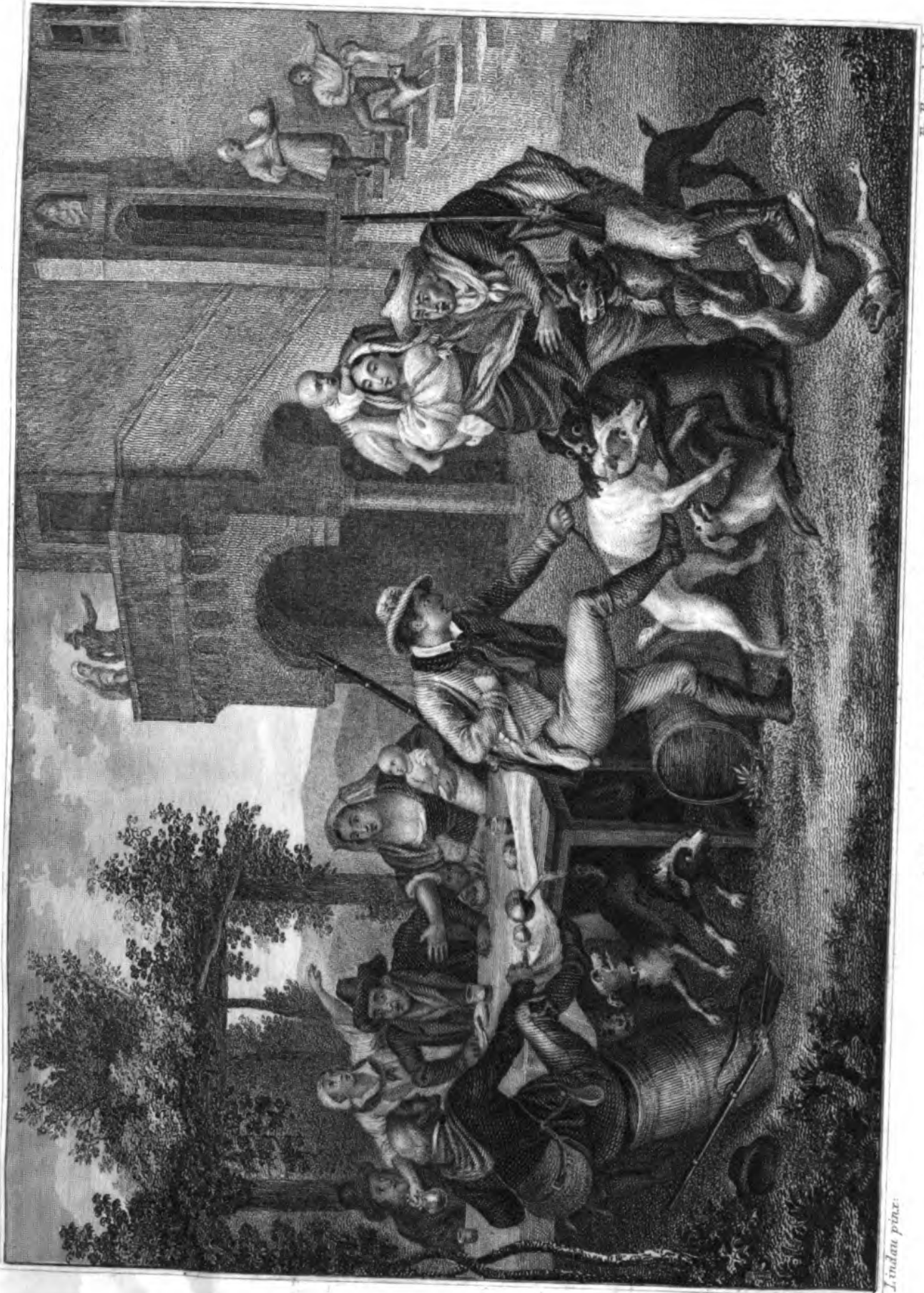
Th. Hell.



Small, dark, textured object, possibly a fossil or mineral specimen.

Small photo

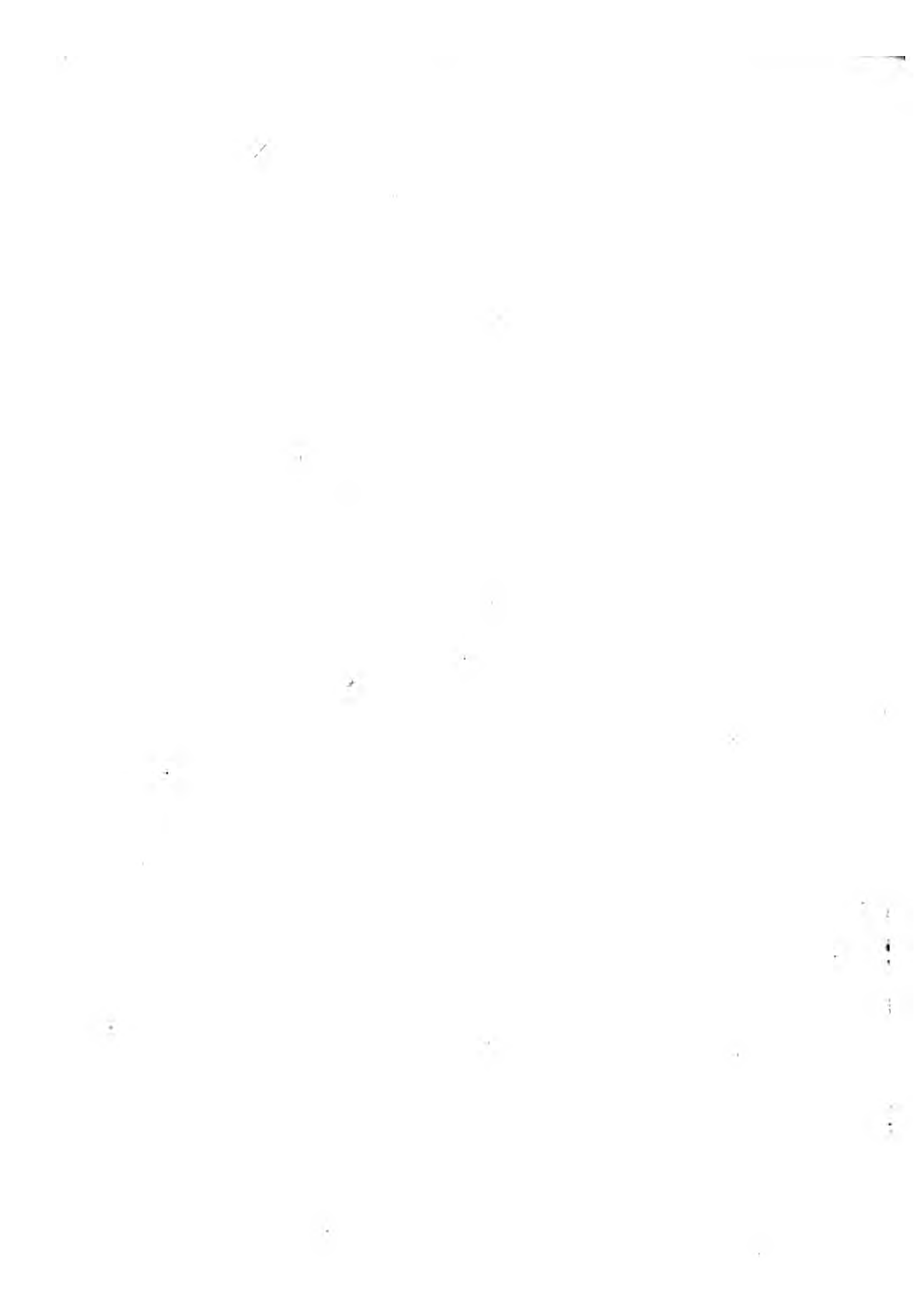




Lindau pinx.

Stahlschub. Druck durch Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Fr. Rensch del.





# Die Gefesselte.

Novelle von Bernd von Busch.

## 1.

Welch' Stern glüht, — welche Sonne auf der Bai?  
Es scheint ein Feuermeer! Nur fort! Schnell fort!  
Lord-Byron.

Es war eine stürmische unheimliche Nacht. Die Sichel des abnehmenden Mondes blickte nur selten durch die raschtreibenden Wolken, welche rastlos über den Himmel jagten, wie vermessene Wünsche, stets von neuen gefolgt. Ein scharfer Herbstwind faßte die mächtigen Eichen, daß sie die Häupter schüttelten, und trieb ihre fallenden Locken weit über den Strand. Kein Nachtigallenton flötete süße Lieder der Liebe im dichten Gebüsch, sie waren längst verstummt, seit der Frühling mit seinen Blüthen Abschied genommen hatte. Nur des Sturmvogels gellender Schrei schallte mißlautend vom Meere her, dessen Brandung hohl und zürnend zu hören war.



Und in dieser schlimmen Nacht voll schlimmer Zeichen wandelt ein Liebespaar hinauf zur einsamen Kapelle, wo ein verhüllter Priester die Kerzen anzündet und sich bereitet, den Segen über den heimlich geschlossenen Bund zu sprechen. Die zarte Braut zittert, wie das Gesträuch im Sturme, halb ohnmächtig schmiegt sie sich an den Geliebten, der wild und scheu die Gott geweihte Stätte betritt. Sie stehen nun vor dem Altare. Der Priester beginnt halblaut und oft stockend die heilige Handlung, seine tiefe murmelnde Stimme hallt vom leeren Gewölbe zurück und durch die offene Thür hat sich der Nachtwind eingeschlichen und treibt im dämmernden Raume sein unheimlich Spiel.

Eisige Schauer rieselten der Jungfrau durch die schönen Glieder; eintönig, wie fallender Tropfen Hall in der Felsenkluft, und unverstanden schlugen des Mönches abgebrochene Worte an ihr Ohr und als sie das bindende: Ja! sprechen sollte, lag sie in Ohnmacht an der Brust des Mannes, der ihr Schicksal an das seinige kettete.

„Genug! herrschte dieser dem Priester zu, der seine Trauformel unbekümmert fortsetzen wollte. Was fehlt, denk' ich mir. Schnell jetzt zum Schlosse zurück! Wir tragen sie!“

Auf ihren Armen trugen die beiden Männer das bewußtlose Wesen aus der Kapelle. Da strich ein schneidender Windstoß ihr den Schleier, womit sie sich bräutlich geschmückt hatte, vom Haupte, daß die dunkeln Locken fesselfrei hernieder fluteten. „Was flattert

dort Weißes hin?" fragte der Neuvermählte seinen Begleiter. Dieser bebte zusammen und starrte furchtsam in die Finsterniß hinaus, ohne ein Wort zu erwidern. Einzelne Regentropfen begannen zu fallen, es wurde mit jedem Schritte dunkler, die Wolken löschten das Mondlicht bis auf den letzten Schimmer aus. Der Priester forschte nach dem Wege, den sie nicht mehr zu erkennen vermochten, so nah sie auch ihrem Ziele waren; er athmete mühsam, sein ganzes Benehmen verrieth die bitterste Angst.

„Schämt sich der Mann Gottes nicht? sagte der Andere mit spottendem Hohne. Ist denn Gefahr vorhanden oder der mindeste Grund zu solcher Feigheit? Kreuz und Blut! Ich möchte Dir meinen Dolch zur Herzstärkung zu Kosten geben.“

„Gnädiger Herr, wir gehen auf das Meer zu, statt nach dem Schlosse, flüsterte der Mann im Ordenskleide, indem er festwurzelnd am Boden auch Jenen zum Stehen zwang. Ich bitt' Euch, verweilt, bis das Fräulein zu sich kommt, es ist ja unchristlich, ihr nicht zu helfen, sie kann sterben. Nehmt Euern Mantel hinweg, laßt ihr den Regen ins Angesicht träufeln. Dann geht sie allein, ich suche den Weg mit den Händen und habt Ihr das Schloß erreicht, will ich die ganze Nacht Wache stehen, mag es stürmen, wie es dem Wetter beliebt!“

Er hatte seine Rede mit geflügelten Worten beendet, aber sie machte keinen Eindruck auf den ungebuldigen Hörer. „Fort, sag' ich! rief er wild. Mir ist es lieb, wenn sie nicht zur Besinnung kommt!“

„Aber wir stürzen ins Meer! jammerte der Sträubende. Hört Ihr nicht das Brausen näher und näher?“ — „Das ist der Sturm!“ sagte Jener. — „Und kam uns der Wind nicht von der Rechten, der uns jetzt grad' in die Augen bläst?“ — „Kreuz und Blut! fluchte der Bornige. Du weckst mir das Mädchen!“ Was er hinzusetzte, wurde zum leisen Gemurmel, denn die Ohnmächtige erholte sich wirklich aus ihrer Betäubung. Sie richtete sich schnell auf, ihr erstes Gefühl war Schreck über ihre nächtliche Umgebung und als sie völlig ihrer Lage bewußt ward, zuckte es wie ein Schauer durch ihre Gestalt. Aber die Stimme, welche Gewalt über jede Faser ihres Herzens besaß, tönte wie süßer Harfenklang durch die Nacht: „Gott sei gedankt, meine Blanche!“

Sie schmiegte sich an seinen starken Arm, der sie schirmend umfing. „Ist es denn mehr, wie Traum?“ flüsterte sie. „Du bist mein, Blanche, rief der Mann. Wir sind verbunden durch Priesterwort. Stütze Dich fest auf mich, so jetzt, als durch das Leben!“ Sie schritten weiter auf ihrem pfadlosen Wege.

„Wo ist der heilige Mann, der uns eingesegnet hat?“ fragte Blanche. Und, rief sie erschreckend, der Goldreif, das Pfand Deiner Treue? Er fehlt an meiner Hand, Richard!“

„Sei ruhig, mein Weib! tröstete er sie. Hier ist der Ring, Deine Ohnmacht hinderte mich, ihn Dir zu geben. Doch laß uns eilen, die Nacht ist unfreundlich gegen uns, wie Dein Vater. Was bebst Du,

meine süße Blanche? Hast Du nicht Muth, hab' ich nicht Kraft? Nur eine kurze Spanne Zeit noch, dann wird sich Alles in Freudigkeit verklären, was Dir drohend erscheint."

„Wohin führst Du mich, Richard? fragte sie, da ihr Auge, jetzt nachtgewohnt, die nächsten Gegenstände zu erkennen strebte. Wir sind auf falschem Wege! Gott sei uns gnädig! Dort ist das Vorgebirg und unten die See!“ Er riß sie erschrocken an sich. „Hatt' er doch Recht? rief er laut. Reginald!“

„Du ruffst Deinen Diener? fragte sie. Ist er mit Dir gewesen? Ich sah ihn nicht.“

„Er soll den Weg suchen, rief der Mann ungeduldig. Wir haben die Richtung verloren und wer weiß, ob nicht im Schlosse Deine Abwesenheit ruckbar wird. Reginald! Der feige Bub' ist entflohen!“

„Laß es Dich nicht irren, mein Richard, sagte sie besonnen. Ich kenne den Pfad genau. Dort die Eichen, deren dunkle Masse Du siehst, verdecken uns das Schloß, wo ich ein Licht an mein Fenster gesetzt habe. Mich dünkt, ich sehe den Schimmer schon durch das Laub.“

„Kann das nur der Schimmer eines einsamen Lichtes sein? entgegnete Richard mit steigender Besorgniß. Blanche, das sind mehr Kerzen, als eine! Horch! Klang das nicht wie fernes Geschrei? Blanche, man hat Dich vermißt, das Schloß ist erleuchtet, man ruft Dich.“ —

In diesem Augenblicke stürzte ein Mensch durch

die Nacht heran. „A! ihr Heiligen! Montmarne brennt!“

„Reginald!“ schrie sein Herr entsetzt. Blanche war stumm vor jähem tödlichen Schreck. Sie flogen.

Da hatten sie die freie Aussicht hinter den Eichen gewonnen und zugleich die furchtbarste Gewißheit. Auf seinem fernen Hügel lag das Schloß Montmarne nicht mehr schwarz und schweigend, wie sie es vor Kurzem verlassen hatten, sondern durch alle Fenster sah man hin und wieder irrende Fackeln; vielfach verworrenes Rufen und Schreien schallte wüst durch die Nacht und aus einem wohlbekanntem Thürmlein zuckten glühende Feuerzungen am vergitterten Fenster: Blanche stieß einen lauten Schrei der Selbstanklage aus. Und wie sie mit athemloser Eile näher kamen, entfaltete sich mehr und mehr die grauenhafte Schönheit des nächtlichen Brandes. Die Flammen, welche im Innern des Thurmes an dem Holzwerk und Getäfel, dem Jahrhunderte Trockenheit gegeben hatten, immer neue Nahrung fanden, schlugen von Zeit zu Zeit in riesiger Höhe durch die Fenster gen Himmel, daß der kleinste Gegenstand auf der Flur taghell erkennbar wurde; dann sanken sie wieder zurück und ließen die Nacht um so schwärzer scheinen, bis ein neuer prasselnder Ausbruch erfolgte. Endlich brachen sie sich völlig Bahn, von allen Seiten sprühten Funken aus dem Thurme, der Sturm faßte lodernde Feuerbrände und nahm sie im weiten Bogen mit sich hinweg, die rothe Blut wallte hoch und höher um die Zinnen, daß der alte Thurm einem Riesen mit flammender Krone glich und

sein Widerschein fernhin über das Meer leuchtete, ein Wahrzeichen für die Schiffer, welche in dieser bösen Stunde mit Wind und Wogen kämpften.

„Dort jagen Kasse in verschiedener Richtung! flüsterte Blanche's Begleiter. Man hat Dich vermißt, man denkt uns nachzusetzen. Sei muthig! Wir kommen unbemerkt in das Gehege. Hörst Du Deines Vaters Stimme, wie er Befehl auf Befehl giebt?“

Sie waren ganz in die Nähe des Schlosses gekommen, wo ein wildes Gewühl von geschäftigen Menschen sich regte, in welches der Graf von Montmarne, der hoch zu Ross saß, sich vergebens mühte, einige Ordnung zu bringen. Richard und Blanche verloren sich unbemerkt in die Büsche des Geheges, hier bat der Mann die Bitternde, auf der Steinbank, wo er sie niederließ, den Ausgang der Dinge zu erwarten und entfernte sich. Dreißt nahte er nun dem brennenden Thurme, stieg die Leiter hinan, auf welcher ein paar kühne Gesellen dem Feuer Einhalt zu thun strebten und half löschten. Er achtete es nicht, daß sein Mantel versengt wurde, daß ihm Funken das Haupt umsprühten — so trieb er es eine Weile, dann stieg er wieder hinab und drängte sich in die Nähe des Schloßherrn. Dieser erkannte ihn sogleich beim Scheine der Flammen und rief mit Bewunderung: „Herr von Sainte-Croix! Geh' ich Euch? Wo seid Ihr gewesen? Wißt Ihr etwas von meinem Kinde.“

„Das Fräulein ist gerettet, antwortete Sainte-Croix kalt. Ich habe es in Sicherheit gebracht.“

„Ihr habt meine Blanche gerettet? rief der Graf von Montmarne mit jubelnder Freude. Und ich konnte glauben —! O führt mich zu ihr, laßt mich sie sehen, die ich verloren gab.“

„Sie ist außer Gefahr, erwiederte Sainte-Croix. Sendet ihr Frauen zu, sie weilt auf der Steinbank im Gebüsch. Uns aber laßt sorgen, daß nicht das Feuer vom Thurme auch die andern Gebäude erfasse.“

Der Graf sah jetzt mit steigendem Erstaunen, daß Herr von Sainte-Croix Spuren des Feuers am Mantel und Baret trug, er fühlte sich dadurch beschämt, denn er hatte gegen ihn schlimmen Verdacht gehabt. Rasch gab er Befehle, welche dienstfertige Frauen zu seiner Tochter schickten, er selbst blieb auf seiner Stelle, wo es ihm möglich war, die Maaßregeln wider den Fortschritt der Feuerbrunst anzuordnen. Sie hatten den gewünschten Erfolg. Der alte Thurm brannte allmählig aus, die Flammen wurden vom Winde in günstiger Richtung getrieben, daß kein Brand in das Schloß fiel; nach und nach sank die Glut und zehrte nur im Innern des Gemäuers. Da überließ der Graf die Sorge um die Löschanstalt seinem Majordomus, stieg vom Pferde und suchte sein Kind auf.

Blanche saß noch im dunkeln Gebüsch und hörte den trostreichen Zuspruch der Frauen, welche Gott für ihre wunderbare Rettung priesen, und, Jede einzeln, schauerhafte Gefahren bestanden haben wollten, sowohl von den Flammen, als auch von der Rohheit der Männer, welche in so verwirrenden Momenten alle Zügel abwerfen.

„Dankt Ihr den Heiligen, Fräulein, sagte die alte Küchenmeisterin des Hauses, daß Ihr einem so edlen Manne zur Rettung in die Hände fiel, als der Herr von Sainte = Croix. Ich habe ihn gesehen, wie er die Leiter hinauffstieg, er selbst brannte lichterloh, aber das galt ihm gleich. Und wie freute sich Euer gnädiger Herr Vater, als er ihm sagen konnte: das Fräulein ist gerettet.“

Blanche fühlte sich tief verletzt, ihre bis dahin reine Seele scheute sich vor der ersten Lüge, an welcher sie Theil haben sollte. Fand sich für Richard kein anderer Ausweg, als sich einer That zu rühmen, die er nicht vollbracht hatte? Und noch ein Gedanke grub sich qualvolle Bahn in ihrem Geiste. War es nicht aus ihrem Gemach, daß die Flammen leuchteten? Woher war das Feuer entstanden? Hatte das Licht, welches sie unvorsichtig an ihr Fensterlein gesetzt, brennbaren Stoff ergriffen und war sie demnach die Brandstifterin? Sie schauderte bei dem Gedanken. Wie sollte sie vor dem Angesichte ihres Vaters bestehen!

Da nahte er ihr, so mild und liebevoll, wie sie ihn nie gesehen hatte. Er rief sie mit zärtlichem Tone, hob die Bitternde zu sich empor und küßte sie — es war das erste Mal im Leben, daß er sich ihr so liebevoll zeigte und wie die Blume sich dem Sonnenstrahle erschließt, öffnete sich Blanche's Herz der milden Begegnung. Aber dies Gefühl der Wonne erstarb schnell, wie ein vorzeitiger Lenzhauch. Das Bewußtsein geheimes Unrechts kam frostig über die jungen Reime des



Vertrauens in Blanche's Brust und tödtete sie bis auf den letzten. Was ihr ein Born des Glückes, der reinsten Freude hätte werden können, das brachte jetzt nur Bitterkeit über sie und zwar durch eigene Schuld.

Der Graf führte sein Kind nach dem Schlosse zurück, für welches keine Gefahr mehr vorhanden war. Noch brannte der Thurm, doch keine Lohe schlug mehr über seine Zinnen empor, nur die staubenden Funken und der rothe Widerschein in den Wolken, die der Sturmwind noch immer über den Himmel trieb, gaben von der Glut im Innern des alten Gemäuers Kunde. Blanche sah verzagend hinauf, und außer ihr manches Auge, denn die seltsam geballten Formen der Wolkenbilder, denen der Feuerschein eine blutige dämonische Färbung gab, waren wohl geeignet, den Aberglauben zu wecken, um Zeichen der Zukunft in ihnen zu suchen. Da zog es heran wie mit aufgespannten Segeln eine mächtige Flotte, dann drängte es sich wild durcheinander, wie Kriegerschaaren, man wollte Rosse und Reiter erkennen, wehende Banner über dem Lanzenwalde und wenn der Wind stärker daherkam und die Unformen zerriß und aufrollte, glaubten die banger Zuschauer das grause Gewirr einer Feldschlacht zu sehen. Blanche aber wählte, aus dem Chaos ein großes rothes Kreuz, sich allmählig gestaltend, zu erblicken und das gab ihr Trost und Zuversicht, denn es galt ihr: das heilige Kreuz war ja der Name ihres Geliebten, ihres Sainte-Croix!

Als sie zum großen Portale des Schlosses kamen, trat ihnen Herr von Sainte-Croix entgegen. Der

Graf reichte ihm freundlich die Hand. Leute mit Meldungen über den Stand des Feuers kamen dazu, Blanche fand einen Moment, ihrem Freunde zuzuflüstern: „Keine Lüge, Richard! Unser Bund sei rein!“ Er nickte ihr lächelnd zu. Sie folgten dem Vater in den Saal, der hell erleuchtet war.

„An Schlaf ist nicht mehr zu denken, sagte der Graf. Setzt Euch zu mir, Herr von Sainte-Croix. Erzählt mir, wie es Euch gelungen ist, mein Kind zu retten. Ihr habt Euch ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben und sollt mich nicht säumig finden, Euch zu vergelten, wie ich vermag.“

Er sagte das mit einem gütigen Blicke, der auch seitwärts über die lauschende Blanche streifte. Ihr Herz erbebte. Wie anders, wenn der Vater in seinem Glauben Recht hatte, wenn Richard sie wirklich aus Feuersgefahr gerettet, und ihre Hand als Lohn seiner That rühmlich gewonnen hätte! Diese Hand besaß er zwar, aber nicht auf lauterem Wege — das fühlte sie jetzt schmerzlich, da ihr auf einmal gleich einem bösen Hohne die Aussicht vorschwebte, wie sich Alles hätte gut gestalten können. Kein neues Unrecht! dachte sie nur in ihrem raschen Ideenblitze und auffordernd traf ihr Auge den Geliebten.

„Ihr legt mir eine That unter, begann dieser, welche mich stolz und glücklich machen würde, deren ich mich aber nicht rühmen kann. Als ich mit Fräulein Blanche zusammentraf, war sie vor den Flammen sicher, ich führte sie nach der Steinbank im Ge-

hege, das ist mein ganzer Antheil an ihrer Rettung.“

„So habt Ihr Euch wenigstens mit Lebensgefahr darum bemüht, erwiederte der Graf, mit einem Blicke auf die Brandspuren, welche Herr von Sainte = Croix trug. Ich bin Euch nicht minder verpflichtet. Du aber, mein Kind, sprich, wie bemerktest Du das Feuer in Deinem Gemach und weißt Du nicht, wie es entstanden sein kann? Auf welche Weise bist Du entronnen? Ich sehe Dich in einem reichen Gewande, setzte er lächelnd hinzu, hast Du das retten wollen?“

Blanche war in tödlicher Verlegenheit. „Mein Vater, stammelte sie abgebrochen, ich weiß Eure Fragen nicht zu beantworten, ich kann nicht — ich war —“

„In solchen Augenblicken behält kaum der Mann Geistesgegenwart, bemerkte Sainte = Croix. Wie kann ein zartes Wesen, das vom Schlafe erwacht, die loddernde Gluth sieht, deren Veranlassung erforschen? Es sucht nur unwillkürlich nach Rettung, nach einem Auswege. Ich traf Fräulein Blanche in Ohnmacht fern von der Menge, als ich nach Wasser zum Felsenborn lief.“

Der Graf liebte seine Tochter. Es trat eine Pause ein, von sehr verschiedenen Gefühlen veranlaßt. Nach einer Weile begann der Graf von Neuem: „Kannst Du Dich auf nichts besinnen, mein Kind? Ich muß es wissen, ob das Feuer durch Fahrlässigkeit entstanden ist oder ob mir ein Bösewicht den Streich gespielt hat, der das Haus meiner Väter mit Untergang be-

drohte. Hast Du vielleicht eine Kerze brennen lassen? Oder viel umhergeleuchtet, daß ein Funke irgendwo gezündet haben kann?"

Blanche erglühte und erblich abwechselnd. „Sprich nur Wahrheit, Blanche, sagte der Vater gütig. Wie unvorsichtig Du auch gehandelt haben magst — Dein Ansehen verräth das — so hast Du es durch eigene Gefahr gebüßt. Also sprich, mein Kind, ich weiß zu verzeihen.“

Da warf das überströmende Gefühl die erschütterte Blanche an die Brust ihres Vaters. Der Augenblick war mächtig, er drängte sie ihr Geheimniß reuevoll zu offenbaren, des Vaters Gnade und Verzeihung zu erflehen. Richard sah mit finstern mahnenden Blicken zu ihr hin, doch die Thränen, welche ihr Auge verdunkelten, hinderten sie, seine Warnung zu erkennen. Der Graf suchte sie zu beruhigen, da sie ganz außer Fassung war; er sicherte ihr im Voraus seine Verzeihung zu, er bat sie, zu sprechen. Doch als sie immer und immer keine Worte fand, sagte er mit ruhiger Stimme: „Wohlan, meine Tochter, Du gestehst mir durch Dein Benehmen, daß Du es gewesen bist, deren Unvorsichtigkeit das Feuer veranlaßt hat. Das Wie? ist gleichgültig. Es freut mich nur, keinen Verbrecher in meiner Nähe zu wissen. Ich bringe nicht weiter in Dich, ich begehre nicht, Dich ferner zu quälen, ja ich fordere, daß zwischen uns nicht mehr von dieser Angelegenheit die Rede sei. Ich verzeihe Dir in Allem. Darum fasse Dich, Blanche, und erheitere Dein Angesicht. Die

Gefahr ist überstanden, wir gedenken der heutigen Nacht später mit Freuden — sie hat mir mein Kind neu geschenkt, sie wird auch für Dich nicht ohne Bedeutung bleiben.“ Er küßte die Weinende mit ungewöhnlicher Aufregung; ihr drangen seine Worte wie Pfeilspitzen in das innerste Mark. Nur der Herr von Sainte-Croix schien das Gleichgewicht zu behaupten, er kreuzte die Arme über der Brust und lächelte zufrieden. Es kam ein ruhiges Gespräch zwischen den Männern in Gang.

„Dein Kämmerlein mit allem Geräth ist nun freilich ein Raub der Flammen geworden, sagte der Graf im weiteren Verlaufe der Nacht, als schon der Morgen anbrach, zu seiner Tochter. Doch sollst Du dafür reich entschädigt werden. Ich will das Gemach Deiner Mutter, hart an dem meinigen, für Dich einrichten lassen, Du sollst all' ihr Geschmeide, all' ihre reichen Gewänder haben, was ich Dir erst zur bräutlichen Mitgift zugebacht hatte. Du verlässest mich nicht mehr, ich will Dir ein liebender Vater sein. Und wenn Du etwas auf Deinem Herzen hast, das Du zagst, mir zu entdecken, fasse Vertrauen, sprich es getrost aus — Du wirst Dich nicht in mir täuschen.“

Blanche richtete sich auf, lieblich glühend, wie eine thaublühende Rose. Aber in demselben Moment, wo das Geständniß ihrer Liebe, ihres raschen Schrittes, zu welchem die stürmische Ueberredung des Geliebten, die Entfremdung gegen den Vater, die er selbst bisher genährt, der Mangel einer mütterlichen oder nur

schwesterlichen Freundin das unberathene Mädchen getrieben hatte — in dem Moment, wo dies Geständniß ihren zitternden Lippen entfliehen wollte, brach ein furchtbares langnachhallendes Krachen, wie ein zermal-mender Donner, herein, als wollte das alte Schloß, das in seinen Grundfesten erbebte, zu Trümmern zer-schellen. Blanche schrie laut, doch unvernommen.

„Bleibt bei meiner Tochter, Herr von Sainte-Croix, rief der Graf schnellgefaßt. Ich sehe nach.“ Diener stürzten herbei mit der Meldung, daß der aus-gebrannte Thurm zusammengebrochen sei. „Ich kehre sogleich zurück, sagte der Graf hinauseilend. Sprecht ihr zu.“

„Blanche, mein Weib, mein Leben, rief Sainte-Croix, sie umfangend, fasse Dich, höre mich an. Die Minuten sind kostbar. Alles vereinigt sich zu unserm Glücke. Nur Klugheit, so ist unser Ziel erreicht.“

„O Richard, seufzte Blanche, wie furchtbar ist dieser Anfang! Welche Prüfung!“

„Du wirst sie bestehen, sagte er mit geflügelten Worten. Nur laß Dich nicht hinreißen zu irgend ei-nem thörichten Vertrauen. Was soll es uns helfen? Du siehst, Dein Vater ist wie umgewandelt gegen Dich und mich, er wird unser Glück durch seine Zustimmung krönen. Sind wir dann vereint, so braucht er nie zu erfahren, daß wir schon früher den Bund geschlossen haben.“

„Aber wir sind doch schon durch kirchlichen Segen verbunden, wande Blanche ein. Wenn auch der Vater

uns seine Einwilligung gäbe, wie sollt' es werden? Ein freventlich Spiel mit einer zweimaligen Trauung — das verhüte Gott und die heilige Jungfrau! Und der Priester, der uns heut eingesegnet hat, würde er nicht hervortreten? Könnte uns Heil aus der Sünde entsproßen? Nein, Richard, laß uns vor den Vater treten, laß uns ihm Alles gestehen, er wird gütig sein, er wird uns seinen Segen geben — jedes seiner Worte in heutiger Nacht deutet darauf.“

Sainte-Croix lachte bitter. „Traust Du Worten? rief er. Kennst Du den stolzen Grafen von Montmarne so schlecht daß Du wahnst, er werde das Vergehen wider sein väterliches Recht weichmüthig verzeihen? Läßest Du Dich täuschen durch die flüchtige Aufwallung, welche die Gefahr und Noth dieser Nacht für Dich in seiner kalten Brust erregt hat, kann sie die Erfahrung Deines ganzen Lebens vernichten? Hat sich der Graf Dir je wie ein Vater gezeigt, hat er Dir Lieb' und Freundlichkeit bewiesen? Oder hat er Dich nicht vielmehr bitter fühlen lassen, daß Du kein Sohn bist, sein hohes Geschlecht fortzupflanzen? — Liebe Blanche, halte fest an dem, was wir als unser Heil erkannt haben. Glaube mir, das gräßlichste Schicksal würde unser Loos sein, wenn Du Dich dem Grafen entdecktest. Er würde mich in ewiges Gefängniß werfen, wenn er mir ja das Leben ließe — und beides, Kerker und Tod, sollte mich nicht schrecken, wenn ich Dein Glück damit erkaufen könnte, aber könntest Du glücklich sein, auch wenn er Dich nicht mißhandelte,

nicht zu strenger Haft oder zum Kloster verurtheilte? Könntest Du glücklich sein in dem Bewußtsein, uns Beide durch Dein voreiliges Geständniß ins Verderben gestürzt zu haben? Würde mein blutiger Schatten nicht vorwurfsvoll Deiner Seele vorschweben, jede Freude, welche Dir etwa noch auf Deinen Lebenswegen blühen wollte, vergiften?"

„Halt ein!“ rief Blanche schauernd!

„So schwöre mir, nichts zu entdecken, bis ich Dir sage, daß es Zeit ist oder bis ich todt bin, drängte Sainte-Croix. Laß Dich nicht von thörichten Scrupeln ängstigen. Der Priester, der uns heut Nacht zusammen gegeben hat, wird niemals hervortreten und wenn es dazu kommt, daß wir im Beisein des Vaters durch die kirchliche Ceremonie verbunden werden sollen, so werde ich — das schwöre ich Dir bei meinem Rittereide — jeglichen Zweifel Deiner Brust zu lösen wissen. Eine zweite Trauung mit mir durch einen wirklichen Diener der Kirche soll Dir niemals bevorstehen, darauf meinen heiligsten Schwur. Gelobe mir also zu schweigen, bis ich Dir zu sprechen gestatte oder bis ich todt bin.“

„Wenn Du Deinen Schwur halten kannst, gelob' ich es Dir, sagte sie. Nur laß uns frei von so schwerer Sünde bleiben, ich fühle es tief, wie Unrecht auf dem Gewissen lastet. Ich hätte Dir nicht zur Kapelle folgen sollen ohne des Vaters Willen und Wissen. Schmerzlich fühl' ich das. Könnt' ich den Schritt zurück erkaufen —“

„Blanche!“ rief Sainte-Croix zürnend. Sie neigte



ihr Haupt. „Das ist kindisch! fuhr er fort. Geschehenes bereuen, ist fruchtlose Selbstqual, Thorheit schwacher Seelen. Ich hätte Dich stärker geglaubt. — Sei wieder froh, meine Blanche, wir sind vereint und tragen Alles, was uns befallen mag. Dein Vater wird gleich zurückkehren, vielleicht findet sich kein freier Moment mehr zur Mittheilung, darum künde mir schnell, welcher Ausgang Deinen Gatten ungesehen in Deine süße Nähe —“ Hier wurde seine Stimme zum leisen schmeichelnden Flüstern, er schlang den Arm um die reizende Gestalt und drückte sie an sich. Doch hocherröthet wand sie sich aus seinem Umfange, winkte ihm heftig, zu schweigen und hauchte mit bebendem Laute: „Richard! ehrst Du mich so?“

Er schlug ein helles Gelächter auf, das sie in ihrem Allerheiligsten verletzte. Eben trat der Graf ein und forschte nach der Ursache dieser lauten Fröhlichkeit, Sainte-Croix hatte flugs ein Märchen in Bereitschaft das er ziemlich wahrscheinlich vortrug. Blanche staunte — sie hatte ihn von dieser Seite noch nie gekannt, die Flecken an dem Bilde, das sie als Ideal in ihrem unerfahrenen Herzen trug, erschreckten sie wie böse Vorzeichen, und trübe Ahnungen senkten sich schwer auf ihre Seele nieder.

---

2.

Sind der Zukunft drohende Gestalten  
Deinem Strafgerichte noch zu mild,  
Der Vergangenheit Gespenster halten  
Mir vor's starre Aug' Medusens Schild.

Karl von Hohenhausen.

Die Sonne stieg über das herbstlich bunte Gehölz empor, welches vom Schlosse Montmarne sich weit in das Land hinaus erstreckte, wohl eingehegt durch Schranken für das zahlreiche Wild, das es in sich faßte. Der Morgen war frisch und klar, die Sturmwinde hatten sich ausgetobt, am Himmel schifften nur einzelne weiße Wölkchen im Hauche der kühlen Seeluft.

Am Fenster des Waffensaales, wo sich eine schöne Aussicht über das Küstenland und das ferne Meer bot, stand der Graf von Montmarne in tiefes Sinnen verloren. Er war ein hoher schöner Mann, kaum in der Hälfte der Dreißig, stolz und geistvoll sein edles Angesicht, feurig sein Auge unter der reinen Stirn, seine ganze Erscheinung ein Bild der Kraft und ritterlichen Anmuth. Wer ihn mit der zarten Frauengestalt verglich, welche nicht fern von ihm an einem Tischlein saß, mit einer köstlichen Arbeit beschäftigt, der hätte ihn für deren ältern Bruder halten müssen, wenn er nicht gewußt hätte, daß Blanche sein Kind war. Denn eine größere Aehnlichkeit mochte nicht leicht gefunden werden: derselbe schlanke Wuchs, dasselbe dunkelbraune Haar, Zug um Zug dasselbe Antlitz — nur Alles

weiblich weich und zart geformt. Auch Blanche war in ihr Inneres vertieft. Ihr braunes Auge strahlte nicht in dem Feuer kindlichen Frohsinns, wie es ihre funfzehn Jahre wohl entzündet hätten, die blühende Farbe ihres Antlitzes war zum leichten Rosenschimmer erblichen und so lieblich sie auch erschien, konnte doch die Veränderung ihres Wesens nicht verkannt werden. Des Grafen Blick hatte sie wohl bemerkt, aber er schrieb sie der angstvollen schlaflosen Nacht zu, und glaubte die Macht zu besitzen, seines Kindes Wangen mit leuchtender Blut zu färben. Sollte er aber der kindischen Neigung des Mädchens ein so schweres Opfer bringen? Er war der Letzte seines ehrenreichen Geschlechts — sollte er dem Wunsche entsagen, dessen Erbin einem Manne aus hohem weitberühmten Stamme zu verbinden, um seinen Namen in einem glorreichern untergehen zu sehen, wie ein Strom sich einem größern Strome zugesellt oder dem unendlichen Meere? Sainte-Croix, der namenlose Abenteurer, den sein Stern vor Jahresfrist nach Montmarne geführt, wo er die Gastfreundschaft seitdem fast bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen hatte, Sainte-Croix, dem es gelungen war, sich in das unbewachte Herz des Kindes — denn Blanche war bisher ein solches — zu schleichen, er sollte mühlos alles Gut und alle Ehren, welche die ruhmreichen Väter des Geschlechts zu Blanche's Erbtheil gehäuft, davontragen? Der Graf seufzte bei dem Gedanken, daß es laut durch den Saal klang und Blanche erschreckt auffah. — Es galt aber dem Glücke

feines Kindes. Gestern, als er Blanche in den Flammen untergegangen wähnte, als er sich bittere Vorwürfe machte, daß er ihr die Liebe, die er trotz des Grams um den mangelnden Sohn für sie fühlte, im Leben so wenig gezeigt hatte — da war der feste Entschluß in ihm rege geworden, ihr fortan ein treuer gütiger Vater zu sein, wenn sie ihm, wunderbar gerettet, wieder geschenkt würde, und ihrem Glücke niemals hinderlich zu sein. Wie nun gar Sainte-Croix herbeitrat und er ihn für den Retter seiner Tochter hielt, hatte ihn die Macht des Augenblicks so übermannt, daß er ihm ohne Zögern Blanche's Hand zugesagt haben würde. Aber der Moment ging vorüber, und heut erschien ihm das Verhältniß wieder im frühern widerwärtigen Lichte, es erwachte von Neuem das Mißtrauen gegen Sainte-Croix, das ihm Nachts einmal den Gedanken eingefloßt, dieser habe Blanche entführt und das Feuer angelegt, um seine Flucht zu schirmen, worauf er sogar Boten ausgesandt hatte, die Entflohenen zu suchen. Dessen schämte er sich zwar nun, aber das Mißtrauen, durch manche unklare Seite von Sainte-Croix's Charakter, welche wohl Blanche's unerfahrenes Auge, doch nicht der Scharfblick ihres Vaters übersehen konnte, veranlaßt, blieb wach und fragte immer von Neuem: Kann Sainte-Croix sie glücklich machen? — Er gelobte sich endlich, ihn streng zu prüfen und wenn er die Prüfung bestände und Blanche's würdig sei, — hier seufzte der Graf abermals und seinen Gedanken gewaltsam sich entreißend, blickte er stolz auf, verließ das

Fenster und trat zu seiner Tochter, mit welcher er die Vorgänge der Nacht besprach. Ihre unzusammenhängenden Antworten setzten ihn oft in Erstaunen, wie er auch ihre Verwirrung bemerkte, doch war er von jeher daran gewöhnt, daß Blanche in seiner Gegenwart sich befangen und blöde zeigte und er suchte sie nur durch erneute Freundlichkeit zu gewinnen.

Während dem traf der Herr von Sainte-Croix, welcher seit dem frühen Morgen hinaus in den Wald gegangen war, mit seinem Waffenträger Reginald zusammen. Es war eine dicht verwachsene einsame Stelle, recht passend zu einem Lager für scheues Wild oder zu einem Schlupfwinkel verwegener Gesellen, denen der Forstbann so wenig galt, als irgend ein anderes Befehl des Königs. Der Graf von Montmarne hatte in der That eine solche Bande zersprengt, mehrere Mitglieder an die Eichen knüpfen lassen und Viele im Gefecht erschlagen. Sainte-Croix wußte aus seiner Erzählung, daß hier der Sammelplatz der Geächteten gewesen war und es befremdete ihn, seinen Reginald im Gespräch mit einem fremden Menschen zu erblicken, der ein Pferd am Zügel hielt und mit einem kurzen Schwerte bewaffnet war. Als Beide ihn kommen sahen, reichte Reginald dem Fremden die Hand und trieb ihn augenscheinlich zum Aufbruch; der Mann saß auf, grüßte Sainte-Croix flüchtig und trabte durch die Bäume von dannen.

„Was hältst Du für Gemeinschaft mit Landstreichern? zürnte Sainte-Croix. Wer war das?“

„Habt Ihr ihn nicht gekannt? fragte Reginald.

Danket Euren Heiligen, daß ich dem Manne begegnet bin. Er ist auch einst dem Rufe Beauseant! gefolgt. —“

„Schweig, Verräther! rief Sainte-Croix, scheu nach allen Seiten blickend. Was sagst Du? Er hat Dich erkannt, er weiß um uns? Wer ist es, nenne mir ihn!“

„Er war nur dienender Bruder, gleich mir, erwiderte Reginald, doch von so gutem Adel, als ich und Ihr, der Ihr nur zu sehr vergeßt, daß ich Euch ebenbürtig bin, wenn mich schon die Gefahr zwingt, Euch vor den Menschen gnädiger Herr zu nennen.“

„Kreuz und Blut! rief Sainte-Croix ungeduldig. Nach dem Fremden frag' ich!“ —

„Jacques Tossigny heißt er, antwortete Reginald. Welchen Namen er jetzt führt, weiß ich nicht, er ist mit Mühe entronnen und seine gegenwärtige Lage sichert ihn vor jeder Verfolgung, ja vor jedem Verdachte, denn er steht in Diensten des Bischofs von Pamiers.“

Sainte-Croix's Augen rollten, er biß die Zähne zusammen und knirschte: „Unseres grimmigsten Feindes! Ständ' er hier vor mir, wie Du, kein Tropfen seines Herzbluts sollte mir entgehen!“

Er hatte die Hand an den Dolch gelegt, Reginald wich einige Schritte zurück und sagte hohnlächelnd: „Ihr könnt es mit ihm versuchen. Morgen oder spätestens in zwei Tagen trifft er im Schlosse Montmarne ein. Jacques Tossigny ist vorausgeschickt, dem Grafen davon Meldung zu thun.“

Erbleichend stotterte Sainte = Croix: „Du lügst!“

„Gilt nur hinauf, da werdet Ihr bald Gewißheit haben, sagte Reginald mit schadenfroher Miene. Der ehrliche Jacques hat mir's zugeschworen, daß der Bischof nach Montmarne kommt, um bei dem Grafen, mit dem er verwandt ist, für irgend einen andern Better um die Hand der schönen Blanche zu werben — Eurer rechtmäßigen Gemahlin!“ setzte er mit frechem Spotte hinzu.

„Teufel! Teufel! schäumte Sainte = Croix. Setzt da ich im Begriff stehe, ein Paradies mir zu gründen, in höchster Wonne zu schwelgen! — Da ist keine Wahl, wir müssen die Gefahr fliehen, wir müssen das Ungewitter vorüber gehen lassen. Doch nicht ohne den Preis meines Strebens will ich weichen — bei allen Teufeln, nein! Ich will ihre Klostereinfalt besiegen und war's mit Gewalt! Heut ist noch mein und die Nacht —“

„Wie, mein gnädiger Herr? fragte Reginald neugierig. Ihr seid noch immer schmachkend?“

Sainte = Croix warf ihm einen wilden Mordblick zu, vor welchem der Diener verstummte. „Schaff' mir eine Strickleiter!“ sagte er dann kurz und rauh. Reginald bückte sich demüthig. Als aber Sainte = Croix mit hastigen Schritten durch den Wald nach dem Schlosse zurück eilte, richtete sich der Waffenträger in seiner ganzen Länge auf und nickte mit dem Kopfe mehrmals hinter ihm her. Doch sprach er kein Wort.

Der Graf von Montmarne las das Schreiben, wel-

ches ihm der Bote des Kirchenfürsten überbrachte, mit großer Freude, denn der Bischof war der Lehrer seiner Kindheit gewesen und hatte ihn seit dem Tode seines Vaters, welcher in der Schlacht von Furnes wider die Engländer und Flandrer gefallen war, erzogen, bis er die Waffen führen und sich ihnen widmen konnte. Damals war der Bischof Legat des Papstes Bonifacius VIII. am Hofe König Philipps, sein Eifer für die Kirche gab ihm den Muth, dem Könige streng tadelnde Worte ins Angesicht zu sagen, worauf er verwiesen wurde. Zwischen jetzt und jener Zeit lagen lange Jahre, deren Verlauf nicht spurlos und ohne Bedeutung über das Land gerollt war — der Graf von Montmarne hatte seinen väterlichen Freund seitdem nicht gesehen und war durch die unerwartete Meldung, daß er, auf einer größeren Reise begriffen, für einige Tage bei ihm einsprechen wolle, sehr freudig überrascht, denn er konnte hoffen, in manchem sich neu gestaltenden Verhältnisse zu seinen Unterthanen, den Zweifeln welche ihn unsicher machten, durch den weisen Rath der Erfahrung entrisfen zu werden. Seine Befehle machten die Dienerschaft flink, zur gastfreien Aufnahme des Bischofs und seines Gefolges Anstalten zu treffen und der Herr von Sainte-Croix, der aus dem Walde zurückkehrte, fand ein reges Treiben im Schlosse, als gelte es, dasselbe wider einen anrückenden Feind in wehrhaften Zustand zu setzen. Ihm war es ein Feind! Er spähte umher, ob er nicht den Mann im blauen Rocke, den ihm Reginald mit dem Namen Jacques Tossigny bezeichnet, irgendwo erblicken



könnte. Ihm war der Name, wie der Mensch aus früherer Zeit nicht erinnerlich; sein Stolz hatte es verschmäht, sich um die zu kümmern, welche unter ihm standen, er hatte sie nur als stumme Werkzeuge behandelt und niemals Einen von ihnen so scharf in's Auge gefaßt, um ihn später wieder zu erkennen. — Sieh! Dort stand er! In der offenen Thüre des Gesindehauses lehnte der fremde Bote, hatte den einen Arm nachlässig unter das Wehrgehäng gesteckt und kräuselte sich mit der andern Hand seinen zierlich gestutzten Knebelbart. Sainte-Croix mußte ihn sprechen, kein Zeuge war nah, er ging rasch auf ihn zu. Der Sieur Tossigny schien aber nicht Lust zu haben, dem Kommenden Rede zu stehen, er drehte sich gelassen um und schlenderte, einen kriegerischen Marsch pfeifend, nach dem Stalle, wo mehrere Knechte laut verkehrten. Sainte-Croix blieb stehen und biß sich in die Lippen, jetzt zuckte es plötzlich wie ein Blitz über sein Gesicht: er erkannte die höchst eigenthümliche Weise, die Toner pfiff, wohl hatte er sie einst oftmals vernommen, doch in schmetternden Trompetenklängen — sie schlug jetzt an sein Ohr wie ein böser Hohn, sie schien ihm mehr als das, er fühlte eisige Schauer durch seine Adern rinnen und der Scheiterhaufen, dem er kaum entgangen war, thürmte sich riesig vor seinem Geiste auf, daß ihm der Troß brach und seine Kniee wankten. Doch war es nur ein schwacher Moment, der rasch vorüberging. Mit heißer Beschämung raffte Sainte-Croix seinen sinkenden Muth wieder auf und eilte klingenden Tritts über den Hof

nach dem Hauptgebäude, wo der Graf unter seiner eigenen Aufsicht die besten Zimmer für den hochwürdigen Gast einrichten ließ. Blanche war nicht sichtbar.

„Ich höre, daß Ihr willkommenen Besuch erwartet, sagte Sainte-Croix zum Schloßherrn, der ihn zerstreut begrüßte. Mich dagegen ruft ein wichtiges Geschäft von hinnen.“ Der Graf sah erstaunt auf.

„Ich habe gleichfalls einen Boten bekommen, fuhr Teneer fort, der Zufall führte mich im Walde mit ihm zusammen. Morgen mit dem Frühesten verlasse ich Montmarne, dessen Gastfreundschaft ewig in meinem Andenken leben wird, merkwürdig, wie sie war.“

„Ihr verlaßt uns doch nicht für immer?“ fragte der Graf, dem die Nachricht eine gemischte Empfindung erregte, da er an Blanche dachte und wie es diese treffen würde.

„Noch kann ich nicht wissen, wie sich meine Wege gestalten werden, erwiederte Sainte-Croix. Vielleicht führt mich das Schicksal nach Montmarne zurück, wenn Ihr Eure günstige Gesinnung, welche Ihr seit gestern gegen mich gefaßt, nicht unterdessen wieder ändert.“

„Herr von Sainte-Croix!“ rief der Graf.

„Glaubt Ihr Messire, fragte Sainte-Croix mit erhöhter Stimme, daß ich so verblendet gewesen bin, Eure Kälte, Eure Abneigung gegen mich in der langen Frist, welche ich unter Eurem Dache zugebracht habe, nicht zu bemerken? Und hat Euch Euer eigener Stolz nicht sagen können, daß nur ein mächtigeres Gefühl den ritterlichen Sinn, der mir inne wohnt, wie

Euch oder irgend einem adeligen Herrn des Landes, so weit beugen konnte, die saure Gastfreundschaft anzunehmen?"

„Ihr beleidigt mich, Herr von Sainte-Croix!“ rief Montmarne.

„Das wollt' ich nicht, antwortete Jener. Nur in Eurer Achtung wollt' ich mich festsetzen, um nicht, wenn mich einst mein Stern wieder in die Mauern Eures Schlosses führen sollte, als ein zudringlicher Gast zu erscheinen, sondern als ein Mann, der die Erfüllung seiner schönsten Hoffnung auf Erdenglück nur hier zu finden vermag. Setzt kein Wort mehr davon, weder in Gutem, noch Bösem. Von der Zeit erwart' ich, was sie nur zur Reise bringen kann.“

„Wohl Herr von Sainte-Croix, sagte der Graf. Hofft auf die Zeit, und gebt mir Euer Wort, vor Eurer Wiederkunft keinen Schritt zu thun, der voreilig wäre. Gelobt mir zu schweigen.“

Sainte-Croix reichte ihm unbedenklich die Hand. Dann trennten sie sich; der Graf ging wieder an sein Geschäft, Sainte-Croix suchte seinen Waffenträger Reginald auf, der noch nicht in das Schloß zurückgekehrt war. Er fand ihn nicht. Auch Blanche, mit welcher er zu sprechen brannte, verließ ihr Gemach nicht. So kam der Mittag heran und seine Ungeduld stieg aufs Höchste, als auch an der Tafel die Heißersehnte nicht erschien. Sie sei nicht ganz wohl, berichtete der Graf. Sainte-Croix zog die Augenbrauen zusammen, doch glättete er seine Stirn bald in gewohnter Selbstherr-

schung und knüpfte mit dem Hauskaplane, welcher der Dritte an der Tafel war, ein weitläufiges, höchst uninteressantes Gespräch an, während er die Speisen kaum berührte und nur einen Becher Wein nach dem andern hinunterstürzte. Als endlich die Mahlzeit beendigt war und er sich selbst überlassen, das Freie suchen konnte, athmete er tief auf, wie von einer schweren Last befreit, sein Auge sprühte in lang' gedämpftem Feuer und alle Muskeln seines Gesichts wurden lebendig. Hätte ihn die sanfte Blanche in diesem Augenblicke sehen können, sie würde sich vor ihm entsetzt, ihre Liebe vielleicht eine tödliche Wunde erlitten haben. Es sah ihn aber Niemand, denn er stand einsam vor dem Schlosse, an einen alten Baum gelehnt, dessen Krone von der Glut des brennenden Thurms in vergangener Nacht verdorrt war. — Endlich kam doch Einer des Weges, es war Reginald, welcher gemächlich, die Armbrust und ein erlegtes Wild auf der Schulter, zum Schlosse heimkehrte. Seines Herrn Stimmung verhieß ihm keinen freundlichen Empfang.

„Muß ich Dich suchen, fauler Knecht? schnob er ihn an. Gehst Du dem Wilde nach, wie ein Bannerherr, und vergiffest, daß Du mein Diener bist?“

„Ihr sorgt dafür, daß mir's im Andenken bleibt, erwiederte Reginald. Die Jagd übrigens steht mir zu, denn Ihr wißt, daß ich edel geboren bin, wie Ihr.“ Kaum hatte er ausgesprochen, als ihn ein wüthender Schlag seines Herrn ins Gesicht traf. Da wurde auch ihm die Galle rege, er blähte sich auf, wie ein zorniger

Hahn und schrie: „Es ist nicht klug von Euch, mich so zu mißhandeln, da Ihr doch wißt, daß ich plaudern könnte und mir ein Wörtchen schwer mit Gold aufgewogen würde.“

Sainte-Croix blickte finster, wie die Nacht. Es rang in ihm. Der Waffenträger bemerkte, daß er bleicher wurde, sein Blick immer schwärzer — Reginald zitterte.

„Verzeiht mir, gnädiger Herr, sagte er unterwürfig, daß ich mich von der Hitze zu so unziemlichen Reden verleiten ließ. Wir sind ja doch verbunden durch gleiche Gefahr und mit Euch brächt' ich ja mich selbst ins Verderben, da ich desselben Schicksals theilhaftig bin. Das wißt Ihr, gnädiger Herr, darum zürnt mir nicht über mein eitles thörichtes Wort und verzeiht, wie ein großmüthiger Löwe, der Beleidigung, die Euch nicht treffen kann.“

Sainte-Croix winkte verächtlich mit der Hand, Reginald verstummte. „Hat mich der Bote des Bischoffs von Pamiers erkannt?“ fragte Sainte-Croix.

„Ich glaube: nein! erwiederte Reginald stockend, als ob er sich besänne. Ich weiß es gewiß: nein! Denn wie sollte er Euch in meiner Gesellschaft vermuthen, da uns doch nur die Noth zusammengeführt und der Zufall, nachdem wir Beide an verschiedenen Orten, zu ganz verschiedener Zeit dem Tode entronnen? Auch bin ich wohl in früherer Zeit oft mit dem guten Jacques Tossigny zusammen gekommen, da wir Beide das schwarze Kleid der Aspiranten trugen, aber Ihr, ein hoher Ritter des Ordens —“

„Schweig! zürnte Sainte-Croix. Willst Du wider Deine Absicht zum Verräther werden? Was sollen diese ewigen Erinnerungen an die gefahrbringende Vergangenheit? — Reginald! Du bist mir treu, Du mußt mir treu sein, um Deines eigenen Heiles willen, denn mein Fall zieht den Deinigen nach sich. Forste diesen Jacques Tossigny aus, ob er mich kennt. Er ist mir verdächtig.“

„Der ehrliche Jacques! rief der Waffenträger. Nicht doch, gnädiger Herr! Und wenn er Euch auch erkannt hätte, so seid Ihr sicher, wie einst auf unsrer gesegneten Insel. Wie könnte er Euch verrathen, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen? Nicht den eigenen Diener würde der Bischof Bernhard schonen, wenn er wüßte, daß er ein ehemaliges Mitglied des heiligen — Ich schweige schon, gnädiger Herr. Seid versichert, ich werde Jacques mit aller Schlaueit erforschen, doch weiß ich im Voraus, daß er Euch nicht kennt. Und die Strickleiter habe ich bei einem geschickten Manne bestellt, der sie mir vor Abend bringen wird.“

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, ihre Strahlen umschimmerten die fernen Segel eines Schiffes, das der sichern Bucht zusteuerte; das Meer lag still und blau, ein Spiegel des darübergespannten wolkenleeren Himmels; am Ufer schloß jeder Baum mit unbewegten Zweigen und die Vögel sangen ihr Abendlied. War es die Macht der Stille, welche die ganze Natur umsing, daß der leidenschaftlich wilde Ausdruck von Richard Sainte-Croix's Zügen verschwand, oder hatte er die

nahende Blanche bemerkt und stellte sich nur, als sähe er sie nicht?

Der herrliche Abend, der wie ein Nachgruß des entflohenen Sommers über die Flur schwebte, hatte Blanche aus ihrem einsamen Zimmer in das Freie gelockt, sie kam in Begleitung ihrer Jose, welche, als sie den Herrn von Sainte-Croix erblickte, unter einem Kleinen Vorwande zurückblieb, doch so, daß ihr nichts entgehen konnte, was zwischen den Beiden vorkam. Jetzt wandte sich Sainte-Croix um und die hellste Freude strahlte von seinem Antlitz, er kam Blanche rasch entgegen, während er einen vornehm verscheuchenden Blick nach der fern lauschenden Jose sandte, dem diese jedoch unerschrocken Stand hielt.

„Endlich, endlich! rief er. Hat wohl ein Mann je eine solche Brautnacht verlebt, wiewohl die Hochzeitfackel, die uns gezündet wurde, sehr großartig war? Du graufames Weib! Sammert Dich nicht des Mannes, der sich verzehrt in Sehnsucht nach Dir, der bittet, wo er fordern kann?“

„Willst Du mich verscheuchen? war ihre Antwort. Richard, wie bist Du anders, als sonst!“ Sie wagte den Blick nicht zu ihm zu erheben, er aber lachte und sprach: „Hast Du gemeint, Du schüchternes Kind, ich würde mich mit dem Namen Deines Gatten begnügen, ohne mein Recht einzufordern? Was sagst Du denn, Blanche! Sind wir nicht vor Gott verbunden? Dein Sträuben ist wider alle Vernunft.“

„Wir sind vor Gott verbunden, aber nicht vor den

Menschen, erwiederte sie mit bebender Stimme. Bis unsere Verbindung den Segen meines Vaters erhalten hat, sprich kein Wort mehr auf diese Weise zu mir, wenn Du mich nicht auf ewig aus Deiner Nähe verbannen willst. Ich bin fest, das schwöre ich Dir bei der makellosen Jungfrau!" Es hatte ihr große Anstrengung gekostet, so viel zu sprechen.

Sainte-Croix verwünschte die Zofe, welche sich ihnen näherte, so daß es ihm unmöglich war, Blanche Alles zu sagen, was er im Sinne hatte. Er flüsterte ihr nur in großer Eile zu, daß er morgen das Schloß verlassen müsse. Sie erschrock heftig und sah ihn mit quellenden Thränen an. „Ich muß Dich noch sprechen, schloß er seine Rede, ich will Dein Vorurtheil ehren, so kindisch es ist, nur eine Stunde ungestört in Deiner Nähe will ich weilen. Wo ist Dein Fenster? Sprich Blanche! Rechts oder links neben Deines Vaters Gemach?" Sie schüttelte heftig abweisend den Kopf und ging ihrer Zofe entgegen, welcher sie vergebens ihre Bewegung zu bergen strebte. Das Mädchen sah sie mitleidig an.

Sainte-Croix war außer sich über ihren Widerstand. „Jetzt ist der Moment, dachte er, jetzt oder nie. Der Gedanke der Trennung muß sie überwältigen. Fort mit unnützer Rücksicht!" Er trat entschlossen auf die Zofe zu und befahl ihr, für das Fräulein einen frischen Trunk Wasser zu holen — Blanche's Aussehen schien sein Verlangen zu rechtfertigen. Aber mit einer Heftigkeit, welche das Mädchen noch nicht an ihrer Herrin



gekant hatte, rief diese: „Bleib, Dolette, ich bedarf nichts. Vielen Dank, Herr von Sainte = Croix, bemüht Euch nicht um mich.“ Sie nahm den Arm ihrer Zofe und kehrte in das Schloß zurück, aus dessen Portal eben ein Trupp Gewaffneter auszog, um das Fahrzeug, welches in der Bucht Anker geworfen hatte, zu beobachten, ob es in feindlicher Gesinnung gekommen und welcher Nation es zugehörig sei.

Noch eine lange Weile stand Sainte = Croix unter dem Baume und sah den zur Küste hinabziehenden Krieger nach. Die Sonne sank eben in das Meer, dessen Wogen wieder zu schwellen begannen und rothglühende Rämme im Abendscheine aufbäumten. Schon so nah war die Nacht und noch immer nichts eingeleitet; morgen aber mußte er fliehen, wenn er nicht Marter und Tod erleiden wollte — darum galt es, die Zeit zu benutzen. Er suchte Doletten auf, deren Gunst er schon früher gewonnen hatte, er verhiess ihr reichen Lohn, wenn sie als Vertraute seine Liebe zu ihrem Fräulein unterstützen wollte; sie fühlte sich geschmeichelt und versprach das Ihrige zu thun. Als die Dämmerung tiefer eingebrochen war, kam der Mann aus dem Dorfe herauf, der die Strickleiter für Reginald verfertigt hatte und brachte sie ihm. Eine stürmische Freude lachte in Sainte = Croix's Brust, wie er das leichte Geflecht in Empfang nahm, „bin ich erst in ihrem Gemach, so drohe ich, mir bei dem ersten Laut, den sie giebt, den Dolch in das Herz zu stoßen; ihre Liebe zu mir ist stark, der Abschied wird sie hingebend stimmen — Triumph!“ Mit solchen Ge-

danke überantwortete er die Strickleiter an die füsige Dolette, welche sie ohne des Fräuleins Wissen im Fenster befestigen, und dessen einen Flügel nur anlehnen, nicht schließen sollte.

Der Graf von Montmarne war inzwischen selbst zu Roß gestiegen, da ihm ein zurückkommender Reiter sehr zweideutige Meldungen über das fremde Schiff gebracht hatte. Er wollte sich mit eigenen Augen von der wirklichen Lage der Dinge überzeugen und seinem Amte als Hüter der Küste für den König, seinen Herrn, Genüge thun. Wie er nun in grader Richtung über Feld und Stein der Bucht zutrabte, geschah es, daß ihm beim Sprunge über eine Hecke der Sattelgurt platzte und er fast mit Zeug und Wehr vom Rosse gestürzt wäre. Sehr erwünscht kam ihm daher ein Mann, der vor ihm herschritt und bei seinem Unfalle, den er sogleich trotz des schwachen Zwiellichts bemerkte, zur Handleistung beizsprang.

„Sieh da, seid Ihr es, Meister Koloffe? rief der Graf erfreut. Da schaut her, das schlägt in Euer Handwerk. Habt Ihr Pfriem und Pechdrath bei Euch, den Schaden zu heilen oder muß ich suchen, langsam nach Hause zu kommen?“

Der Meister versicherte, den Riß des Gurts nothdürftig flicken zu können, und während er ans Werk ging, fragte ihn der Graf, was ihn so spät über Land führe.

„Ueber Land nicht, antwortete der Meister, ich komme aus dem Schlosse, wo ich Arbeit abgeliefert habe, — Diebsarbeit! Hab' mich geschämt, gnädiger Herr,

sie zu machen, aber sechs Kinder wollen Brot und der Kerl versprach mir einen Turnosen, da macht' ich das Ding — eine Strickleiter, gnädiger Herr! Weiß Gott, wo der verbrannte Gesell damit einsteigen will, ob zu Geldraub oder zu Jungfernraub. Schafft's Euch vom Halse, das fremde Volk — nichts für ungut, gnädiger Herr, aber Ihr thut nicht gut, ihm Zuflucht zu geben, da es noch kein Mensch bei einer heiligen Messe gesehen hat."

„Was schwagt Ihr, Meister? fragte der Graf. Von wem spricht Ihr? Und wem habt Ihr die Strickleiter gemacht? Einem von meinen Gästen?"

„Ja wohl, einem von Euren Gästen, versicherte Meister Koloffe. Der Knecht des fremden Edelmanns, der schon so lange in Montmarne ist und nicht in bester Absicht, sagen die Leute; er hat die Strickleiter bei mir bestellt. Vielleicht nicht eben für sich. — Das wird doch nicht halten, gnädiger Herr, der Gurt ist ganz unbrauchbar, Ihr thätet am Besten, nach Hause zurückzuführen, auch wird es ganz finster und bei der Kapelle ist es nicht geheuer, gestern in der abscheulichen Sturmnacht ist Licht dort gesehen worden. Ich halt' Euch den Steigbügel, gnädiger Herr, sitzt auf! Ihr thut am Besten, nach Hause zu reiten."

„Gewiß, gewiß! rief der Graf hastig, indem er sich in den Sattel schwang. Dann jagte er heimwärts und kehrte sich nicht an Meister Koloffe's Schreien, der ihm Vorsicht anempfahl. Die Worte des ehrlichen Handwerkers hatten Eindruck gemacht, denn wo ein

Funke schläft, bedarf es nur eines leichten Hauches, ihn zu wecken. Reginald, der Waffenträger des Herrn von Sainte-Croix, hatte eine Strickleiter bestellt und das armselige Werkzeug überreich bezahlt — was wollte er damit? Formloser Verdacht regte sich in des Grafen Geiste, er mußte Gewißheit haben, darum spornte er den starken Hengst zum vollen Laufe und in wenig Minuten donnerte sein Hufschlag durch das gewölbte Thor in den Schloßhof. Die Knechte sprangen herbei und fragten nach dem Feinde. „Wo ist Herr von Sainte-Croix?“ rief der Graf. Sie wußten es nicht, aber Reginald fand sich im Gesindehause, wo er mit dem Boten des Bischofs von Pamiers die alte Freundschaft beim Becher erneuerte. Unwillig leistete er dem Rufe Gehör, der ihn zum Grafen beschied. Dieser stand noch im Hofe, ungeduldig wie Einer, der nicht gewohnt ist zu warten. „Wo ist Dein Herr?“ — Reginald zuckte die Achseln. „Du hast eine Strickleiter gekauft?“ — Reginald stuzte. — „Wozu?“ — Der Diener zuckte abermals die Achseln und sagte: „Für meinen Herrn. Wohl zur Jagd. Einem Adler ins Nest zu steigen oder sonst einer vergnüglichen Unternehmung wegen.“ Er lachte dabei ziemlich frech und war offenbar trunken. Der Graf wandte sich ohne ein Wort hinzuzufügen von ihm ab und ging mit drohenden Schritten die Steintreppe hinauf, grades Weges nach dem Gemache seiner Tochter. Als er die Thüre aufzog und seine hohe Gestalt, blihenden Auges, flammenden Angesichts in das Zimmer trat, wo er

einen Wortbrüchigen zu finden vermeinte, sah er nur die Jose am Fenster beschäftigt, welche bei seinem Anblick einen lauten Schrei ausstieß und wie ein erschrecktes Wild zur Seite bebte. „Wo ist meine Tochter? rief der Graf mit starker Stimme. Was schaffst Du hier?“ Er trat näher, das Mädchen hatte alle Geistesgegenwart verloren, sie stürzte auf die Kniee und flehte um Gnade. Jetzt fiel sein Blick auf das Fenster, er bebte krampfhaft, riß die Kerze vom Tische und sprang hinzu: da hing, stark geknüpft, die Strickleiter in die Nacht am Fuße der Schloßmauer hernieder. Raumb seiner Sinne mächtig, zückte der Graf die funkelnde Klinge über der Vernichteten: „Gesteh oder Du stirbst! Wohin?“ Er währte das Paar entflohen.

Aber Dolette fand in der Todesgefahr die Sprache wieder und Alles, was sie zu gestehen hatte, stürzte wie ein sprudelnder Kataract von ihren Lippen. Da trat auch Blanche, welche wirthlich beschäftigt gewesen war, still und unbefangen, wie immer, in das Gemach; sie erschreckte zwar, als sie des Vaters Zorngestalt, wie die eines Richters, über der Knieenden Dolette erblickte, doch trug ihr Schreck nicht den Ausdruck der Schuld, nur der Furcht. „Um Gotteswillen, mein Vater!“ rief sie. Und der Vater, zitternd noch vor Zorn und Entrüstung, stieß das Schwert in die Scheide, umarmte sein Kind mit inbrünstiger Hefigkeit und sagte, auf das Bild des Heilandes über dem Betstuhl zeigend: „Auf Deine Kniee, meine Blanche! Danke dem Herrn für Deine Rettung.“ Dann riß er sich los von der

Erschütterten und winkte Doletten, welche in Todesangst ihr Schicksal erwartete, ihm zu folgen. In sein eigenes Zimmer brachte er sie und warf den Riegel vor die Thüre. Hierauf ging er zum Waffensaale, wo er seinem Leibdiener Befehl gab, den Herrn von Sainte-Croix zu ihm zu rufen.

Es währte geraume Zeit, ehe er kam. Endlich, nachdem der Graf schon hundert Mal die weite Halle durchkreuzt hatte, wurde die Thüre aufgerissen und Herr von Sainte-Croix trat ein. Sein dunkles Auge prüfte scharf des Grafen Gesicht, doch was er auch wahrnehmen mochte, nicht das kleinste Zeichen in seinem Wesen verrieth es. Mit gemessener Haltung und kalten Blicken, die Linke im Mantel über die Brust gelegt, schritt er auf seinen Gastfreund zu und fragte nach dessen Begehr. Montmarne, auf's Aeußerste gereizt durch diese eisige Ruhe, rang einen Augenblick nach Worten, dann brach er plötzlich aus und seine Rede donnerte wie die Brandung im Sturme: „Du fragst, was ich will! Sagt es Dir nicht Dein eigenes Bewußtsein? Wortbrüchiger, Schändlicher!“

Herr von Sainte-Croix warf den Mantel zurück und legte die Rechte an sein Schwert.

„Was hindert mich, fuhr der Graf fort, meine Knechte zu rufen, Dich in Ketten und Banden zu werfen, den Frechen, der die Ehre meines Hauses zu verletzen trachtet? Drohe mir nicht! Ich kenne keine Furcht! Weg die Hand von der Klinge oder ich lasse sie Dir zerbrochen mit Deinem Wappen in die Grube werfen!“

Zieh ab mit meiner Verachtung und Deiner Schande, lasse Dich nie mehr im Gebiet von Montmarne betreffen oder Dein Kopf ist dem Henker verfallen!"

„Bin ich wahnsinnig? schrie Sainte-Croix mit starker Stimme drein. Was wollt Ihr? Was schmäht Ihr mich, wie ich es nur von Blanche's Vater ertrage?“

Der Name seiner Tochter wirkte auf den Grafen wie ein Speerstich auf den gereizten Löwen, er riß eine schwere Streitart von der Mauer herab und hätte im blinden Zähorn gethan, was ihn ewig gereut haben würde, wenn nicht in demselben Augenblicke der Führer des ausgesandten Kriegerhaufens eingetreten wäre, um seine Meldung zu machen. Er stuzte und griff zur Wehr, denn er glaubte seinen Herrn von dem Fremden bedroht.

„Laß gut sein, Tanneloup! sagte der Graf kurz. Geh, harre draußen meines Rufs.“ Der Bewaffnete ging widerstrebend hinaus, indem er feindselige Blicke auf Sainte-Croix warf, der mit festgeklemmten Zähnen ein Bild des Trostes vor dem Grafen stand. Montmarne hatte sich wieder gefunden.

„Wir sind mit einander fertig, Herr von Sainte-Croix, sagte er. Die armselige Magd, Eure Verbündete hat Euer ritterliches Vorhaben bekannt, ich sah die Leiter, welche Euer Schildknappe mit schwerem Gelde gekauft, am Fenster und weiß Alles. Zwischen uns kann nichts mehr gemein sein, weder jetzt noch in Zukunft. Ihr wolltet morgen früh Montmarne ver-

lassen — thut es lieber gleich. Ich bin es meiner Tochter Ehre schuldig, ihren Feind keine Stunde mehr im Schlosse zu dulden, es sei denn als Gefangenen.“

„Auf das Zeugniß einer elenden Magd, eines treulosen Knechts tretet Ihr den guten Namen eines Edelmannes mit Füßen! rief Sainte-Croix, bebend vor Grimm. Ich will mich nicht erniedrigen, ein Wort gegen die schändliche Lüge zu sagen. Wir sehen uns wohl noch wieder, Graf von Montmarne und Ihr sollt des heutigen Abends gedenken.“ Damit drückte er das Barett tief in die Stirn und verließ die Halle. Kurze Zeit darauf wurde dem Grafen gemeldet, daß der Herr von Sainte-Croix mit seinem Diener, vollständig zur Reise gerüstet, aus dem Schlosse abgezogen sei.

---

### 3.

Aber leider, ach! bestürmen dieses Herz  
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.  
Goethe.

Blanche hatte eine schlimme Nacht verlebt. Nachdem ihr Vater mit der Zofe, deren Vergehen sie nicht ahnte, ihr Zimmer verlassen hatte, war sie lange einsam geblieben, bis endlich ein anderes Mädchen erschien, welches ihr verkündigte, daß Dolette auf Befehl des Herrn eingesperrt sei und ihren Dienst bei dem Fräulein verloren habe. Eben trat auch der Graf ein



hieß die Dirne hinausgehen und nahm, als sie Folge geleistet, die unselige Strickleiter, welche er in der Aufregung seines frühern Hierseins vergessen hatte, vom Fenster, sehr erfreut, daß sie von der neuen Zofe nicht bemerkt, vielleicht gemißdeutet worden war. Blanche erstaunte: „Was ist das, mein Vater? Ueberhaupt, erkläre mir —“

„Ich bin Dir Erklärung schuldig, sagte der Graf, doch kann ich sie Dir nicht vollständig geben. Begnüge Dich mit der Versicherung Deines Vaters, daß die Gefahr, in welcher Du schwebtest, durch die Gnade Deiner Schutzheiligen abgewendet worden ist.“ — Er besann sich eine Weile, dann sprach er plötzlich entschlossen: „Warum verhehle ich Dir aber die Wahrheit? Stört sie auch Deinen Frieden, wird sie Dir auch feindlich in süße Träume fallen, so kann sie doch nur heilsam sein. Höre denn: Sainte-Croix, der mir Handschlag und Wort gegeben, bis zu seiner Wiederkehr von einer Reisesfahrt, die er thun muß, keinen Schritt zu thun, der voreilig Deine Unbefangenheit vergiften würde — er hat sein Wort nicht höher geachtet, als einen leeren Schall, er hat in schändlicher Absicht Deine Dienerin bestochen, daß sie heimlich ihm den Pfad zu Dir eröffnen sollte.“ Er zeigte der Vergehenden die Strickleiter. „So hat er sich unwürdig gemacht meiner Gastfreundschaft, fuhr er fort, und wir werden ihn niemals wiedersehen. Denn Treubruch ist eine Gewähr, daß andere Verbrechen der Seele nicht fremd sind; wer ein feierliches Gelübde, ja nur ein Versprechen nicht achtet, wird überall unwürdig erfunden.“

den werden und so ist es gut, daß wir den Treulosen nimmermehr wiedersehen.“

Blanche war bleich, wie eine Lilie, ihr Busen flog, bittere Thränen entstürzten ihrem Auge. Da jammerte den Vater seines Kindes, er küßte es stumm und gerührt, zeigte wiederum auf das Bild des Gekreuzigten, als wollte er dem wunden Herzen die alleinige Quelle des Trostes anweisen und entfernte sich. Als Blanche allein war, sank sie in brünstigem Gebete auf ihre Kniee und flehte um Beistand und Erleuchtung, wie sie den streitenden Pflichten genügen solle. Aber ihre Lage war selbst verschuldet durch ihren ersten Fehl und keine Klarheit leuchtete in ihre bedrängte Seele. Treu ausharren! dünkte ihr die einzige Rettung. Ihr Gelübde war gesprochen, keine Macht konnte es zurück erkaufen und ob es auch ohne den Willen des Vaters Unrecht war, behielt es darum nicht minder Kraft. Auch ihr zweites Versprechen mußte sie halten. Sie durfte kein Wort des Geständnisses über ihre Lippen gehen lassen, bis Richard es erlaubte. Richard! Ach, hätte der Vater Alles gewußt: so würde er nicht so hart über sein Beginnen geurtheilt haben: Blanche's Herz konnte eine Entschuldigung für ihn finden, wenn es gleich die Verletzung seines Ritterworts schmerzlich befeuzte und noch aus anderer Rücksicht sein Bild nicht mehr in so reiner lichter Glorie, wie einst, vor ihrer Seele stand. Sie fühlte heiße Scham auf ihren Wangen brennen, wenn sie an sein gestriges Benehmen dachte, wie unzart er ihr Gefühl verhöhnt und wie er

mit Lügen gespielt gegen den Vater. Doch all' diese widerwärtigen Betrachtungen gingen unter in dem einen furchtbaren Gedanken: Niemals Wiedersehen! den der Vater wie den Spruch eines bösen Schicksals ihr in die Seele geworfen hatte. War' es möglich, daß sie den Mann, dem sie sich verbunden hatte, niemals wiedersehen sollte? Und wenn auch, konnte sie hoffen, ihres Vaters strengen Willen zu beugen? Die Zukunft, welche ihr noch vor wenig Monden als ein Zauberland rosiger Gefilde erschienen war, lag jetzt vor ihr wie ein schwarz verhangenes Thor, das zu einem Labyrinth führte, dessen Geheimnisse ihr Grauen einflößten. Der leichte Sinn, welcher das Blut in fröhlichem Wellenschlage bisher zu dem funfzehnjährigen Herzen führte, war in einem Paar Herbsttagen wie vor einem Reife erstarrt und als der Schlaf, nach gewohnter Weise, auf Blanche's schöne Augenlieder herabschweben wollte, fand er sie thränenfeucht und auf den Brauen schwarze Sorgen lasten, vor denen er bangen Flügelschlages entfloh. Der Morgen kam, ein schöner krystallener Herbstmorgen, der noch eine Reihe von heitern Tagen verhieß. Der Graf hatte durch Tanneloup Meldung bekommen, daß das Schiff in der Bucht ein französisches sei und in Folge dieser Nachricht den Befehlshaber desselben zur Mittagstafel nach Montmarne eingeladen; bis dahin, hoffte er, werde sein geistlicher Verwandter, der Bischof Bernhard angelangt sein. Er selbst ließ sich am frühen Morgen sein Pferd vorführen und ritt in Begleitung eines prachtvoll ausgerüsteten Vasallentrosses

dem Kirchenfürsten entgegen, um ihn würdig zu empfangen. Doch traf er ihn nicht sobald, als er hoffte. Schon stand die Sonne sehr hoch, als ein vorauseilender Diener des Bischofs daher getraht kam und dem Grafen verkündete, daß er zwei gute Stunden Vorsprung habe und der hochwürdige Herr, welcher an Engbrüstigkeit leide, nur sehr langsam reiten könne. Unter diesen Umständen beschloß der Graf, der eben an einem Dorfe angelangt war, Halt zu machen und des Bischofs Ankunft abzuwarten; nach Montmarne aber sandte er einen Boten, seiner Tochter die Verzögerung zu melden, damit sie ihn durch den Majordomus bei dem eingeladenen Fremden entschuldige.

Es vergingen mehrere Stunden, die Mittagszeit war vorüber, da kam endlich der erwartete Zug langsam die Heerstraße daher. Graf Montmarne saß auf, ließ sein Gefolg in Ordnung vor dem Dorfe aufstellen und sprengte dann den Ankommenden entgegen. An der Spitze derselben sah er auf einem gemächlich schleichenden Maulthiere die hohe Gestalt des Bischofs, den er trotz der langen Zeit, daß er ihn nicht gesehen, trotz der Veränderung, welche sein Aeußeres erlitten hatte, augenblicklich wieder erkannte.

„Seid mir gegrüßt im Namen des Herrn, theurer Nefte; rief der Geistliche Montmarne zu, indem er ihm schon von Weitem die Hand entgegenstreckte. Wie seid Ihr zum Manne gereift! Ich bin ein schwacher Greis geworden, Roger! Doch nicht im Geiste, der noch immer rüstig ist für die Kirche.“

Der Graf küßte mit Ehrfurcht die ihm dargereichte Rechte, welche ihm dann den Segen ertheilte. Er hieß den Bischof in seinem Besizthume willkommen, sprach seine Freude aus, den Lehrer und Schirmer seiner Jugend nach langen wechselvollen Jahren wiederzusehen und bat ihn, recht lange in seinem Hause zu verweilen. Das konnte der Bischof nicht versprechen, indem seine Pflicht ihm nur einen kurzen Aufenthalt zu Montmarne gestattete. Sie ritten Beide voran, ihre Begleiter folgten in ehrfurchtsvoller Entfernung, welche es ihnen unmöglich machte, von dem Gespräche der Herren ein Wort zu verstehen.

Blanche hatte den Boten ihres Vaters empfangen, das Haus war beschickt, sie hatte nur mechanisch die nöthigen Anordnungen getroffen, ihre Seele weilte ganz bei anderen Gedanken. Jetzt verließ sie die Mauern, welche ihr drückend wurden und suchte den tiefsten Schatten des Geheges, wo sie allein war und kein Menschenblick die Schwermuth in ihren Augen lesen konnte. Es war Hochmittag. Im Walde regte sich nicht das kleinste Geräusch, die Bäume und Büsche waren zwar nicht mehr üppig belaubt, denn der Herbstwind hatte schon längere Zeit sein böses Spiel mit ihnen getrieben, aber sie leuchteten in rothen und goldenen Farben, wechselnd mit tiefem Grün und das Niedergas, welches nur den Eindruck der Wildspur trug, zeigte in seinem hohen Wuchse noch kein Verwelken. Blanche irrte leisen unhörbaren Schrittes durch die pfadlose Wildniß, sie hatte weder Ziel noch Zweck, sie

trank nur in durstigen Zügen die reine Luft, welche ihrer kranken Brust wohlthat und ließ ihren Geist weitab schweben, dem fernen Gatten nach in die dunkle Zukunft. Da bebte sie plötzlich und stand und lauschte angsthaft hinaus, wie ein Reh, das in stillen Gründen nahenden Hörnerklang hört. Dichtes Gestrüpp verbarg ihre schlanke Gestalt und sicherte sie vor Entdeckung, als sie der Stimme nachzog, welche sie klar und deutlich vernommen hatte. Ihr Herz schlug in banger Erwartung, sie hätte fliehen sollen und vermochte es nicht, dem starken Zauber, den jene Stimme auf sie übte, zu widerstehen. Nur noch einmal wollte sie den Mann ihrer Wahl sehen, ehe er in die weite Welt zog, sie wollte aus seinem Geiste Trost und Rath schöpfen, sich von ihm eine Aussicht in die Zukunft eröffnen lassen. Gewiß verweilte er in der Nähe des Schlosses, um ihr ein Wort des Abschiedes zu sagen. — Es war sein Ton, da galt kein Zweifel mehr. Aber ach! diese Stimme, welche zu ihr stets so süß und schmeichelnd, mit dem reinsten Wohl laut gesprochen hatte, sie klang jetzt furchtbar und streng und als Blanche, ganz nahe gekommen, nur durch ein dichtverwachsenes Gebüsch von dem Sprechenden getrennt, die Worte vernehmen konnte, wurzelte ihr Fuß am Boden und sie erstarrte.

„Um Erbarmen bitte ich Du mich? hörte sie sagen. Ich kenne es nicht. Du bist mein böses Gewissen, das mir auf der Ferse folgt und mich stets an Dinge erinnert, die ich vergessen will; das Schwert über meinem

Haupte hängt an Deiner Treue, und diese ist nicht stärker, als ein schwacher Faden, den die kleinste Berührung zerreißt."

„Gnädiger Herr! flehte eine schwache heisere Stimme. Laßt mich mit tausend Eiden —“

„Eide? lachte der Ritter mit einem Hohn, welcher die Lauscherin wie ein zermalmender Blitz traf. Was gelten Dir Eide! — Du kannst mich verrathen und ich weiß, Du wirst es thun, sobald Dir ein Vortheil daraus entspringt. Ja, Verruchter, schon gestern gingst Du damit um, mich dem blutigen Priester in die Hände zu liefern und wenn ich Dich geschont bis diesen Augenblick, so geschah es nur, weil Du mich jammertest und ich Dein Blut nicht an meiner Hand sehen wollte, wenn es zu ändern. Aber es giebt keinen Ausweg, darum bete ein Ave und stirb wie ein muthiger Knecht des Tempels.“

„Es giebt einen Ausweg! schrie der Verzweifelte. Schickt mich von Euch, nackt und bloß, nur lebendig; laßt mich nicht sehen, wohin Ihr Euch auf Eurem Rosse wendet — so kann ich Euch nicht schaden!“

„Du verräthst mein Dasein, das ist genug! rief Sainte-Croix wild. Nieder auf Dein Angesicht!“

„Gnade, Gnade, hoher Comthur!“ heulte es in Todesangst, aber Blanche hörte nichts mehr, sie stürzte außer sich durch das Gebüsch, nicht achtend, daß es ihr Gewand zerfetzte, und ihre ganze Seelenstimmung drängte sich in den einen Ruf: „Richard!“ Dem Tod-

gemeihten war ihre bleiche Gestalt die Erscheinung eines rettenden Engels.

Es giebt Momente, in denen auch ein Geist, der sonst stahlgepanzert gegen jeden Wechselfall des Lebens ist, sich überwältigen läßt und nicht gleich die gewohnte Haltung gewinnen kann. Sainte-Croix fühlte sich bei Blanche's unvermuthetem Hervortreten aus allen Fugen seiner Fassung gelöst, er starrte die Geliebte an, als sähe er eine Geistererscheinung, das Schwert, das er hoch über dem Knieenden Reginald geschwungen hatte, sank mit der Faust herab und sein Mund fand keine Worte, die ihm doch stets so fügsam zu Gebote standen. Reginald unterdessen, besser gefaßt, sprang auf und blischnell zu den Pferden, riß den Zügel des feinigsten an sich, warf sich in den Sattel und jagte unaufhaltsam davon. Sein Herr knirschte ihm nach, und wandte sich dann, alle Geisteskraft zusammen zwingend, an Blanche mit der strengen Frage: „Was thust Du hier?“

Sie fürchtete sich vor ihm, er war so ganz verwandelt. Sein männlich gebräuntes Antlitz hatte eine dunkle Röthe angenommen, die sich wie Wetterschein über die entstellten Züge breitete; sein kühnes schwarzes Auge, das ihr einst wie eine Sonne geleuchtet hatte, deren Blut wohlthätig ist, wenn man schon nicht ungestrast hineinblicken darf, es sprühte jetzt Flammen, wie sie aus einem tobenden Vulkane herauflodern und die edle Ruhe, welche er überall seiner nicht durch Größe ausgezeichneten Gestalt zu geben mußte, war ganz von



ihm gewichen: Blanche fürchtete sich vor ihm und rang stumm die Hände in dem trostlosen Gedanken, was sie gesehen und gehört hatte.

„Du hast dem Verräther zur Flucht verholfen! sagte Sainte = Croix noch immer sehr aufgeregt. Er wird mich verderben —“

„Aber Richard, was hat er verbrochen? stammelte Blanche, mühsam ihre Geister sammelnd. Was kann er Dir —? Gott! Was bedeutet dies Alles?“

„Du wirst es erfahren, Du bist mein Weib! rief Sainte = Croix, der wieder Gewalt über sich bekam. Du sollst Alles erfahren, denn Du bist mir treu und liebst mich, wie mir Dein Hiersein beweist. Es ist recht und gut, Blanche, daß Du den Mann auffuchst, den Deine Thorheit gestern aus Montmarne verscheucht und was schlimmer ist, zur Todfeindschaft wider Deinen Vater gebracht hat.“

„Um der heiligen Jungfrau willen!“ rief Blanche.

„Er hat mich an der Ehre verletzt! sagte Sainte = Croix, in gehässiger Erinnerung grollend. Er hat mich geschmäht und die Waffe über meinem unbewehrten Haupte geschwungen, daß nur ein Zufall mein Leben rettete, endlich aber hat er mich aus seinem Hause gewiesen, wie einen lästigen Bettler. Ich hab's ihm geschworen, er soll an mich denken! Ich will nicht betteln, ich will es mir nehmen mit der Eisenfaust! Fluch ihm!“ Blanche stieß einen lauten Schrei aus.

„Du bist ein treues Weib, daß Du mir folgst, fuhr Sainte = Croix milder fort, ein Weib, recht nach

dem Worte. Du verlässest Vater und Haus, um dem Manne zu folgen. Dafür schwör' ich Dir zu, Dich heilig zu halten, bis jenes Possenspiel — ein solches war es, als wir — doch ich erzähle Dir das auf der weitem Fahrt, und Du wirst meiner Liebe verzeihen. Schürze Dich, schwinge Dich auf die Kruppe meines Pferdes, es trägt uns Beide bequem — ritten doch manche der Unsern in alter Zeit zu Zweien vollgerüstet auf einem Pferde, aus Armuth, so können wir es auch thun in der Noth, bis ich Dir einen sanften Zelter kaufe. Du hast doch Gold und Geschmeide mit Dir? Nun schürze Dich, schwinge Dich auf, ich bin fertig!"

Er hatte während dieser Rede sein Pferd herbeigeführt und eine Decke hinten am Sattel auf der Kruppe angeschnallt. Blanche, welche seine Voraussetzung mit Unwillen erkannte, wies ihn zurück, er staunte einen Augenblick, dann rief er: „Gleichviel! Willst Du im Guten nicht, raub' ich Dich mit Gewalt! Du bist mein, Du bist auf ewig an mich gefesselt. Dein stolzer Vater soll erkennen, wen er beleidigt hat — ich raube ihm die Erbin.“ Er streckte die Hand nach ihr aus, da faßte sie ein namenloses Grauen und sie entfloh. Rasselnd in seinen Waffen sprang ihr Sainte-Croix nach, da verwickelte er sich mit den Sporen im dichten Gestrüpp und stürzte zu Boden, sie hörte seinen klirrenden Fall, doch wagte sie es nicht, sich umzuschauen, sondern floh ohne Rast, bis sie den Ausgang des Geheges erreichte.

Der Getäuschte raffte sich mit Scham und Groll vom Moose auf und kehrte zu seinem Pferde zurück. Als

er im Sattel saß, blieb er noch eine Weile halten und überlegte, was es jetzt thun solle. Das Gehege war zwar groß und bot manchen abgelegenen, tief versteckten Ort, wo er sich bis zur Dämmerung bergen mochte, aber konnte nicht Reginald, den er sich nun zum offenen Feinde gemacht hatte, ihn dem Bischofe verrathen und dieser flugs eine Jagd auf ihn wie auf ein wildes Thier anstellen? Dann war er verloren, weil das Gehege in seiner ganzen weiten Ausdehnung mit hohen, keinem Sprunge zugänglichen Schranken umgeben war und nur einen Ausgang hatte, dicht unter den Mauern des Schlosses. Der beste Rath blieb also, muthig diesem Ausgange zuzutreiben, ehe es zu spät würde und im Angesichte der Wächter auf den Zinnen das Weite zu suchen. Er trieb sein Pferd durch das Gebüsch. Da kam es ihm mehrmals vor, als hörte er die Zweige rauschen, wie von durchdrängenden Menschen bewegt; waren die Feinde schon auf seiner Spur? Er spornte sein Pferd zu größerer Eile, da hörte sein kriegserfahrenes Ohr den dumpfen Klang einer Senne, der Pfeil verfehlte sein Ziel, aber mehrere Schüsse folgten, das Pferd machte plötzlich einen furchtbaren Satz, stieg dann steilrecht in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen, bis es zusammenbrach, von einem Pfeile unters Blatt grad' ins Herz getroffen. Und aus dem Gesträuch sprangen mehrere Bewaffnete hervor, die sich über den Gestürzten herwarfen und ihn zu berauben anfingen. Er sträubte sich wüthend.

„Seid Ihr Vasallen des Grafen von Montmarne

oder Diebsgesindel? schrie er. Ich bin in eurer Gewalt, behandelt mich ritterlich!“ Die rohen Gesellen lachten und ließen sich nicht irre machen. Nur Einer, der ohne Theil an der Raubscene zu nehmen, dabei stand, erwiderte: „Gebt Euch zufrieden, wir sind keine Vasallen des Grafen. Was Ihr um und an Euch habt gehört uns. Das ist das Waldbrecht, Herr Ritter. Und kommt Ihr zum Grafen von Montmarne zurück, so bringt ihm einen Gruß von Bras = nu, er wird den Namen wohl kennen; sagt ihm: ich hätte mir heut in seiner Abwesenheit ein Paar Rehböcke geholt und würde ihn nächstens auf seinem Schlosse besuchen, wie er mich einst in meiner Behausung besucht hat.“

„Ihr seid Bras = nu? fragte der Beraubte, noch unter den Händen der Buschklepper. Ich habe von Euch viel gehört aus dem Munde des Grafen selbst — laßt mich, ihr guten Leute, der Graf ist mein Todfeind, ich will zu Euch halten, ich will Euch sicher in das Schloß bringen, daß ihr würgen und rauben könnt nach Herzenslust.“

Da wehrte Bras = nu seinen Leuten, hieß dem Ritter wiedergeben, was ihm entrissen worden war und nahm ihn abseits zu einem geheimen Gespräch.

Im Schlosse Montmarne wartete man noch immer vergebens auf die Rückkehr des Herrn. Blanche hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und den Kaplan bitten lassen, dem Seefahrer, der sich unterdessen der Einladung gemäß eingefunden hatte, Gesellschaft zu leisten. Er schickte sich gleich dazu an, froh, ein neues

Opfer zu bekommen, dem er seine langen Geschichten erzählen konnte. Der Fremde war in den Waffensaal geführt worden, dort fand er ihn, aufmerksam die Banner und Rüstungen musternd. Mit höflicher Erwiederung vernahm der Seemann, was den Grafen so lange fern hielt, dann bot er dem Geistlichen selbst Gelegenheit zu den weitläufigsten Erörterungen, indem er ihn nach dieser und jener Trophäe fragte. Der Priester wurde immer freundlicher gegen den jungen schönen Mann, der einen so wißbegierigen Geist zeigte. Plötzlich stuzte der Gast aber vor einem alten Panier, dessen Schaft manche Hiebspur trug: „Wißt Ihr, ehrwürdiger Vater, fragte er, unverwandt die verblichenen Farben des Feldzeichens betrachtend, welchem Geschlecht dies Panier entrissen ist und wann? Ich glaube das Wappen zu erkennen.“

„Das ist ein merkwürdiges Banner, berichtete der Kaplan. Wenn Ihr das Wappen von Tancarville erkennt, so habt Ihr ganz recht. Diesem berühmten Geschlechte hat es einst gehört und es knüpft sich daran eine Legende, wenn ich das Wort auf Profanes anwenden darf.“

„Tancarville! Ein Banner des Hauses Tancarville! rief der Fremde mit sichtlichem Antheil. Erzählt mir, wann es erobert wurde und ob sein Träger es so mannhaft vertheidigt hat, als jene Narben, welche das Holz trägt, vermuthen lassen.“

„Mannhaft vertheidigt? wiederholte der Kaplan. Nur im Tode hat er es sich entreißen lassen, denn Robert von Tancarville führte es selbst hoch seinen Krie-

gern voran, bis er fiel von der Hand Rogers, eines glorreichen Ahnherrn dieses Hauses. Als nun der Sieger die Fahne aus dem matten Griffe des Sterbenden riß und dieser fühlte, daß er seine schöne Felsenburg an der Seine nicht mehr wiedersehen werde, raffte er sich noch einmal mit halbem Leibe empor und rief: Wie Du mir jetzt mein Panier entreißeest, möge sich einst ein Tancarville zum Herrn Deines ganzen Landes machen und das Geschlecht Montmarne spurlos von der Erde vertilgt sein. — Es ist aber der Fluch nicht in Erfüllung gegangen, denn mein Graf und Herr, wie jener Vorfahr Roger genannt, ist der Letzte des Hauses und lebt im Frieden mit aller Welt, so daß sein Gut mit der Hand seiner holden Tochter vergeben wird, das Lehen aber dem Könige anheim fällt, der nun doch einmal durch die Gewalt der Waffen unser Oberlehnsherr und Herzog ist — wenigstens so lange die Plantagenets nicht herüberkommen und Einspruch thun.“

Der Schiffherr schien noch mehr zu erwarten, dann sprach er: „Ich danke Euch, frommer Vater, für Eure Nachsicht, mit welcher Ihr meine Neugier befriedigt. Das alte Panier hat ein Recht auf meine Theilnahme, denn ich bin selbst ein Tancarville.“

„Ihr ein Tancarville? rief der Priester, von dem Glauben an seine Legende erschreckt. Und ich muß Euch die Kunde mittheilen, welche vielleicht in Eurem Geiste Unkraut säet! O laßt Euch nicht gelüsten nach fremdem Gute, glaubt, der Graf Roger ist ein Held, der seines Kindes Erbtheil zu vertheidigen weiß —“

„Beunruhigt Euch nicht, ehrwürdiger Herr! lachte Tancarville. Ich heiße zwar auch wie mein Ahnherr, welcher jenes unerfüllte Wort sprach, aber mich gelüstet nicht im Entferntesten, es zur Wahrheit zu machen — so sehr es mich schmerzt, setzte er ernster hinzu, ein Siegeszeichen mit den Farben meines Hauses in einer fremden Waffenhalle zu sehen.“

„Es kann Euch trösten, erwiederte der Geistliche, daß kein anderes von Allen, welche Ihr hier erblickt, Spuren eines so verzweifelten Widerstandes trägt. Auch erregt es die Aufmerksamkeit Aller, welche unsern Rittersaal besuchen. So war vor Kurzem ein fremder Gast auf längere Zeit hier, sonst ein verschlossener, stolzer Mann, der nur selten an einem vernünftigen Gespräche Gefallen fand — aber das Panier von Tancarville erregte doch gleich seine Wißbegier und ich habe ihm die bewußte Legende, oder Sage vielmehr, einige Mal wiederholen müssen: der Graf wußte sie selbst noch nicht und scherzte darüber. Doch ich glaube, die hohen Herrn kommen. Es wird lebendig in den Gängen, die Dienerschaft läuft zusammen. Schade, daß ich nicht länger Eure treffliche Unterhaltung genießen kann, Messire. Werdet Ihr nicht einige Zeit mit Eurem Schiffe an unserer Küste verweilen?“

„Nur morgen noch, antwortete der Seemann. Ich muß den sichern Hafen suchen, wo ich mein Schiff vor den Stürmen des Winters berge. Dann will ich bis zum Frühling in meine Heimath.“

Er begleitete den Geistlichen bis an den Fuß der

großen Treppe, wo sie den Grafen von Montmarne trafen, welcher dem Bischofe seinen Arm lieh, um dem Altersschwachen die Mühe des Aufsteigens zu erleichtern. Der Graf begrüßte den neuen Gast und entschuldigte seine Abwesenheit, Tancarville stellte sich in verbindlicher Gegenrede mit seinem Namen vor. Da faßte ihn der Bischof scharf ins Auge und hatte eine Frage auf der Lippe, welche er jedoch zurück hielt. Sie stiegen dann sämmtlich in den Speisesaal hinauf, wo ihrer die Freuden der Tafel harrten; Blanche erschien nicht, sie hatte sich bei ihrem Vater mit Unwohlsein entschuldigt und dieser ahnte dessen Grund, wenn schon nicht in seiner ganzen Tiefe. Die Zeit, dachte er, wird sie von der Schwachheit heilen, deren sie sich später mit Beschämung erinnern wird.

Ach! sie fühlte schon jetzt mit schmerzlicher Reue, daß sie nicht wohlgethan hatte, aber die Zeit konnte ihr weder Trost noch Heilung gewähren, denn sie war mit ewig unlösbaren Banden an den Schrecklichen gefesselt, der sich aus einer Lichtgestalt, wie er ihr zuerst erschien, im Laufe weniger Stunden in ein grauses Meteor verwandelt und den Friedenstempel ihres Herzens in Brand gesetzt hatte. Was sollte noch mit ihr werden? Welches furchtbare Geheimniß trieb den Mann, welchem sie die ersten Regungen ihres unschuldigen Herzens geweiht hatte, zu dem blutigen Gedanken, dessen Ausführung sie verhinderte? Und wie war es nur möglich, daß er, den sie bisher für das Musterbild jeder edlen Rittertugend gehalten hatte, sich plötzlich so ver-



traut mit Lug und Trug, so treulos seinem Worte, so frech ihre Sittsamkeit höhrend, zeigen konnte! Sein Fluch wider ihren Vater hallte noch in ihrem Ohr und wenn sie die Augen schloß, währte sie ihn wieder vor sich zu sehen, wie er die Hand nach ihr ausstreckte, um sie an sich zu reißen als sein Eigenthum. Da sprang sie auf von ihrem Ruhebetto, wo sie Erholung gesucht hatte und wollte fliehen, aber ihre Besonnenheit kehrte zurück und sie ließ sich wieder nieder und weinte bittere Thränen, daß sie ihr Leid allein tragen mußte, durch ihren Schwur verhindert, dem Vater, wie sie sich sehnte, Alles reuevoll zu gestehen und ihres Schicksals Lösung in seine Hand zu legen. Sie war so jung und keines Schmerzes gewohnt! Wo sollte sie Kraft finden, wenn nicht zu den Füßen dessen, der keinem reuigen Herzen einen Blick der Gnade, einen Strahl des Trostes versagt?

Im Tafelzimmer herrschte noch immer gesellige Fröhlichkeit, an welcher der geistliche Herr gern Theil nahm, wenn er unter Genossen war, deren Gespräch ihm behagte. Anfangs hatte er sich zwar ernst und zurückhaltend gezeigt, fast nur mit seinem Neffen, und gar nicht mit Tancarville gesprochen, den dafür der Kaplan wieder in Anspruch nahm, während am untern Ende der Tafel die Begleiter des Bischofs von den adeligen Lehensträgern des Grafen unterhalten wurden. Dann war der Bischof, vielleicht durch manche Aeußerung des Seefahrers mit ihm zufrieden gestellt, auch gegen ihn freundlich geworden, und hatte durch geschickte Fragen

balb alle Verhältnisse des Offenherzigen kennen gelernt, so daß er das Mißtrauen, dem er sehr zugänglich war, aufgab, und sich ganz mit Tancarville befreundete.

Es war spät, der Mond schon untergegangen, als die Tafel aufgehoben wurde. Der Graf bat den Herrn von Tancarville, auf dem Schlosse zu übernachten, dieser aber versicherte, daß ihn die Pflicht an Bord seines Schiffes rufe und lehnte auch das angebotene Roß und die Begleitung ab, indem er lachend sagte: daß er ein schlechter Reiter und seit frühesten Jugend zur See gewesen sei, aus welchem Grunde ihm jene Kunst fremd geblieben; auf seine Füße könne er sich aber verlassen und ebenfalls auf seine Faust, weshalb er denn weder Roß noch Geleit bedürfe.

Die jungen Edelleute welche mit am Tische gefessen hatten sahen sich spöttisch, und den Fremden, der so offen seine Unwürdigkeit gestand, geringschätzig an. Er nahm indessen Abschied, versprach dem Grafen, der ihn darum bat, auf morgen einen zweiten Besuch und schied.

---

4.

Was umschlingst Du das Knie mir? Wie ein Meerfels,  
Wie die Woge hör' ich den flehenden Laut!

Euripides, Andromache.

„Mein vielgeliebter Vater, sprach der Graf, als er mit dem Bischöfe allein in dessen Gemach saß,

(ich darf Euch so nennen, da Ihr Vaterpflichten gegen mich geübt aus freiem Antriebe), erlaubt mir, einen Kummer, der mein Gemüth betrübt, in Euer Herz auszuschütten.“ Und als der Bischof ihn dazu ermuthigte, sprach er von dem Aussterben seines Geschlechts, von der Zukunft seiner Tochter Blanche, welche er oft ungerechter Weise entgelten lassen, daß sie kein Mann sei, bis ihr vermeinter Verlust ihn erschüttert und die Liebe für sie mächtig alles hemmende Vorurtheil besiegt habe. Er vertraute dem väterlichen Freunde, daß ein Abenteurer sich in Blanche's Herz geschlichen und auch ihn, um seines Kindes Glück zu fördern, bereits halb zu seinen Gunsten gestimmt habe, als er ihn endlich in seinem Unwerth erkannt.

Der Bischof hörte die Erzählung mit allen Nebenumständen an, und äußerte sich dem Grafen über sein Verfahren beipflichtend. „Verlobt Euer Kind bald einem wackern Manne, sagte er, und sehet nicht sowohl auf hohe Geburt und Reichthum, als auf einen untadeligen Wandel. Ihr selbst aber, mein Sohn, steht in einem Alter, wo Ihr noch auf zahlreiche Nachkommenschaft rechnen könnt, dafern Ihr Euch zum zweitenmale eine Hausfrau unter den Töchtern des Landes wählet.“

„Das kann und will ich nicht! sagte der Graf, indem er ernst sein Haupt schüttelte. Ich habe meiner sterbenden Gattin gelobt, nie mehr zu freien.“

„Es war sündhaft von ihr, das zu fordern! rief der Bischof eifrig, sündhaft von ihr; übereilt von Euch, daß Ihr Euch vom Schmerze zu einem Gelöbniß hin-

reißen ließt, welches Euer künftiges Glück beeinträchtigt und ein zahlreiches Geschlecht, das von Euch Leben zu fordern hat, zur Ehre des Herrn, im Reime erschickt. Auf dem Sterbebette, wo der Blick nach verklärten Regionen schaut, ein solches Verlangen — es ist sündhaft, sag' ich, sündhaft und ungerecht!“

„Sie hat es nicht verlangt, noch gehört, daß ich das Gelübde that, entgegnete Montmarne, denn sie war bereits verschieden. Ich that es aus freiem Willen, aus Ueberzeugung.“

„Aus blindem Schmerze! rief der Bischof. Doch die Kirche kann es lösen.“

„Verzeiht, mein Vater, sagte der Graf mild, aber fest, ich suche keine Lösung meines Gelübdes, dessen Nothwendigkeit mir noch heut klar vor der Seele steht. Ich würde nicht wieder gefreit haben, auch wenn ich es nicht ausgesprochen hätte. Das ist mein unerschütterlicher Entschluß.“

„O, des Widerspruchs im menschlichen Geiste! sprach der Bischof. Ihr klagt um das Erlöschen Eures Stammes, da es doch nur in Eurem Willen steht, es zu verhindern.“

„Der Himmel hat es so beschlossen! erwiederte der Graf warm. Sonst hätte er mir einen Erben durch meine einzige Gattin geschenkt. Lieben könnt' ich keine wieder, und weil das so ist und mir die Unvergessliche keinen Sohn geboren hat, steht es mir klar bewußt, daß mir keiner beschieden ist. Lasset uns von andern Dingen reden, mein Vater.“

Der Bischof schwieg eine Weile, dann sagte er: „Und es war grade ein Beweggrund meiner Reise zu Euch, diese Abneigung Eurer Seele vor einer zweiten Heirath zu besiegen.“ Montmarne küßte ihm die Hand. „Ich weiß, Ihr wollt mein Glück, sprach er. Doch auf einem solchen Wege fände ich es nicht. Laßet mich thätig sein für meiner Unterthanen Bestes, wie bisher, und dem Himmel anheimstellen, sie einst nach meinem Tode in die Hände eines guten Herrn zu geben.“

Hier war aber der Punkt, wo des Bischofs Meinung, so feurig er sonst für das Hohe und Gute, für die strengste Uebung der Tugend und Pflicht begeistert war, im entschiedensten Gegensatz mit den Ansichten des Grafen stand. Montmarne hatte, nach dem Beispiele des frommen Königs, Ludwig Hutin, die Leibeigenen auf seinen weiten Besitzungen frei gemacht, einer der ersten Edelleute, welche die Eingangsworte der königlichen Ordonnanz: daß jeder Mensch nach dem Naturrechte frei sei, als wahr durch die That anerkannten. Dies Verfahren mißbilligte der Bischof streng, er verglich es damit, als wenn man einem Kinde plötzlich ein Messer oder einen Feuerbrand in die Hand geben wollte, mit welchem es nicht umzugehen wisse. Sich und Andere beschädigen würde es, ohne irgend einen Vortheil aus dem an sich nützlichen Geschenke zu ziehen. Der Graf aber meinte, das Volk sei kein Kind, sondern ein tüchtiger Mann, dem man etwas anvertrauen könne und über den Mißbrauch der Frei-

heit wache das Gesetz bei den Parlamenten des Königs. Jeder Grundherr müsse übrigens die Seinigen kennen. Ich, schloß er, habe nicht aus blindem Hintappen gehandelt, sondern aus reiflicher Ueberlegung und wenn auch Viele meiner ehemaligen Serfs die Wohlthat, welche ihnen geworden ist, noch nicht würdigen und benutzen können, so muß doch die Zukunft gute Frucht daraus erwachsen lassen. Man pflanzt ja die Bäume nicht für sich, sondern für kommende Geschlechter, so mag man noch viel eher ein geistiges Gut begründen, wenn es auch erst in späterer Zeit, wo der Geber längst in der Gruft seiner Väter ruht, Früchte tragen kann, um seinen Namen in gutem Andenken zu erhalten. Ich halte das für bleibendem Ruhm, als den Lorbeer der Schlachten.“

Der Bischof hatte noch nie ähnliche Grundsätze aus dem Munde eines Feudalherrn vernommen, und allerdings war der Graf von Montmarne, der seit dem Tode seiner Gemahlin sich von dem Umgange seiner ritterlichen Nachbarn ganz zurückgezogen hatte, in eigenthümlicher Entwicklung eines menschenfreundlichen aufgeklärten Geistes seinem Zeitalter vorausgeeilt, wofür er denn auch als ermangelnd adeliger Gesinnung verschrien wurde. Obwohl der Bischof im Allgemeinen die Rede seines Verwandten nicht widerlegte, gab er doch sein entschiedenes Mißfallen daran zu erkennen und äußerte, wie ein solches Auflösen altehrwürdiger Verhältnisse gar leicht auch den weltlichen Sinn zur Opposition gegen die Oberherrschaft der Kirche führen

könne, um so mehr, da König Philipp zu seiner Zeit ein so böses Beispiel gegeben habe.

„Die Kirche, wandte der Graf lebhaft ein, wird in Ewigkeit fest stehen, wenn sie ihre Pfeiler nicht selbst untergräbt, wenn ihre Diener wahre Apostel des Herrn sind und nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit Liebe die Irrenden zurechtweisen, daß sie zur Reue und nicht zum Troge bewegt werden.“

„Was meint Ihr?“ fragte der Bischof scharf.

„Ich meine die Grausamkeit gegen die Juden, die Anmenschlichkeit gegen die Unglücklichen, welche vom Ausfaß befallen werden —“ erwiderte Montmarne.

„Die Verfolgung der Juden geht vom Könige aus, der ihre Schätze verlangt, sagte der Priester. Euer Volk dagegen ist es, dessen grausames Vorurtheil die Ausfägigen verdammt.“

„Wohl, rief der Graf immer eifriger, aber wie vertheidigt Ihr den Gewaltschritt, der einem berühmten Orden plötzlich Dasein und Eigenthum entriß, seine Mitglieder zum Scheiterhaufen —“

„Haltet ein! unterbrach ihn der Bischof. Das darf ich nicht hören, selbst von meinem Neffen nicht!“ — Er stand auf und sagte mit aller Hoheit seiner Kirchenwürde: „Euer Blick, mein Sohn, reicht hier nicht bis auf den Grund. Enthaltet Euch jedes Urtheils über Dinge, deren Zusammenhang Ihr nicht begreift. Begnügt Euch mit dem, was die heilige Kirche den Laien zu offenbaren für gut findet, hütet Euch, ihre Handlungen freventlich zu beurtheilen, denn sie ist unfehlbar.“

„Mein innig verehrter Vater, rief der Graf, wir sind hier Beide allein, es kann uns kein Ohr vernehmen. Laßt uns reden der Mensch zum Menschen, laßt uns für einen Augenblick unsern Stand vergessen, sagt mir — denn ich schwöre Euch bei dem Sakrament, nie ein Wort von unserm Gespräch über meine Lippen gehen zu lassen — sagt mir, welchen Zusammenhang jenes schauderhafte Verfahren hat, sagt mir den wahren Grund, warum die weltliche und geistliche Macht, sonst einander feindlich, sich hier die Hände geboten haben? Ich will die Templer nicht von jeder Schuld freisprechen, aber ob sie hinreichte, einen so gräßlichen Untergang zu rechtfertigen, das möcht' ich wissen, denn Ihr muthet mir nicht zu, mein Vater, jene für den Pöbel erfundenen Märchen von ihren Zaubereien und Teufelskünsten zu glauben. Sprecht!“

„Wehe mir, so ich das thäte! versetzte der Bischof mit strengem Tone. Wehe mir, so ich etwas Anderes aussprechen wollte, als es die Kirche gethan. Verlaßt mich, Graf von Montmarne. Ihr seid, das sehe ich mit tiefer Betrübniß, in Eurer Einsamkeit ein Grübler und Zweifler geworden und habt nur noch einen kleinen Schritt zur baaren Kezerei. Verlaßt mich, daß ich für Euch beten kann.“

Der Graf versuchte eine Erklärung, aber sein Oheim winkte ihm heftig mit der Hand und segnete ihn nicht, als er hinausging. Dann blieb der Bischof lange in sich verloren sitzen, bis ihm der leise Husten eines Anwesenden bemerklich machte, daß er nicht mehr allein



sei. Er blickte auf und sah Jacques Toffigny, der in demüthiger Stellung an der Thüre die Erlaubniß zu sprechen erwartete.

„Tritt näher, Jacques! sagte der Herr von Pamiers freundlich. Was willst Du?“

„Hochwürdiger Herr, antwortete Toffigny, ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht.“

„Sprich.“ — Da legte Jacques mit zerknirschter Geberde die Hand auf das Herz und betheuerte die Reinheit seiner Gesinnung, die Aufrichtigkeit seiner Reue über den einstigen Abfall und wie sein Herz blute, daß er noch einen Bruder auf bösen Wegen wisse. Diesen zu retten, sagte er, bringe er eine Entdeckung zu den Ohren des Hochwürdigen, welche zwar auf ihn, den Angeber, ein gehäßiges Licht in den Augen der Welt werfen müsse, doch für die Kirche von Wichtigkeit sei und insofern jede andere Rücksicht schweigen mache. Als nun der Bischof ungeduldig wurde, ließ er sich vor ihm auf die Kniee nieder und sprach: „Einer der Würdensträger des gottlosen Ordens der Tempelherrn, dem ich einst auch in meiner Sünde anhing, ist — wie leider noch Manche — dem Gericht entflohen und hat über Jahr und Tag hier auf Montmarne eine Zuflucht gefunden, erst gestern Nacht ist er, von Eurer Ankunft unterrichtet, abgezogen, um sich vor Entdeckung zu sichern.“

Der Bischof war sprachlos vor Erstaunen, sein eingesenkenes Auge belebte sich mit zornigen Flammen, er

richtete seine gebückte Form empor und stand groß und schrecklich vor dem Knieenden.

„Rede die Wahrheit! sagte er endlich mit tiefer Stimme. Bedenke, es ist mein Neffe, den Du anklagst.“

„Ihn klag' ich nicht an, erwiederte Tossigny schnell. Wie sollt' ich von dem edlen Grafen von Montmarne etwas Böses wissen oder glauben! Der Komthur war hier unter fremdem Namen, nur sein Waffenträger, der gleich mir in Reue zerknirscht ist und jeglicher Buße sich unterwerfen will, da ihn die heilige Kirche als dienenden Bruder nicht zum Tode verurtheilt, sein Waffenträger Reginald du Plâtre hat mir Namen und Stand seines Herrn vertraut.“

„Steh auf, mahnte der Bischof. Ordne Deinen Bericht und bringe ihn vor.“ Während Tossigny sprach, legte der Herr von Pamiers die Hand vor die Augen, so daß Jener den Ausdruck seines Gesichts nicht sehen konnte; nur als er den Namen des flüchtigen Templers nannte, blickte er sichtlich betroffen empor. Dann winkte er fortzufahren und nachdem Tossigny geschlossen hatte, entließ er ihn mit dem Befehle, gegen Jedermann über diese Angelegenheit, wie das Grab zu schweigen.

„Also darum!“ sprach der Bischof schmerzlich, indem er an das Fenster trat und sein Auge zu den funkelnden Sternen erhob, als suche er dort Stärkung zu seiner Pflicht. Darum die heillose Rede! Darum Jener mit seinem Fahrzeug an der Küste! Ich sehe klar den Zusammenhang. Sie sind nun entflohen. Daß

aber mein Roger, der Sohn meiner Wahl, in dessen junges Herz ich den Saamen der Frömmigkeit und Demuth gegen die Kirche gestreut habe, daß er —! Ich habe ihn so sehr geliebt!“ Er seufzte tief und neigte sein Haupt. Aber bald kämpfte er die menschliche Regung nieder und stand mit trockenem Aug' und steiner-nem Antlitz da, ein starker Streiter für das, was er als seine Pflicht erkannte.

Am frühen Morgen des andern Tages, als kaum die Gipfel der Eichen im ersten Sonnenstrahle glänzten, rüsteten sich schon die Leute des Bischofs zum Abzuge. Er selbst, der eifrige Greis, konnte kaum die Stunde erwarten, wo er den Grafen sehen würde, um ihn zum Bekenntniß seiner Schuld zu bringen. Montmarne erschien, ganz verwundert über des Bischofs plötzlichen unerklärbaren Entschluß, den er nach Kräften bekämpfen wollte. Sein unbefangenes Wesen machte den Bischof irre, er trat nicht mit seiner Beschuldigung hervor, sondern spähte von fern mit künstlich gelegten Schlingen. „Herr von Tancarville ist uns also entflohen?“ fragte er plötzlich.

„Unmöglich! rief der Graf. Er hat mir auf heut seinen Besuch versprochen. Sein Schiff bedarf noch des ganzen Tages, wie er sagte, um den Schaden auszubessern, den es in der letzten Sturmnacht erlitten hat.“

„Es können aber Gründe obwalten, sagte der Bischof, welche eine schleunige Entfernung sehr nothwendig machen.“

„Wie bei Euch? entgegnete Montmarne der den

lauernden Blick des Bischofs nicht beachtete. Allerdings mußte das der Fall sein. Nun, wenn er fort ist, so finde ich es sehr unhöflich, daß er mir keine Nachricht gegeben hat. Er gefiel mir sonst überaus wohl — obgleich ich die Tancarville's scheuen sollte, nach dem bringenden Rathe meines Kaplans, der eine alte Sage darüber erzählt. Lassen wir ihn! Ihr aber dürft mir nicht entfliehen, mein geliebter Vater, ich habe noch so viel mit Euch zu sprechen, ich muß Euch mein Kind zeigen, daß Ihr es segnet."

Blanche trat eben ein, bleich, aber lieblich, ein Maitag ohne Sonnenschein. Ihr rührender Reiz nahm das Herz des Bischofs gefangen, er sah ihren Gram und kannte dessen Ursache noch weit schlimmer, als sie selbst wußte. Mit väterlichem Wohlwollen empfing er ihren demüthigen Gruß und vergalt ihn durch seinen Segen. Da flüsterte Blanche kaum hörbar: „Habt Ihr heut noch ein Stündlein frei, die Beichte einer Sünderin zu vernehmen?“ Der Bischof fühlte sich innig bewegt, er versprach ihr, warum sie bat und gab Befehl, die Anstalten zum Aufbruch zu verschieben. Montmarne's Freude war so ungeheuchelt, daß er kaum ein böses Gewissen bei ihm voraussetzen konnte. „Danke Dir, meine Tochter, sagte er liebevoll zu Blanche, daß Du Dich zu einem solchen Entschlusse gestählt hast! Schütte nur Dein Herz aus in die fromme Seele dieses Gottgerechten, er wird Dir Rath und Hülfe zeigen und Deine Verirrung — denn mehr belastet Deine junge Seele nicht — zum Frieden und Heile kehren.“

Sie bat, bis zu der Stunde, wo der Hochwürdige ihre Beichte hören wollte, auf ihrem einsamen Zimmer bleiben zu dürfen, um sich zu sammeln. Als sie sich kaum entfernt hatte, wurde der Herr von Tancarville zum großen Erstaunen der Beiden, die ihn nicht mehr erwarteten, gemeldet. Er trat auch gleich ein, grüßte mit seiner offenen Freundlichkeit und lachte über den ungegründeten Verdacht, er werde bei Nacht und Nebel heimlich die Anker lichten, und eine Küste, wo er so gastfreie Aufnahme gefunden, ohne Abschied verlassen.

„An Euch, Hochwürdiger Herr, wandte er sich dann zum Bischofe, habe ich einen Auftrag von einem Menschen, der sich während meiner gestrigen Abwesenheit auf mein Schiff geflüchtet hat.“

Der Bischof sah hoch auf; war das die Arglist eines Verstellten oder that sein Verdacht ihm wirklich Unrecht? Konnte das Zusammentreffen Zufall sein? Während er zweifelnd stand, fuhr Tancarville fort:

„Der Mensch bittet Euch flehentlich um freies Geleit und Sicherheit für sein Leben, er will Euch Alles bekennen, was er weiß und Ihr zu wissen begehrt, er will jeder Strafe sich unterwerfen, wenn Ihr ihn nicht zu lebenslanger Haft verurtheilt und kann Euch, wie er sagt, gar eine wichtige Nachricht geben. Was er verbrochen hat, weiß ich nicht, doch habe ich ihm, falls Ihr Eure Gnade versagt, eine Freistatt an Bord zugesichert, bis ich in den Hafen einlaufe.“

„Das war nicht wohl gethan, sagte der Bischof,

denn wenn ihn das geistliche Gericht von Euch fordert, werdet Ihr es wagen, ihn zu verweigern?"

„Mein Wort halt' ich unter allen Umständen, erwiederte Tancarville ehrerbietig, aber fest. Habe ich es übereilt gegeben, so sind die Folgen, welche es mir zuzieht, Strafe meiner Unbesonnenheit.“

„Wie heißt der Mann? fragte der Bischof. Wer ist er?"

„Danach habe ich nicht gefragt,“ erwiederte Tancarville. Der Bischof sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, der Tenen in Verwunderung, doch nicht in Verwirrung setzte; dann ging er eine Weile mit großen Schritten auf und ab, endlich blieb er vor dem Seefahrer stehen und sprach mit ernster Würde:

„Der Flüchtige muß sich unterwerfen auf Gnade oder Ungnade. Von Unterhandlung der Kirche mit Einem, der ihrem Banne verfallen ist, kann keine Rede sein.“

„So werde ich ihm den Bescheid bringen,“ sagte Tancarville achselzuckend, ohne eine tiefere Regung blicken zu lassen. Sie gingen zu andern Gesprächen über und der Bischof mußte sich gestehen, daß auch nicht die mindeste Spur eines Einverständnisses des Grafen mit Tancarville oder des Seefahrers mit dem Flüchtling, für den er gesprochen, vorhanden sei oder sich ahnen lasse. Er begab sich bald hinweg, um die trostbedürftige Blanche in der Kapelle des Schlosses zu treffen, vorher aber ließ er Jacques Tossigny rufen und fragte ihn über Manches, das ihn nicht zufrieden

stellte, dann gab er ihm einen geheimen Auftrag und keine Viertelstunde verging, so sprengte Tossigny, um das Reisefortkommen des Bischofs überall zu sichern, wie er sagte, von dannen.

Der ehrwürdige Greis hörte mit Rührung und Antheil die Beichte, welche ihm Blanche aus überströmendem Herzen ablegte, er erkannte ihr reines Gemüth, das sich nur einen Augenblick hatte von giftiger Verführung zu einem unbefonnenen Schritte hinreißen lassen, er sah auch mit seelenkundigem Blicke, daß jenes wohlwollende Gefühl ihres Herzens für den Mann, der sich ihr mit so grenzenloser, leidenschaftlicher Liebe geweiht hatte, von diesem durch tausend Künste erhöht und genährt worden war, bis sie selbst an ihre Liebe zu ihm glaubte und sich blind seinem überlegenen Geiste zur Leitung hingab. Wahre Liebe hatte sie nie gefühlt; wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sie so schnell erlöschen und der bangsten Furcht vor dem einst theuren Plaz machen konnte? Wahre Liebe hält fest am Glauben, sie läßt sich nicht irre machen, wo noch ein Schein der Hoffnung ist, den Geliebten schuldlos zu sehen und wenn Alles in Nacht und Grausen untergeht, so verwirft sie die eigene Rettung, um das Schicksal des Versunkenen zu theilen, den sie vielleicht noch, wenn auch spät, dem Lichte wieder gewinnen kann. — Von solchen Gefühlen fand der Scharfblick des frommen Greises keine Spur in Blanche's Herzen, er fand nur bittere Reue, daß sie sich hatte über die kindliche Pflicht hinaus verleiten lassen, schmerzliche

Sehnsucht, ihrem Vater Alles zu gestehen, da seine Liebe ihr als unverdient weh that; und Grauen vor dem einst so süßen Liebesbände, Grauen vor dem Manne, der wie ein böser Geist den Frieden ihrer unbewachten Brust gestört hatte. Da nahm er sich vor, durch einen scharfen Schnitt die Wunde von Grund aus zu heilen. Er bereitete sie vor durch eindringlichen Zuspruch, durch Hinweisung auf eine selige, glückreiche Zukunft und den Trost, daß sie aus großer Gefahr gerettet sei, auf welche sie einst mit frohem Gefühl, wie auf einen schwarzen Traum, zurückblicken könne. Dann sprach er feierlich: „So vernehmt denn, meine Tochter, daß der Mann, der Euch widerrechtlich an sich gefesselt hat, Euch nimmermehr angehören konnte, daß Eure Ehe ungültig ist und durch den Spruch der Kirche gelöst wird, wie auch jenes Gelöbniß, kein Wort über Eure Lippen gehen zu lassen, ehe der Beruchte es Euch erlaubt, gelöst werden kann. Ihr habt dies Gelöbniß nicht auf die heilige Beichte bezogen, das ist christlich, meine Tochter, denn keine Falte des Herzens darf dem Diener Gottes verborgen bleiben, wenn die Beichte nicht Sünde werden soll. Aber auch überhaupt in Bezug auf Jedermann löse ich jenes frevelhafte Versprechen kraft meines heiligen Amtes. Und damit Ihr mit einemale wisset, wem Ihr das Vertrauen Eures jungfräulichen Herzens geschenkt habt, damit Ihr einsehet, daß Euer Gram um den Verlorenen Unrecht ist und Ihr sein Bild aus Eurer Brust reißen müßt, daß sie genesend sich wieder der Heiter-



keit öffnen könne, so hört: Euer vermeintlicher Gatte ist nach dem Urtheile der Kirche zum Scheiterhaufen verdammt, dem er aber entronnen ist, um hier die Verbrechen seines unheiligen Ordens fortzusetzen, er war einst ein Templer.“

Das Wort traf Blanche wie ein Blitzstrahl. Sie fühlte sich vernichtet. Ihr Ehegelübde, das bisher nur mit der kindlichen Pflicht stritt, wurde jetzt zur Sünde wider die Religion, wenn auch unwissentlich begangen. Richard war ein Tempelherr, der kein Weib nehmen durfte und wenn dies Ordensgelöbniß auch mit der Aufhebung des Ordens zerfiel, so blieb er doch ein Gebannter, dem zu nahen oder sich zu verbinden eine schwere Sünde gegen die Kirche war und gleicher Strafe theilhaftig machte. Sie war sich ihrer Lage nicht klar bewußt, aber schrecklich fühlte sie deren Trostlosigkeit und mit inbrünstiger Andacht lauschte sie den Worten ihres Beichtvaters, der nun anfang, milden Balsam in die schmerzenden Wunden zu träufeln. —

Als der Bischof wieder in die Halle trat, wo der Graf mit Tancarville geblieben war, fand er Beide in so vertrautem Gespräche, als seien sie schon jahrelange Bekannte. Sein Mißtrauen erwachte von Neuem. Er ließ sich nun nicht länger halten, sondern nahm Abschied und brach auf.

„Wenn Euer Schüßling sich auf jede Bedingung ergeben will, sagte er zu Tancarville, so findet er mich in Caudebec, wo ich zu übernachten gedenke. Sagt ihm, er solle wissen, daß der Arm der Kirche lang sei

und ihn fassen werde, ob er sich auch in das Land der Ungläubigen flüchte! — Euch selbst wünsche ich gute Fahrt nach Rochelle oder wohin Ihr sonst steuern werdet.“

„Ich überwintere in Harfleur, entgegnete Tancarville. Von dort will ich meine alte Mutter auf unserm Schlosse heimsuchen, ich habe sie lange nicht gesehen und freue mich sehr dazu.“

Der Bischof wandte sich nun zu Montmarne und sagte mit unterdrückter Bewegung: „Euch, mein Sohn, sehe ich bald wieder. Gott gebe, in Freuden!“ Er wollte noch mehr sagen, doch bezwang er sich und schwieg. Der Graf erwiederte, daß er ihn jeden falls bis Caudebec begleiten werde, um seine langentbehrte Gegenwart noch zu genießen: Herr von Tancarville werde ihn gewiß entschuldigen, um so mehr, da er vielleicht auch den folgenden Tag noch nicht die Anker lichte. Tancarville bestätigte das und der Bischof sagte zu Montmarne: „So benutz die Zeit, welche uns noch zu wechselseitigem Austausch vergönnt ist und legt Alles in mein Herz nieder, was Euer Gemüth in sich verschließt. Ihr findet in mir stets den treuen Vater, der einst jeden Fehl zu verzeihen wußte, weil er nicht aus bösem Quell entsprang.“

Noch auf einen Moment eilte der Graf zu seiner Tochter, um sie von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, dem Majordomus empfahl er die Sorge für das Hauswesen, dem vielerprobten Tanneloup die Bewachung des Schloßes, dann geleitete er den Bischof zu

seinem Maulthiere und hielt ihm den Steigbügel, als er auffaß. Tancarville nahm von Beiden Abschied und wanderte gemächlich zur Küste hinab, während der glänzende Zug, den der Graf wieder zu Ehren seines Gastes geschaart hatte, eine andere Richtung einschlug.

Der Tag verging. Im Schlosse war es still, die adeligen Herrn hatten sich fast sämmtlich den Grafen angeschlossen, die Dienerschaft pflegte also der Ruhe und selbst der Thorwart kümmerte sich nicht um sein Amt, da er Niemand erwarten konnte. Nur der Bogenschütz auf der Mauer schritt wachsam auf und ab, doch mehr aus Furcht vor dem strengen Befehlshaber, als aus irgend einer andern Veranlassung. Die Gegend lag in friedlicher Abendruhe. Weiße Möven zogen vom Meere herüber, der müde Landmann kehrte zu seiner niedern Hütte zurück und fernher tönten die Glockenklänge aus der Kapelle, vermischt mit dem Rauschen der Flut, welche zu schwellen begann. — Im Westen erlosch der Purpurschein des Spätroths, der Himmel dunkelte, hier und da blickte schon ein Stern mit flimmerndem Lichte, tiefere Schatten legten sich über die Flur. Jetzt regte sich das Gezweig im Walde, von dem erwachenden Abendwinde gefaßt; die nächsten Gegenstände waren nur noch erkennbar und immer dichter wob die Dämmerung ihre Schleier um den Pfad der heranziehenden Nacht, bis sie schwarz und schweigend ihren Thron einnahm. Die Schloßbewohner schliefen bereits.

Da dünkte es plötzlich dem Thorwart, der einen lei-

fen Schlaf hatte, als werde er außerhalb den Mauern mit lauter Stimme beim Namen gerufen. Er richtete sich mit halbem Leibe auf, kreuzte sich und legte sich auf die andere Seite. Aber es rief ihn von Neuem. Er betete einen Geistersegen. Als die Stimme sich aber nicht beruhigte, öffnete er das starkvergitterte Fenster und stierte in die schwarze Nacht hinaus.

„Erkennt Ihr meine Stimme nicht? fragte es draußen mit bekanntem Tone. Ich bin es, der Ritter von Sainte-Croix, guter Meister Thibault. Deffnet nur, es ist kalt, ich habe heut einen weiten Weg gemacht und konnte doch Montmarne nicht vor der Dunkelheit erreichen. Laßt mich nur ein. Der Graf schläft wohl schon?“

„Der edle Graf ist nicht daheim,“ sagte der Pförtner zögernd.

„Nicht? entgegnete es mit dem Ausdrucke des Staunens. Nun, er hat Euch doch wohl nicht Befehl gegeben, einen heimkehrenden Gast in der Nacht ohne Obdach hungern und frieren zu lassen? Macht auf, er würde Euch übel belohnen, wenn er das erführe.“

Der Bogenschütz auf der Mauer, der den Ritter schon, als er nahenden Hufschlag hörte, angerufen hatte, war ein Zeuge des ganzen Gesprächs, er vernahm jetzt, daß die Schlösser rasselten, die Riegel klirrten und daß nach einer ziemlichen Weile das Thor wieder zuschlug. Eben wollte er beruhigt seinen Gang wieder antreten, da schien es ihm, als höre er einen

dumpfen Schrei — er stand und horchte mit Anstrengung, es war wieder still. Plötzlich aber brach ein wildes Gebrüll, wie von Dämonen, in die heilige Stille der Nacht, Schwerterklang, Geschrei der Wuth und Angst und durch den tobenden Aufruhr Tanneloups Donnerstimme, der: Verrath! schrie und seine Krieger zu den Waffen rief. Der Bogner sprang hinab, doch was half der Einzelne, wo schon Alles verloren war? Tanneloup lag schwer verwundet am Boden, seine Krieger stritten vereinzelt und muthlos nur um ihr Leben; weder Freund noch Feind war erkennbar im Dunkel, das über der Mordscene lag; man hörte nur, man fühlte die Streiche, doch sah man den Arm nicht, der sie schlug, und wenn die Fackel eines fliehenden Dieners oder die Blendleuchte in Räuberfaust einen momentanen Schein um sich warf, erhellte sie nur ein wüstes Gewirr, das sich über den Hof nach dem Hauptgebäude wälzte, jeden Fußbreit mit Blutspuren zeichnend. Mehrfach erscholl aus heiserer Kehle der Ruf: Sündet! doch eine Stimme, vor welcher der wildeste Gesell bebte, brach sich Bahn durch das verworrene Geschrei: „Sündet nicht! Und die augenblickliche, wenigstens vergleichweise, Stille benutzend, schrie dieselbe furchtbare Stimme: „Kein Licht an ein Fenster! Hütet das Thor! Niemand hinaus! Zwei Stunden geb' ich Euch Zeit — lockt nicht durch Feuer die Nachbarn her! Zwei Stunden! Benutzt sie! Dann zünden wir!“

Ein wilder Jubel erfolgte auf den Ruf des Führers

rens und der blutende Tanneloup knirschte ohnmächtig am Boden: „Das war Bras-nu!“ — Die Schloßbewohner hatten sich verzweifelnd in die ödesten Schlupfwinkel des alten Gebäudes geflüchtet, und außer den Sterbenden und den wenigen Kriegern, welche, nutzlosen Widerstand aufgebend, die Waffen streckten, fanden die Räuber keine menschliche Seele, von der sie zu den Kostbarkeiten, den Schätzen des Schlosses, hätten geführt werden können. Sie schrieten nach dem Verbündeten, der ihnen das Thor geöffnet hatte, vergebens. Ihr Strom ergoß sich verheerend durch alle Gänge.

Sainte-Croix war mit stürmischer Eile zu Blanche's wohlbekannten Zimmer geflogen. An der Thüre hielt er an und lauschte einen Moment mit verhaltenem Athem, er hörte das Rauschen von Gewändern, sie war erwacht und angekleidet. Wie mußte er nun vor sie treten! Er sammelte seinen ganzen Troß und faßte den Griff des Thürschlosses, das von innen verriegelt war. Blanche schrie laut. „Deffne!“ rief er hinein. Und das zitternde Weib im dunkeln Gefühl, an ihm, der sie liebte, dessen Stimme sie erkannte, einen Retter zu finden, öffnete die Thüre. Er trat mit düsterm Blick über die Schwelle. „Richard! jammerte sie und zeigte hinaus, wo das Getöse des Kampfes mit wildem Geheul vermischt, vom Hofe heraufscholl. Er sah kalt ihre Todesangst und erwiderte: „Mache Dich bereit mir zu folgen. Fürchte nichts,

Dir geschieht kein Leid. Tene rächen mich nur an Deinem Vater."

Sie bebte schauernd von ihm zurück bis in die fernste Ecke ihres Gemachs. Er folgte ihr und faßte ihre Hand, welche sie sich mühte, ihm zu entwinden. „Ich habe nicht Zeit zu zärtlicher Werbung, sagte er mit eifriger Ruhe, Du bist mein, ich befehle Dir, mir zu folgen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich auf meinen Armen hinaustrage!“ — Sie sank auf ihre Knie und hob die Hände zu ihm empor: „Richard, raube mich nicht meinem Vater! Ich bin Dein Weib, doch unser Bund ist Sünde und kann nimmer bestehen: Du bist ein Tempelritter!“ —

„Ha! rief er wild. Wer sagte Dir das? Und wenn auch, der Orden ist aufgehoben, mein Gelübde mit ihm!“

„Doch bist Du im Bann, schluchzte sie, ich darf Dir nicht angehören. Unsr Verbindung war ein Frevel!“

„Auch das! schrie er mit einem furchtbaren Fluche. Hat der Satan Dir Alles verrathen? Nun wohl, war es nur Spiel und Blendwerk, so bist Du doch jetzt mein Eigenthum und ich lasse Dich nimmer.“

Und ob auch die Verzweifelnde mit Bitten und Thränen sein Herz zu rühren suchte, faßte er sie um den Leib und trug sie hinweg durch ihres Vaters Zimmer. Hier waren mehrere Raubgesellen mit gierigen Händen über dem Eigenthume des Grafen, sie jubelten laut, als ihre schwache Leuchte eine Frauengestalt beschien

und sprangen auf. Sainte=Croix aber rief drohend:  
„Zurück! Das ist mein Antheil an der Beute, mein  
voraus bedungener Antheil!“

Sie lachten ihn frech aus und Blanche vergingen  
die Sinne, als der Eine ihr das Licht ins Angesicht  
hob. Wüthend stieß ihn Saint=Croix zurück und es  
wäre Blut um die schöne Beute geflossen, wenn nicht  
der riesige Führer des Haufens vermittelnd dazwischen  
getreten wäre: Laßt ihm das blasse Ding! Er nimmt  
sonst keinen Theil an unserm Gewinn. Laßt ihn ge-  
hen, sag' ich! — Und haltet euch nicht auf, es wird  
Zeit zum Aufbruch!“ Der Häuptling hatte recht,  
es war die höchste Zeit, wenn der Raub ihnen nicht  
wieder entrisen werden sollte, die höchste Zeit zum Auf-  
bruche! Und er versäumte sie.

---

5.

Was ahnet mir? Welch' ein Gedanke faßt  
Mich schauernd? Wär' es möglich? Wäre  
Die Stimme keine fremde?

Schiller.

Der Streich, welcher Meister Thibault, den Thor-  
wart, als er dem Verräther Einlaß gab, zu Boden  
streckte, war in der Finsterniß schlecht geführt worden.  
Mit einem dumpfen Schrei stürzte zwar der Betroffene  
nieder und die eindringende Schaar mord- und beute-



gierig über ihn hinweg durch den Bogengang in den Schloßhof, doch blutete Meister Thibault nur aus einer unbedeutenden Wunde und sobald er die Gelegenheit erfaß, raffte er sich auf und floh mit Todesangst in den Gliedern durch das Nebenspörtlein über die Zugbrücke, welche schon seit einigen Jahren friedlich niedergelassen blieb. Er hörte das Mordgetöse im Schlosse, doch sah er nicht hinter sich, sondern rannte mit eiligen Fersen zum Dorfe hinab, wo er eine bergende Zuflucht zu finden hoffte. Aber er fand mehr. Er fand entschlossene Männer, welche bei der Nachricht von dem Ueberfalle der Wohnung ihres geliebten Herrn unverzagt zu den nächsten Waffen griffen, um Hülfe zu bringen; ein Seemann von Tancarville's Schiff, der mit Urlaub bei einem Better im Dorfe die Nacht verweilte, machte sich flugs auf den Weg zu seinem Befehlshaber, der sofort mit thatkräftigem Zorne alle Mannschaft ans Land setzen ließ und an ihrer Spitze durch die finstere Nacht seinem Gastfreunde zu Hülfe flog. Ueber all' dem war einige Zeit vergangen.

Im Schlosse suchten die Räuber noch immer unersättlich nach Gegenständen von Werth. Sie hatten sich in den vielfach gewundenen Gängen des unregelmäßigen Gebäudes zerstreut. Der Kerl, welcher das Thor hüten sollte, war vom Reide hinweggelockt worden, denn er traute dem Versprechen nicht, das ihm einen reichen Antheil an der gemeinschaftlichen Beute verhiess. So gelangten Montmarne's Bauern unbemerkt an das Schloß. Sie hatten gefürchtet zu spät zu kommen, aber das

Rufen und Jubeln innerhalb der Mauern gab ihnen die Gewißheit, daß die Räuber noch nicht abgezogen waren. Meister Koloffe, der die Schaar führte, ließ sie still über die Zugbrücke schreiten und traf Anstalt, Reinen entkommen zu lassen. Er hatte leichtes Spiel, die Räuber waren zerstreut und kannten die Vertlichkeit nicht, wie er; so ließ er ein Häuflein starker Burschen am Thore zurück, um die Entrinnenden in Empfang zu nehmen, er selbst aber mit den Uebrigen brach muthig ein und suchte die frechen Buben mit rasch entzündeten Fackeln und lautem Rachegeschrei, das Anfangs kaum beachtet wurde, da Jeder es den Spießgesellen und der Freude über einen neuen Fund zuschrieb. Als aber die Ersten mit ihrem Raube betroffen und niedergeschlagen wurden, als sich der Waffenklang in das Geschrei mischte, da fuhr der wilde Bras-nu wüthend auf, wie ein gestachelter Stier und suchte die Seinen zu sammeln. „Werft die Dirne weg und nehmt das Schwert!“ schrie er Sainte-Croix zu. Doch dieser nahm Blanche, von der er nicht lassen wollte, in den linken Arm und zog das Schwert, sich einen Ausweg zu bahnen. Er kam in den Hof, wo hier und da gekämpft wurde; er nahte dem Thore und der wachhaltenden Schaar, welche beim Anblicke des Fräuleins, das in Ohnmacht daher getragen ward, ein wildes Geschrei erhob und auf ihn einbrach. In diesem Augenblicke erschien Tancarville mit seinem Seevolk. Fackeln sprühten, daß der düstre Bogengang hell war, wie ein Banketsaal, Sainte-Croix bebte zurück, seine Rechte

schlug, ohne das Schwert zu lassen, den Hut sich tief über die Brauen in das Gesicht — viel Fäuste rissen an seinem linken Arme, das Fräulein aus dessen Halt zu lösen, während er sich mühsam mit dem Schwerte der auf ihn Eindringenden erwehrte.

Blanche war befreit, sie schlug die Augen auf und sah im hellen Fackelganz die edle Gestalt Robert Tancarville's in zürnender Schönheit, wie er den Andern zurief: „Mir ihn! Zurück, Leute!“ Ein kurzer Kampf! Sainte-Croix's Klinge schien zaghaft geführt, Tancarville schlug sie zur Seite, unterlief seinen Feind und warf ihn mit Riesenkraft zu Boden. Rasch zückte er den Dolch nach dem Herzen des Frauenräubers, da rief es unter ihm mit verzweifelnder Stimme: „Robert! Robert! Was thust Du?“

Tancarville war wie vom Schlage getroffen, an allen Gliedern gelähmt, keines Wortes mächtig.

„Erkennst Du mich nicht? flüsterte es sinnverwirrend schnell. Ich bin es ja, Richard, Dein unglücklicher Bruder, der Verfolgte, Gebannte! Willst Du mich morden? Mich und unsere Mutter durch die Nachricht? Oder brandmarken unsern Namen, wenn ich gehängt werde als Diebsgenosß? Laß mich fliehen! Du mußt!“

Und während Tancarville keinen Gedanken, keinen Entschluß fassen konnte, schlüpfte Richard unter ihm hervor, warf sich mit einem Tigersprunge auf den Mann, der zwischen ihm und dem Ausgange stand und entkam. Einige setzten ihm erfolglos nach, Andere eilten dem Sieger beizustehen, der niedergesunken war,

augenscheinlich durch den Blutverlust aus der Wunde, welche ihm sein Gegner beim ersten Hiebe geschlagen hatte, entkräftet. So erklärte sich auch die ungehinderte Flucht des Besiegten. Man riß ein Tuch ab, welches Tancarville um den Hals geschlungen hatte, und verband damit seine Wunde, dann trug man ihn in das Schloß, wo der Kampf bereits ein Ende gefunden hatte. Blanche folgte, von treuen Händen unterstützt.

Es waren keine Räuber entkommen, die Meisten erschlagen, Wenige gefangen. Nur den Führer vermißte man, den allgemein gefürchteten Bras-nu. Meister Koloffe ließ ihn mit Fackeln suchen, endlich fand man ihn noch lebend am Boden, neben Tanneloup, der ihn mit letzter Kraft niedergerissen hatte, als er in seiner Nähe war. Beide wurden aufgehoben und in Sicherheit gebracht, wiewohl in verschiedener Art.

Die Schloßbewohner kamen jetzt auch wieder einzeln aus ihren Schlupfwinkeln hervor und man hörte des Majordomus gellende Stimme, der mit neugebornem Muthe Befehl gab, den zusammengeschleppten Raub unangetastet zu lassen, bis der helle Tag eine Uebersicht gestatten würde. Unterdessen mußte auch der Graf da sein, welchem ein Eilbote nach Gaudebec zugeschickt worden. Den Befreiern des Schloßes ließ der Majordomus Wein und Speisen auftragen und wo vor einer kurzen Zeit noch Angst und Schrecken, Mord und Raub gewüthet hatten, regte sich eine laute Fröhlichkeit; Jeder erzählte, was ihn persönlich betroffen, was er gethan hatte; selbst die Verwundeten, denen es irgend

möglich war, nahmen Theil an dem Feste und nur die gefangenen Uebelthäter knirschten in ihren Banden, wenn der Ausbruch des Jubels zuweilen in ihren finstern Gewahrsam drang.

Einer der Ersten zur Flucht, einer der Letzten aus dem sichern Versteck war der würdige Kaplan, ja er zagte noch in der Mitte der Befreundeten, denn konnte nicht ein Räuber sich versteckt haben und plötzlich hervorbrechend ihn zu seinem Opfer erkiesen? Alles hatte nach dem frommen Manne geschrieen, der in der Heilkunst nicht unerfahren war. Er sollte Verband und Balsam für die Wunden bringen. Zuerst führte man ihn zu dem alten Tanneloup, der ohne Besinnung, durch den langen Blutverlust bis zum Tode entkräftet lag, dann zu den Uebrigen und endlich auch zu dem gefangenen Räuberhauptide, dem man wenigstens das Leben so lange fristen wollte, bis der Graf über ihn bestimmen würde. Jetzt war der Kaplan fertig und eilte zu der Tochter seines Herrn, deren Gefahr und Befreiung man ihm erzählt hatte; Herr von Tancarville bedurfte seiner nicht; was man für eine schwere Wunde gehalten, war nur ein leichter Schnitt und das Blut, mit dem man ihn überwallt gefunden, mehr fremdes, als eignes gewesen — er hatte sich aber im Zimmer des Grafen, wohin man ihn gebracht, auf das Ruhebett geworfen und schlief, wie man glaubte, da er allein zu bleiben gewünscht.

Blanche empfing den Geistlichen, dem sie als ihrem einstigen Lehrer sehr zugethan war, mit Freude und

großer Aufregung. Der Kaplan dankte Gott für ihre wunderbare Rettung und fragte nach den nähern Umständen — sie wußte aber nichts, als daß eine leuchtende Jünglingsgestalt plötzlich erschienen sei und wie ein Engel vom Himmel mit dem Flammenschwerte den Schrecklichen zu Boden gestreckt habe. Man hatte ihr gesagt, daß es der Herr von Tancarville, der zweimal schon den Grafen besucht hatte, gewesen sei. Ihre Augen strahlten durch Thränen, als sie von ihm sprach, und was sich in ihrem jungfräulichen Busen regte, war ein reines inniges Gefühl, aus heiliger Quelle entsprungen.

„Wie sehne ich mich, ihm zu danken! rief sie. Aber er bedarf der Ruhe — Ihr habt ihn doch verbunden?“

„Er ist nicht verwundet, kaum gerüst, erwiederte der Kaplan. Ich werde ihn sogleich auffuchen und wenn es thunlich, Euch zu ihm führen. Denn die Dankbarkeit, meine Tochter, ist eine heilige Pflicht, deren Ausübung man keine Schranken setzen muß. Was wären wir ohne den tapfern Jüngling? Eine Beute, ein Spott und Hohn der Mörder! Aber ich freue mich, daß ich die hohe Seele des Edeln beim ersten Anblick erkannt habe; wahrlich, meine Tochter, so schön sein sterblicher Leib ist, weit schöner, weit herrlicher ist sein unvergängliches Theil, seine Seele, aller guten Gaben voll! O wollte doch der Himmel Euer beider Herzen lenken, daß sie sich erkennen und lieben lernten — es wäre ja die friedlichste glücklichste Ed-

fung des alten Fluchspruchs!" Des Kaplans Seele hatte sich schon länger mit diesem Gedanken beschäftigt, aber Blanche fühlte sich dadurch überrascht und erschreckt, wie ein Wanderer in dunkler Höhle durch plötzliches Licht, vor dem er geblendet die Augen schließt, nicht wissend, welche Aussicht es ihm eröffnen wird. Sie sprach ein paar leise Worte der Abwehrung und neigte ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch.

„Aber sagt mir, sagt mir, kann ich glauben, was Meister Thibault erzählt? rief der Kaplan. Kann es denn möglich sein, daß der Mann, der länger als ein Jahr des Grafen Gastfreundschaft genossen hat, den Räubern die Thüre zum Einbruch in sein Haus geöffnet haben soll? Oder war es Zufall, daß sie mit ihm zugleich eindringen? Hatten sie vielleicht in der Nähe gelauert und er wäre unschuldig? Es hat ihn Niemand gesehen oder erkannt, nur Meister Thibault schwört auf seine Stimme, die ihn vermocht, das Thor zu öffnen. Wißt Ihr etwas?“

Blanche war wieder bleich und zitterte heftig. „Laßt! Laßt! sagte sie mit bebendem Laute. Es ist mir schrecklich!“ Der Kaplan beruhigte sie nach Kräften und versprach ihr, die nächtliche Scene, deren Erinnerung ihr allerdings schrecklich sein müsse, nicht mehr zu berühren, dann ging er zu seinem Helden, wie er Robert Tancarville nannte.

Robert saß noch auf dem Ruhebette des Grafen und hatte die Hand über die Augen gelegt, wie Einer, der sich vor äußern Eindrücken geschirmt in sein Inneres

versenkt hat. Als er die Thüre gehen hörte, blickte er auf und erkannte den Geistlichen. Rasch erhob er sich, ging ihm entgegen und bot ihm die Hand. „Euch sendet mein Heiliger, ehrwürdiger Herr, rief er. Von Euch hoff' ich auf Rath. Meine Seele ist schwer betrübt und weiß sich nicht zu helfen! Setzt Euch zu mir.“

Der Kaplan setzte sich neben ihn und erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit, was ihm Tancarville zu sagen haben würde. Robert kämpfte sichtlich mit sich selbst, es wollte sich nicht von seiner Brust lösen, was sie bedrückte, endlich faßte er sich mit Gewalt und sprach zu dem Geistlichen, der freilich in voreiliger Hoffnung ganz andere Geständnisse zu hören erwartete: „Ihr seid ein Diener des Herrn und was ich Euch vertraue, wird sicher in Eurem Gedächtniß aufbewahrt und niemals gemißbraucht werden. Ich habe heut Nacht die unglücklichste Stunde meines Lebens getroffen.“

„Wie so? Frevelt nicht, junger Mann, sagte der Geistliche. Ihr seid erkoren worden, als ein Befreier in diese Mauern einzuziehen, Ihr habt Frevel jeglicher Art verhütet oder gerächt, Ihr habt eine edle Jungfrau, das Bild aller Goldseligkeit und Tugend, gerettet —“

„Dafür preise ich Gott! unterbrach ihn Tancarville. Aber ich habe dies theuer erkaufte!“ Er schwieg wieder eine Weile und man hörte das Brausen des Windes, der mit wachsender Macht um die Mauern des Schlosses tobte. Der Kaplan ermunterte den Jüngling, sein Herz auszuschütten.



„Sa, ja, ich muß es thun! rief Tancarville. Ich kann nicht anders. Ihr meint es gut mit mir — Euer frommer Rath wird mir den rechten Weg zeigen. So erfahret denn, daß ich unter den Räubern meinen leiblichen Bruder gefunden habe.“ Der Geistliche schlug ein großes Kreuz in sprachlosem Erstaunen.

„Er lag unter mir, fuhr Robert hastig, um sich nur der Last mit einemale zu entledigen, fort, ich wollte dem Schändlichen, der Hand an die Jungfrau gelegt hatte, seinen Lohn geben, da hört' ich die Stimme meines Bruders: Robert! Robert! Was thust Du? — Er entkam.“

„Allgerechter! rief der Kaplan. Wie kann es möglich sein, Ihr — und ein Räuber Euer Bruder!“

„Ich will Euch Alles sagen erwiederte Tancarville mit schwerem Seufzer. Mein Bruder war früh in den fernen Orient gezogen und ein Templer geworden“ — der Geistliche bekreuzte sich abermals voll Abscheu — „Unsere alte Mutter hat ihn schon lange beweint, als einen Verlorenen, mehr noch um seines Seelenheils als des Flammentodes wegen — und ich muß ihn lebend finden, einen Gefährten ehrlosen Gesindels!“

„Tröstet Euch! sprach der Kaplan. Es ist eine Zulassung des Höchsten und Euch gewiß in der weisesten Absicht auferlegt. Selbst ein trefflicher Stamm kann einen wilden, verderbten Sproß tragen. Ueberlaßt ihn seinem Schicksale, es wird ihn nicht verfehlen.“

„Ich hätte ihn nicht sollen entfliehen lassen, sagte Tancarville. Ich hätte ihn sollen gefangen nehmen.

und nach Tancarville bringen, zu der Mutter, welcher allein er in seiner ungebändigten Kindheit Gehör zu geben pflegte. Sie hätte ihm vielleicht das verstockte Herz wieder zum Guten gelenkt."

"Aber er ist im Bann! entgegnete der Priester. Ihr hättet nicht so handeln können, ohne kirchlicher Strafe zu verfallen. Seid froh, daß er entkam. Ueberlaßt ihn dem Herrn, der ihn zu finden weiß, wenn er noch zu retten ist und betet für seine Seele. — Kann ich dem Fräulein berichten, daß Ihr die Worte des Dankes, welche sie sich sehnt, Euch zu sagen, annehmen wollt?"

"Ihr Dank beschämt mich, sagte der Jüngling. Ich habe ihre Schmach nicht gerächt — nicht zu rächen vermocht. Seine Worte hallen unvergeßlich in meiner Seele — als er sie sprach, war ich ohne Kraft, wie ein Kind, mir schwebte das Bild unsrer greisen Mutter vor, ich hätte mögen weinen, über sie und über ihn."

"Laßt Euch nicht vom Schmerze niederwerfen, sprach der Priester sanft. Ich gehe, das Fräulein zu Euch zu führen. Sie will Euch danken, wie es auch der Graf thun wird, dem Ihr sein edelstes Gut erhalten habt."

Er ging und kehrte nach kurzem Verweilen mit Blanche zurück. Robert hatte sie, da er ihr Rettung brachte, nicht in's Auge gefaßt, jetzt trat sie vor ihn in ihrer ganzen Lieblichkeit, die Zauberblume der Scham auf ihren Wangen glühend, aber im Auge den

Ausdruck innigsten Dankgefühls, dem ihr Mund sich vergebens mühte, Worte zu geben. War es ein Wunder, daß auch er, von der Macht der Schönheit überwältigt, verwirrt und befangen ihr gegenüber stand und der Geistliche, zur Seite lauschend, einen dankenden Blick gen Himmel warf?

Blanche reichte dem Fremden ihre schöne Hand, die er entzückt, wenn gleich schüchtern, ergriff. Ihr Blick sprach mehr, als ihre Lippen, deren leise Worte nur halb verständlich in sein lauschendes Ohr drangen. Er bat sie, seine That nicht höher anzuschlagen, als sie verdiene. Da streifte ihr Blick über seine leicht verbundene Stirn und sie sprach: „Um meinetwillen leidet Ihr nun so großen Schmerz!“

„Woher wißt Ihr? rief er rasch, mit einem schnellen Erröthen. Ihr wißt es? Er hat Euch seinen Namen genannt! O mein edles Fräulein, wenn Ihr mir wohlwollt, weil ich Euch schrecklichen Händen ent-rissen habe, so laßt diesen Namen nie über Eure Lippen kommen, als gegen diesen frommen Mann, dem ich meinen Schmerz vertraut, vergeßt ihn, damit nicht der Abscheu sich auch auf mich übertrage!“

„Ich verstehe Euch nicht! sagte sie bebend. Heißt Ihr nicht Tancarville?“

„Tancarville, wie er!“ sprach Robert, in den Zauberkreis des einen bösen Gedankens gebannt. Blanche drückte ihre gefalteten Hände auf die stürmende Brust und sah ihn erstaunt, vom Zweifel bewegt, an.

„Laßt mich die Irrung lösen, sagte der Kaplan

dazwischen tretend. Ihr wagt nichts, Herr von Tancarville, daß Ihr Euer Geheimniß auch diesem theilnehmenden Herzen anvertraut habt. Fräulein Blanche sprach von dem Schmerz Eurer Wunde und ahnte nicht, daß Ihr durch Bande des Blutes mit dem Unglücklichen — "

„Mit ihm? Unmöglich!“ rief Blanche aufschreckend.

„Doch, doch! sagte Robert. Es ist mein Bruder Richard.“ Er sprach es mit gepreßter Stimme.

„Richard!“ wiederholte Blanche tonlos, einer Ohnmacht nahe. Da ermahnte der Kaplan Beide, sich der düstern Erinnerung zu entreißen und sprach zum Troste, was ihm der Geist eingab. „D zeigt mir Eure Wunde, hat er dann, ich will sie mit einem Balsam streichen, davon in wenig Wochen auch die letzte Spur einer Narbe vergehen soll.“

Tancarville setzte sich, löste das umschlungene Tuch, das er, sammt der Wunde, über das Seelenleid ganz vergessen hatte und erwiederte dem Geistlichen, der Streifhieb sei keines Balsams werth. Es war fast so, doch ließ sich der Kaplan nicht abweisen. Blanche hatte schon einmal das leichte Gewebe, das Robert's Stirne verhüllte, mit einem flüchtigen Gedanken betrachtet, jetzt, wo es ausgebreitet unter den Kerzen auf dem Tische lag, wurde der Gedanke zur Gewißheit. Sie kannte das Gewebe, es gehörte ihr, es war ihr Schleier, derselbe, mit dem sie sich in der Unglücksnacht zum Gange nach der Kapelle bräutlich geschmückt, den sie am Morgen spurlos vermißt hatte! Das volle

Bewußtsein ihrer Lage flammte, wie ein grolles Meteor, in die dämmernde Vergessenheit, welche wohlthuend ihre Geister momentan umfassen hatte und sie wechselte die Farbe. Robert, welcher kein Auge von ihr verbandte, sah ihre Bewunderung und sagte rasch: „Ihr bemerkt den Schleier. Ich habe ihn am Strande gefunden, gestern früh. Heut in der Eile schlang ich ihn um. Wißt Ihr, wem er gehört?“

„Mir!“ war Blanche's Antwort, ohne aufzublicken. Mehr vermochte sie nicht zu sagen.

„O laßt ihn mir! rief Tancarville bittend. Er sei mein Lohn, wenn Ihr glaubt, daß ich einen verdient habe. Auf all' meinen Wegen soll er mich begleiten, in Sturm und Kampf, wie Euer Bild.“ Seine offene Seele, die keiner Zurückhaltung fähig war, legte den innigsten Ausdruck in die Worte, welche Blanche's Herz mit Zaubermacht rührten. Es war derselbe Klang der Stimme, dem sie schon bei Richard hingebend gelauscht hatte, nur minder leidenschaftlich, aber eben darum ergreifend für ein sanftes Gemüth. Blanche ließ den Schleier, den sie aufgehoben hatte, wieder auf den Tisch fallen, sagte schamhaft glühend ein Wort der Gewährung dazu und schied.

Es war nun fast Tag geworden. Graue Nebel umschwebten die Küste, an welcher die Flut brandete, der Wächter auf der Sinne strengte sich an, die allmählig hervortretenden Gegenstände zu erkennen, er horchte in die Ferne hinaus, wo es ihm wie nahender Hufschlag erschallte, es mußte der Graf sein. Man wunderte

sich schon längst, daß er nicht kam; die Entfernung nach Gaudebec war nicht so groß, und der Eilbote, der ihm die Nachricht von dem Vorgefallenen brachte, gut beritten gewesen. Jetzt aber kam er gewiß. Der Wächter hörte den Hufschlag von vielen trabenden Rossen ganz deutlich, er konnte nun auch die dunkle Masse erkennen und grüßte sie mit freudigem Zuruf. Keine Antwort! In trotziger Haltung ritt der Haufen jenseit des Grabens auf und ein Einzelner sprengte vor und verlangte Einlaß im Namen des Königs.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?“ schrie der Wächter herab.

„Das gilt Dir gleich! schallte es dumpf herauf. Ich stehe hier im Namen des Königs und der Kirche.“

„Der Graf, mein Herr, ist nicht daheim! erwiederte der Wächter. Wartet, bis er kommt.“

„Er ist auf dem Wege, rief der Geharnischte lachend. Er kommt, als Gefangener des hochwürdigen Herrn von Pamiers. Ich mache Quartier für Beide und ihr Gefolg.“

„Du lügst!“ schrie der Waffenknecht auf der Mauer und schoß einen Pfeil nach dem Reiter, doch ohne ihn zu verwunden. In demselben Augenblick wurde auch die Zugbrücke von den Hütern des Thores aufgezogen. Die Gewaffneten jenseit des Grabens fluchten, ein Theil saß ab und nahm seinen Weg zu Fuß nach dem Gehege. „Dort findet ihr keinen Zugang!“ schrie ihnen der Wächter höhrend nach.

Im Schlosse hatte sich indessen die Kunde verbrei-

tet und große Bestürzung erregt. War es auch unmöglich, daß der Graf von seinem väterlichen Freunde, dem er gestern Ehre und Geleit gegeben, in Verhaft genommen worden, so konnte doch der Bote von dem unbekanntem Streithaufen ergriffen, vielleicht der Graf selbst in dessen Hände gefallen sein. Herr von Tancarville, zu welchem die Geängstigten ihre Zuflucht nahmen, stieg auf die Mauer, um mit dem fremden Anführer zu sprechen. Es war nun schon so hell, daß er die Stärke und Bewaffnung der Schaar erkennen konnte, er sah, daß es regelmäßiges, wohlausgerüstetes Kriegsvolk war und auch ein Banner in den königlichen Farben Frankreichs über den Helmen wehte. Mit lauter Stimme rief er nach dem Hauptmann. Der nahte sich dem Graben und fragte: ob man sich eines Bessern besonnen habe? Tancarville dagegen nannte seinen Namen, berührte kurz, was ihn in das Schloß geführt und wünschte zu wissen, was Jener begehrte. Aber der Fremde ließ sich nicht darauf ein. „Deffnet, öffnet! rief er ungeduldig. Dann werdet Ihr Alles erfahren. Ich handle nach Befehl! Und wenn Ihr mir nicht willfahrt, mögt Ihr zusehen. In einer Stunde ist der hochwürdige Herr von Pamiers hier — die Folgen auf Euer Haupt!“

Tancarville konnte ihn nicht bewegen, fernern Fragen Rede zu stehen. Er kehrte also in das Schloß zurück und versprach den Leuten, welche zu ihm, wie zu einem Hort in der Noth aufsahen, sein Möglichstes zur Vertheidigung zu thun. Der Kaplan war bei der

Tochter seines Herrn und suchte ihre Angst durch Vernunftgründe zu beschwichtigen. Es verging mehr als eine Stunde; die Bewaffneten außerhalb machten keine Anstalt zum Angriff. Endlich entdeckte das scharfe Auge des Wächters in der Ferne von Gaudebec her einen Troß, der sich nahte, er zeigte ihn dem Herrn von Tancarville, der eben wieder auf die Zinne kam. Beide schauten unverwandt hin — auch die Königlichen schienen aufmerksam zu werden, ihr Anführer ließ aufsitzen und ordnete sie, dann ritt er langsam den Kommenden entgegen.

Mit einem großen Blicke sprachlosen Erstaunens sah jetzt der Wächter den Herrn von Tancarville an: sie waren es! Der Graf, sein Herr, in der Mitte des fremden Trupps, wie ein Gefangener, die Edelleute seines Gefolges, von ihm abgefallen, um den Bischof geschaart, welcher in einiger Entfernung den Kriegern folgte. Tancarville trat, hochgerötheten Antlitzes, bis an die äußerste Brüstung und ein lautes Geschrei von den Mauern verkündete, daß die Schloßbewohner ihren Herrn wohl erkannten.

Als der Zug an den Graben gekommen war, öffnete er sich und ließ den Grafen von Montmarne allein vorreiten. Er war ohne Schwert, doch sein Angesicht zeigte keine Spur von Muthlosigkeit oder Besorgniß.

„Laßt die Brücke nieder, meine Getreuen! rief er mit seiner vollen Metallstimme. Deffnet das Thor! Es wird sich Alles aufklären. Keinen Widerstand! Wir brauchen ihn nicht.“



Und während die Thorwache murrend die Brücke niederrollen ließ, erkannte der Graf den jungen Seemann, der ihm von der Linde heftig winkte, als rief er ihm, sich nicht der Uebermacht zu beugen. Der Bischof, welcher Tancarville auch gleich erkannte, hatte den Wink wohl bemerkt und in sein Gedächtniß geschrieben, doch nicht so der Graf, der dem Retter seiner Tochter ein dankendes Willkommen! zurief.

Indessen stand das Thor weit geöffnet und die Schaar hielt ihren Einzug, bis auf den letzten Mann. Mit thränenden Augen drängten sich die Leute herbei, um die Hand ihres geliebten Herrn zu küssen, als er vom Rosse stieg; seine Krieger knirschten, Tancarville's Volk blickte kampflustig, es hätte nur eines Wortes bedurft, den grimmigsten Streit entbrennen zu lassen. Aber der Graf, der sein hinzustürzendes Kind an das Herz drückte, rief mit heiterer Stirne: „Lasset Alles geschehen, wie es der hochwürdige Bischof, der mich väterlich liebt und nur einen Augenblick verkennen mag, anordnet. Die Wahrheit wird siegen.“ „Amen!“ sagte der Bischof feierlich. Tancarville nahte sich ihm und fragte mit einiger Heftigkeit, was man dem Grafen zur Last lege. Der Bischof sah den Jüngling mit einem strengen Blicke ins Auge. „Sorgt für Euch selbst! antwortete er drohend! Ihr werdet voll zu thun haben, Euch des Verdachtes, der Euch trifft, zu entledigen.“

„Mich?“ rief Tancarville zurücktretend.

„Euch, Robert von Tancarville! bestätigte der Bi-

schof. Folgt mir!" Es war ein Glück, daß die milden Söhne des Meeres, welche Tancarville befehligte, allzufern standen, um dies Gespräch zu vernehmen; keine Rücksicht, selbst nicht die Furcht vor dem Bannstrahle der Kirche würde sie abgehalten haben, mit den schweren Streitärten die Frage zu lösen. Tancarville folgte dem Bischofe in großer Spannung, der Graf war schon mit seiner Tochter verschwunden und die Krieger des Königs übernahmen alle Posten zur Bewachung des Schlosses, während das Landvolk in seine Hütten entlassen wurde.

6.

Und trübt sich auch des klaren Himmels Bogen  
 Und wird es Nacht, so sind es Stunden nur,  
 Denn auf des Lebens sturmbewegten Bogen,  
 Hilft das Gebet, führt auf der Wahrheit Spur.  
 A. v. Einsiedel.

Schon eine geraume Weile saß der greise Bischof in seinem Zimmer mit Tancarville allein, und noch immer harrete dieser vergebens der Anrede. Er war in höchster Ungeduld, des Bischofs prüfende Blicke fielen ihm unerträglich, endlich fragte er selbst, was der Priester von ihm wolle.

„Ihr seid jung, begann der Bischof mild, und Eure

Seele ist nicht der Verstellung fähig. Mich täuscht Ihr nicht, ich sehe klar, daß etwas auf Eurem Bewußtsein lastet. Entledigt Euch dessen, gesteht mir ohne Zwang — "

„Ich könnte es, unterbrach ihn Robert, wenn ich Vertrauen zu Euch hätte. Doch Eure Gewaltthätigkeit gegen den Grafen raubt mir jede Lust, Euch zu meinem Beichtvater zu machen.“

„Was fesselt Euch an den Grafen? fragte der Bischof mit durchdringendem Blicke. Ihr kennt ihn kaum und seid ihm zugethan, wie dem ältesten Freunde. Was ist der Quell dieser besondern Neigung?“

Der Jüngling fühlte, daß ihm eine Glut in's Antlitz stieg. „Er hat mich gastlich aufgenommen!“ sagte er trotzig.

„Nicht doch! versetzte der Bischof bedeutend. Ich weiß es besser. Ihr seid dem Grafen befreundet um eines Dritten, Euch Theuern, willen. Gesteht mir nur Alles frei. Eure offne Seele kann mir nichts verbergen.“

„Nun wohl denn! rief Robert aufgereg. Mögt Ihr's wissen! Ich liebe des Grafen Tochter!“

Der Bischof hatte etwas ganz Anderes erwartet, Roberts Geständniß überraschte ihn so, daß er von seinem Sitze auffuhr, die Hand erhob, und ein Bild des Staunens, rief: „Ihr auch! Und wißt nicht —?“

„Was, hochwürdiger Herr? fragte Robert dringend, als der Bischof inne hielt. Was soll ich wissen? Ich bitte Euch!“

Der Bischof antwortete nicht, sein Geist erwog das Gehörte. Tancarville liebte das Wesen, das seinem Bruder in heimlicher Ehe verbunden war! Wußte er um dessen Hiersein, war er mit seinem Schiffe erschienen, um ihn aus Frankreich, dem großen Grabe der Templer, an fremde Gestade zu retten oder traf ihn nur der böse Schein des Zufalls? Eine rasche Frage konnte vielleicht seine Vorsicht überrumpeln.

„Wo ist Euer Bruder? rief der Bischof plötzlich. Ihr seht ich weiß Alles.“

„Wißt Ihr Alles? fragte Robert mit Staunen. So richtet als Mensch. Ich habe ihn entfliehen lassen.“

„Strafbarer! donnerte der Bischof. Auf welche Weise? Wohin? Bleibt der Wahrheit getreu! Nur ein vollkommenes Geständniß kann Eure Strafe noch etwas mildern.“

Und Tancarville begann zu erzählen. Es klang sein Bericht aber wieder so ganz anders, als ihn der Bischof sich gedacht, daß dieser anfangs nur ungläubig und mit großem Unwillen zuhörte. Aber die Wahrheit hatte ihr Gepräge zu unverkennbar in die Seele des Jünglings gedrückt und alle Zweifel verstummten, als der Bischof den Mann vorführen ließ, dessen Aussage gestern seinen Verdacht gegen den Grafen bestätigt hatte — als Tancarville ihn wohl für den Flüchtling erkannte, der seine Vermittlung beim Bischofe nachgesucht, aber nicht für einen Angehörigen seines Bruders. Reginald (denn dieser war es) hatte sich wohl gehütet, es auf dem Schiffe zu verlautbaren.

„So geht denn mit Gott, mein Sohn!“ sagte der Bischof sanft zu Tancarville. Möchte sich Alles, wie mit Euch, zum Guten kehren! Doch wie Gott will! — Geht, Herr von Tancarville, ich habe noch mit diesem Manne zu reden — (Reginald bebte zusammen) — aber das Schloß dürft Ihr nicht eher verlassen —“

„Fürchtet nichts! rief Tancarville. Ich gehe nicht eher, bis sich Alles entschieden hat.“

Der Bischof war nun mit Reginald du Plâtre allein, der den scheuen Blick an die Erde geheftet, seine Mühe zwischen den Fingern zerknitternd, vor ihm stand.

„Du behauptest also, begann der Bischof, daß der Graf von Montmarne wissentlich einem der gebannten Mitglieder des Ordens, den der Fluch der Kirche vernichtet, eine Freistatt in seinem Hause gegeben hat?“

„Ja wohl, ich bin ein Jahr mit meinem Herrn hier gewesen,“ sagte Reginald.

„Bedenke wohl, was Du sagst! mahnte der Bischof. Ob der Graf gewußt hat, daß Dein Herr ein Templer war, darauf kommt es an. Du behauptest es. Kannst Du es beweisen und beschwören?“

„Ich kann Alles, was Ihr befehlt!“ sagte Reginald.

Der Bischof runzelte die Stirn. „Beweise es! herrschte er nach einer Weile. Du hast Dich gestern dazu erboten.“

„Ich will es beschwören, erwiederte Reginald. Der Schwur reicht doch zu, auch ohne Beweis.“

„Verworfenener! zürnte der Bischof. Treibst Du

Spott mit mir? — Bring' Deine Beweise vor, kurz und klar, oder fürchte die Strafe der Verläumdung."

„Ach ihr Heiligen! schrie Reginald. Was soll ich sagen? Der Comthur lebte hier, er warb um die Tochter, und sollte nicht — bis er sich zu helfen wußte — dann kamen Eure bischöflichen Gnaden und er versteckte sich im Gehege, wo er mich morden wollte — was weiß ich sonst? Euch liegt daran, den Grafen zu verderben — sagt mir nur, was ich beschwören soll, ich thue es unbedenklich."

Da entbrannte der Bischof in großem Zorne, aber das Gefühl der Beschämung mischte sich hinein, durch sein eifriges Forschen nach Verdachtgründen wider Montmarne den feilen Knecht auf diesen Gedanken gebracht zu haben. Er bezwang sich daher und sagte: „Du sprachst von der Werbung Deines Herrn. Ich weiß darum, auch daß Du bei dem nächtlichen Frevelspiel mit dem Sacramente gewesen bist. Wer traute das Paar?"

Reginald stürzte vernichtet auf seine Knie, alle Schrecken des Todes im Herzen. „Ich mußte ja! schrie er halb besinnungslos. Er drohte mir mit dem Dolche, da stahl ich das heilige Gewand und legte es an und verrichtete was mich ewig gereut. Wehe mir!"

Der Bischof war erschrocken, wie vor einem Blitzstrahl in dunkler Nacht. Er faltete die Hände empor, als rief er den Beistand des Himmels an, ihn auf den rechten Weg zu leiten, dann riß er die Thüre auf: „Wache! Hinweg mit diesem! In Ketten mit ihm!"

Reginald verschwand. Und der Greis setzte sich wieder in seinen Sessel, ein lichter Schein erglomm auf seinen eingesunkenen Wangen — so saß er lange und wog im Geiste den Verdacht mit der Hoffnung, ihn widerlegt zu sehen, damit sich Alles in Frieden und Freudigkeit auflösen möge, wie Blanche's Geschick. Endlich ging er nach dem Zimmer des Grafen, vor welchem ein Geharnischter Wache stand.

Der Graf saß mit ruhiger Fassung neben seiner weinenden Tochter, die er sich vergebens zu trösten bemühte. Als der Bischof eintrat, stand er freudig auf, ging ihm entgegen und rief: „Seid mir gegrüßt, mein Vater und habt meinen Dank, daß Ihr so schnell kommt, das Mißverständniß aufzuklären. Was habt Ihr wider mich? Sprecht! Ich frage Euch nicht als Bannerherr nach dem Rechte, das Euch über meine Freiheit zusteht, da Ihr kein Richter des Königs seid, wie kein Bischof im Lande mehr Theil am Parlamente nehmen darf — ich frage Euch nur, wie der Sohn, den sein gutes Gewissen schützt, den Vater, um den Grund Eures feindseligen Verdachtes.“

„Mein Sohn, es giebt ein höheres Recht, als die weltliche Macht ertheilen oder nehmen darf, erwiederte der Bischof, es ist das Recht der Kirche, das denjenigen als ihrem Gericht verfallen erklärt, der sich mit Regern und Geharnichten befreundet, ihnen Schutz verleiht und sie der gerechten Strafe entzieht.“

„Wann hätte ich das gethan?“ rief der Graf entrüstet.

„Ihr habt einem Templer in Eurem Hause eine Freistatt gewährt!“ sagte der Bischof mit Strenge.

„Nimmermehr! rief der Graf. Wer wagt das zu sagen? Hätt' ich es gethan, ich würde es nicht läugnen, und mich zu vertheidigen wissen. Ich darf mich meiner Thaten niemals schämen.“

„Nicht? fragte der Bischof. So schwört mir auf dies heilige Zeichen — (er hielt ihm das Kreuz vor, das er auf seinem Gewande trug) schwört mir, daß Ihr wissentlich keinen Templer bei Euch aufgenommen habt, aber bedenkt das Heil Eurer Seele.“

„Ich schwöre!“ rief der Graf feierlich, indem er die Finger der Rechten auf das Kreuz legte.

„Und Herr von Sainte-Croix?“ fragte der Bischof. — Blanche bebte bei dem Namen. „Was von ihm?“ rief Montmarne.

„Ihr wußtet nicht, daß er ein Templer war, fuhr der Bischof fort, daß er Euch mit erborgtem Namen tauschte, daß er Tancarville hieß, ein Bruder des Seemanns war, den ich bei Euch traf, dessen Schiff wohl in der Absicht hier kreuzen mochte, den Gebannten zu retten? Ihr wußtet nichts von dem Allen?“

„Mein Vater, mein Vater!“ rief der Graf von dem Unerwarteten ganz übermannt.

„Ihr wußtet nichts, denn Ihr habt geschworen und Euer Auge lügt so wenig, als einst in den Tagen der Jugend, sprach der Bischof mit freudiger



Stimme. Ihr wußtet noch mehr nicht. Sprich, meine Tochter, hast Du Deinem Vater Alles vertraut, was Dein irgeleitetes Herz bedrückte?"

„Ich schwor!“ schluchzte Blanche, indem sie das gesenkte Haupt wiegte.

„Ich entband Dich, kraft meines heiligen Amtes, dieses thörichten Gelübdes, sagte der Bischof. Es ist Deine Pflicht, dem Vater Alles zu entdecken. Er wird verzeihen, damit auch ihm einst verziehen werde. Ich aber bringe Dir Trost und Heil und will alle Last von Deiner jungen Seele nehmen.“

Da warf sich Blanche an das Herz ihres hochaufhorchenden Vaters und vertraute ihm den vielbereuten Schritt, den sie gethan hatte. Der Bischof stand zur Seite, des Grafen Antlitz beobachtend, er sah, wie es sich mit dunkler Röthe färbte, wie die Adern der Stirn schwellen, die Brauen sich finster zusammenzogen und das Auge zornig blickte. Rasch trat er vermittelnd hinzu.

„Kein Wort; rief er, als ein Wort der Bergebung! Bedenkt, daß Ihr selbst Euch das Kind entfremdet habt, daß Ihr das schwache Rohr, dem Ihr ein Schutz der Liebe sein solltet, allen Winden überließt und dadurch die Schuld traget, wenn es in falscher Richtung sich neigte. Dankt dem Herrn, daß es sich ungeknickt aufrichten kann.“

Aber der Graf hatte Blanche's beide Arme von seinem Halse gelöst und war von ihr zurückgetreten, scheinbar unzugänglich den Worten des Greises. „Blanche!“

zürnte er. Es war der alte Ton, vor dem ihre Kindheit gezittert hatte. Die Jungfrau währte zu ver-  
gehen.

„Hört mich! rief der Bischof. In ewige Vergessenheit sei das unselige Verhältniß begraben. Nicht des Spruches der Kirche bedarf es, das leichtsinnig, ja frevelhaft geschlossene Band zu lösen, es zerfällt von selbst, da es nur in Deinem Wahne, mein armes be-  
thörtes Kind, bestand. Wisset Beide, der Verruchte, der Euch in jeglicher Art betrogen, hat sich nicht ge-  
scheut, seinen Knecht im Ordensgewande des Priesters an den heiligen Altar zu stellen und durch ihn das Sa-  
crament vollziehen zu lassen.“

Blanche erlag dem Sturme von Gefühlen, der Ent-  
setzen und Freude bringend in ihrer Seele tobte, und des Vaters Arm, der sie mitleidig von Neuem umfing, brachte sie auf das Ruhebett, wo sie in einem halb be-  
wußtlosen Zustande niedersank. Frauen wurden geru-  
fen, ihr Hülfе zu leisten; als sie sich erholte, küßte sie der Graf mit Innigkeit, bat sie leise, das Vergan-  
gene nicht mehr in ihren Gedanken zu fesseln und seiner Liebe gewiß zu sein. Dann folgte er dem Bischofe,  
mit dem er noch lange Unterredungen pflog. Jacques Tossigny wurde gerufen, später ließ der Bischof auch  
den gefangenen Reginald vorführen, der über Man-  
ches Auskunft geben sollte, endlich begab er sich mit  
dem Grafen zu dem schwerverwundeten Bras-nu, dem  
Hauptlinge der Räuber.

Dieser lag, von Blut entstellt, schlecht verbunden,

auf dem dürftigen Stroh; sein stieres Aug' erkannte den Grafen und schloß sich, wie vor einem verhassten Anblicke. Montmarne trat zu ihm und rief ihn bei seinem wahren Namen: „Berthauld!“

„Laßt mich in Ruhe sterben!“ murrte der Räuber ingrimmig. Ihr habt den Sieg, seid zufrieden.“

„Du sollst meinen Fragen Antwort geben, sprach der Graf mit ruhigem Ernste. Wer war der Mann, der Deiner Bande den Eingang in das Schloß verschaffte? Wie nannte er sich Dir? Welchen Grund gab er an für sein ehrloses Beginnen? Sprich aufrichtig und wahr, Dein Schicksal kann dadurch gemildert werden.“

„Was wollt Ihr mir noch thun? lachte der Verwundete wild auf. Wollt Ihr mir noch einmal die Freiheit schenken, wie einst, als ich noch Euer Serf war? — Auf Dein Haupt das Blut, das ich vergossen habe! Warum gabst Du mich frei, den leibeigenen Knecht! Ich sollte arbeiten, nicht wahr, früh und spät, um mein Leben zu fristen? Arbeiten, da ich doch frei war, wie Du? Wohl, ich habe gearbeitet, ich habe mein Leben gefristet — mit der Klinge!“ — Er hatte sich während seiner Rede aufgerichtet und fühlte nicht, daß seine Wunden von Neuem bluteten, bis er kraftlos zurücksank und das letzte Wort halb auf seiner Lippe erstarb.

„Mensch! rief der Graf. Meine Wohlthat machst Du mir zum Vorwurf?“ — Aber der Räuber hörte

ihn nicht, die Schatten des Todes umbunkelten ihn schon, sein Leben verrann mit seinem Blute.

„Sehet hier die Frucht unvorsichtiger Saaten, sprach der Bischof, als er mit dem Grafen den Kerker verließ. Wollt Ihr Euch noch sträuben gegen die bessere Ueberzeugung?“

„Der Fall kann mich erschüttern, nicht überzeugen! sagte Montmarne. Ist das Feuer darum ein schlimmes Geschenk des Himmel, weil es der Bösewicht zum Frevel mißbrauchen, weil sich das Kind damit verletzen kann? Bleibt es nicht immer eine Wohlthat?“

„Ihr verstocket Euch in Eurer vorgefaßten gefährlichen Meinung, erwiederte der Bischof. Wir sprechen noch mehr darüber.“ — Er verließ den Grafen, um dem Hauptmann der königlichen Reiter Befehl zum Abzuge zu geben, froh, es mit gutem Gewissen thun zu können und doch unmuthig, daß ihm der Fang, den er zu vollbringen gehofft, entgangen war. Die Reiter des Königs rüsteten ihre Pferde und zogen unter Trompetenschall aus dem Schlosse, dessen Krieger ihnen manches beißende Wort nachriefen. Aber sie verließen die Gegend nicht, man sah ihren Haufen in der Ferne Posto fassen und einzelne Streiftruppen in verschiedenen Richtungen entsenden. Der, den sie suchten, war längst aus ihrem Bereich.

Robert Tancarville trat indessen vor seinen Gastfreund, um von ihm Abschied zu nehmen. Montmarne schloß ihn stürmisch an sein Herz und bat ihn zu bleiben. Aber Tancarville sprach von seiner Pflicht, die

ihm keinen längern Verzug gestatte — dann schien er eine Weile nach Worten zu ringen, bis er plötzlich, mit hoher Röthe in seinem anmuthigen Gesichte, ausbrach: „Ja, edler Graf! Ich muß es Euch sagen. Mögt Ihr dann entscheiden über mich und mein Schicksal. Der Seemann versteht nicht höfisches Wesen und gewundene Rede, so sag' ich Euch offen: erlaubt Ihr mir, daß ich einst wiederkehren und um Eure holde Tochter werben darf?“ — Er sprach die letzten Worte zaghaft, wie Einer, der viel fordernd an der Gewährung zweifelt.

Den Grafen überraschte nur die Form, nicht die Frage selbst, da ihm der Bischof schon Nachricht gegeben hatte. Er reichte dem jungen Seemann die Hand und erwiderte mit Wärme: „Wenn sich des Mädchens Herz zu Euch lenkt, sollt Ihr mir ein willkommener Eidam sein. Reiset mit Gott, unter dem Schutze seiner Heiligen! Wenn Ihr zurückkehrt, wird hier wieder Ruhe nach den mannichfachen Bewegungen herrschen — das Uebrige findet sich wohl. Sorgt nicht, daß mein Kind ihren Retter vergessen könne!“

Als aber der Jüngling den leisen Wunsch aussprach, von Blanche Abschied nehmen zu dürfen, entgegnete der Graf: „Ich bitte Euch, entsagt diesem Gedanken um Blanche's willen. Sie ist erschöpft bis zum Tode.“

Tancarville sah ihn besorgt an, doch der Graf zerstreute seine Furcht vor Gefahr, welche Blanche's Leben bedrohen könnte; darauf nahmen die beiden Män-

ner herzlichen Abschied, Robert empfing den Segen des Bischofs und verließ das Schloß Montmarne. Seine Seeleute waren schon vor ihm nach dem Schiffe zurückgekehrt und ehe die Sonne sank, wurden die Anker zur Fahrt nach Honfleur gelichtet.

Blanche saß einsam in ihrem Gemache. Sie hatte ihre Frauen entfernt, sie hatte auch den Vater gebeten, Niemand zu ihr zu lassen. Ihr war zu Muth, wie einer vom Tode Geretteten. Die Schrecken, welche ihres Lebens Frühling getrübt hatten, waren noch frisch und lebendig in ihrem Gedächtnisse, aber das Gefühl, von schwerer Last befreit zu sein, raubte der Erinnerung das Quälende und in dem jugendlichen Herzen regte sich wieder die Hoffnung, welche in das Land der Zukunft schaut, wie in einen Zaubergarten des Glücks und der Freude. Die Jungfrau gab sich ihren Träumen hin. Vergangenheit und Gegenwart traten vor ihre Seele, scharf gesondert und dennoch durch Fäden des Schicksals verknüpft. Was hatte sie an Richard Tancarville gefesselt? Seine Geisteskraft, welche sich dem Willen des Kindes unterwarf, nicht sein Aeußeres, dem jene Anmuth fehlte, durch welche Robert, sein Bruder, beim ersten Anblicke für sich gewann! Wie war er diesem doch so ganz unähnlich in Allem, nur in dem Klange der Stimme nicht! Und ach! wie furchtbar konnte diese Stimme werden — sie dachte an die Scene im Walde und schauderte. Robert dagegen! Auch seine Stimme konnte donnern im Zorne, aber sie klang dann erhaben, wie ein Gewitter, das Segen

bringt. Unvergeßlich hallte es in ihrem Geiste: „Mir ihn! Zurück!“ und sie sah ihn wieder, von den Fackeln verklärt, mit geschwungener Klinge als ihren Retter. Dann schwebte es lind und schmeichelnd durch ihren Sinn, wie er sie um den Schleier gebeten, der ihn begleiten solle, in Sturm und Kampf, wie ihr Bild! Wie hatte er da den Ton schüchterner Bitte, den Richard in seinem leidenschaftlichen Werben nie gekannt! — Der Schleier war nun sein! Hatte das Schicksal nicht entschieden? Der Sturmwind riß ihr den bräutlichen Schleier vom Haupte, als sie Unrecht begehen wollte und führte ihn Robert zu: Robert den bräutlichen Schleier! Ihre Gedanken verwirrten sich in schamhaft lieblichen Träumen und nur Eins stand ihr klar und bewußt, wie eine trostreiche Sonne: daß sie nicht mehr gefesselt sei!

Wochen vergingen, der Herbst nahm die letzten schönen Tage mit sich fort, es kam der Winter trüb und kalt. Auf Montmarné hatte sich wieder Alles in das gewohnte Leben gefunden, kein fremder Gast weilte mehr in den Mauern des Schlosses, die adeligen Lehnsträger suchten ihrem Herrn durch doppelte Dienstfertigkeit vergessen zu machen, daß sie ihm in der Zeit der Prüfung nicht treu geblieben waren, er aber wußte nun ihre Ergebenheit zu würdigen und wandte seine Gunst immer wohlthätiger den niedern Unterthanen zu, die ihm ihre dankbaren Gesinnungen bewiesen hatten. Gegen Blanche war er der gütigste Vater; schonend vermied er Alles, was sie an ihre Verirrung

erinnern konnte und sein herzliches Wesen rief die kindliche Liebe, welche sich nur nicht hervorgetraut hatte, zur vollsten Innigkeit auf. Das Herz des Mädchens erschloß sich ihm mehr und mehr, sein Blick konnte ungehindert in die klare Tiefe dringen, welche von keinem Sturme bewegt, wie ein stiller See zwischen Bergen ruhte, und er erkannte die Perle, das Kleinod des Lebens, das dort wie in heiliger Grotte aus Schmerz und Wonne geboren war, für echt. Aber er förderte sie nicht zu Tage, sondern ließ sie sich still entwickeln und verbot auch dem Kaplan, der seiner Sage von dem alten Fluchspruche durchaus eine glückliche Erfüllung wünschte, jede Anspielung.

Robert Tancarville hatte unterdessen sein Schiff in dem sichern Hafen von Honfleur unter treuer Obhut verlassen und seine heimathliche Wohnung an der Seine, deren starker Bau noch heut die Blicke des Reisenden anzieht, wieder aufgesucht. Hier lebte noch seine Mutter, eine Frau von kräftigem Geiste, welche das Besizthum des Geschlechts für ihren Sohn verwaltete, bis er einst dem Seefahrerleben, das er aus freier Wahl ergriffen, entsagen, und mit einer edlen Gemahlin einzuziehen würde. Sie empfing Robert, der von Kindheit auf ihr Liebling gewesen war, mit großer Freude und diese steigerte sich zum Entzücken, als er ihr seine Neigung, seine Pläne für die Zukunft mittheilte. Aber auch eine Schreckenskunde traf ihr Herz. Richard war als todt von ihr beweint worden und sie mußte nun wünschen, es möge wahr gewesen sein! „O hättest



Du ihn nicht entfliehen lassen! rief sie. Hättest Du ihn nach Tancarville gebracht, auf Lebenszeit in sichern Gewahrsam, damit er die Ehre unsers Namens nicht brandmarke. Der Unglückliche! Wie wird er enden!“ — Ihr Zorn ging in der Betrübniß des Mutterherzens unter.

Sie sollte nicht über das Schicksal des Verlorenen in Ungewißheit bleiben. An demselben Tage, wo Robert von ihr Abschied genommen hatte, dem Zuge seines Herzens folgend, wandelte die Matrone einsam den Felspfad hernieder, um der Kranken Frau eines Unterthanen ein herzstärkendes Mittel zu bringen. Da bemerkte sie einen Pilger, der auf dem harten Gesteine saß und starr in den Fluß hinab blickte. Sie grüßte ihn mit einem christlichen Spruche, der Mann erschrak, sprang auf und wollte fliehen, durch die Bewegung entfiel ihm der Muschelhut und ob auch manches Jahr vergangen war, seit die Wittwe Geoffroy's von Tancarville das Antlitz, das ihr gegenüber stand, nicht gesehen hatte, ob es auch von der Sonne des Orients gebräunt, vom schwarzen Barte umwallt war, so erkannte sie es doch augenblicklich und die erste Regung mütterlichen Gefühls öffnete ihre Arme, den verlorenen Sohn zu umfassen. Aber der Pilger bebte zurück und rief mit tiefer Stimme: „Ihr dürft mich nicht kennen, Ihr seht mich zum letztenmale. Ich gehe — Robert hat mir das Leben geschenkt, mag er glücklich sein! Mir ist die Hand gebunden, die ich zur Rache hob.

Ich weiß nun Alles. Sie freuen sich — immerhin! Lebt wohl!“

„Richard! Ohne ein Wort der Versöhnung? fragte sie schmerzlich. Ohne meinen Segen?“

„Mir frommt kein Segen!“ sagte er kurz und wandte sich um.

„O Richard, erweiche Dein verstocktes Herz! rief die Mutter in Angst. Geh nach Rom, geh nach dem heiligen Grabe, thu' Buße, versöhne den Herrn, und kehre dann zurück in unsre Arme!“

„Um Roberts Kinder zu wiegen? schrie er mit wildem Hohne. Ich bin kein Freund von Kindern! Wünscht meine Rückkehr nicht, sie kann nur Verderben bringen. — Mutter, ich gehe ins Morgenland, lebt wohl, an Euch kann ich denken mit Liebe, an Euch allein!“ Er warf sich vor der Tieferschütterten nieder, zwei glühende Thränen fielen auf ihre Hand, als er sie küßte, doch ehe sie ein Wort des Segens sprechen konnte, riß er sich empor und floh in die Winterlandschaft hinaus.

Frau von Tancarville fand ihre Ruhe im Gebete wieder. Es tröstete sie, daß Richard nach dem Morgenlande wallfahrtete, dort wird er glorreich kämpfen, dachte sie, dort wird er durch Thaten zur Ehre des Herrn seine Vergehungen sühnen! — Der Himmel ließ ihr diesen Trost, sie erfuhr nimmer, daß Richard zu den Feinden des christlichen Glaubens, dem er nie wahrhaft angehörte, gegangen war, daß er das Kreuz

abgeschworen hatte und es fortan grimmig bekämpfte, bis an seinen Tod ein Renegat!

Wie anders gestaltete sich Roberts's Geschick! Er hatte, noch ehe der Frühling kam, Blanche's Hand, wie ihr Herz gewonnen, und sich dadurch das höchste Glück der Erde, eine schöne Häuslichkeit, begründet. In vertrauter Stunde entdeckte ihm Blanche Alles, was die Vergangenheit in ihren Schooß begraben hatte, aber es warf keinen Schatten auf die sonnig verklärte Gegenwart, denn Roberts's Gemüth war nicht von denen, welche sich in qualenden Sorgen gefallen und Blanche's Liebe hatte sich ihm so reich und innig erschlossen, ihr Sinn bei Allem sich so beständig gezeigt, daß ein rascher Wechsel ihres Gefühls ganz undenkbar schien und Robert nicht zweifeln konnte, ihre erste wahre Liebe zu besitzen.

Das junge Paar lebte auf Tancarville, Robert hatte der Schiffahrt, welche ihn sonst Allem Uebrigen entfremdet hatte, völlig entsagt und sein Erbtheil aus den Händen der Mutter in eigene Verwaltung genommen. Die Mutter liebte bald ihre Schwiegertochter zärtlich, denn sie erkannte, wie glücklich Robert durch sie werden mußte. Der Graf von Montmarne erschien zum Erstenmale bei ihnen, als er einen Enkel aus der Taufe hob, welche heilige Handlung auf Blanche's Wunsch, ihr alter Lehrer, der Kaplan, verrichtete. Dieser freute sich nicht wenig, daß die Prophezeiung vor welcher ihm, dem treuen Anhänger des Hauses, stets gebangt hatte, auf so glückliche Weise in Erfüllung gegangen war. Wie nahe stand ein anderer, schrecklicher

Ausgang durch einen Tancarville, als er die Arme, übereilt an ihn Gefesselte, mit sich fortreißen wollte! Das Einzige kränkte den alten Mann, daß ihm der Wille seines Herrn verbot, den ganzen Zusammenhang, wenn er Zuhörer fand, zu erzählen, doch schrieb er Alles gewissenhaft auf, in barbarischem Latein, dessen Entzifferung später nicht wenig Mühe gekostet hat.

---

---

## Buße der Sehnsucht.

Erzählung von W. von Lüdemann.

---

Eine ungewöhnliche Bewegung im Hotel des Grafen Strombeck zeigte der kleinen norddeutschen Residenz an, daß das große Familienfest, von dem man sich schon lange im Stillen unterhalten hatte, herannah, und daß die „Für und Wider“ der Verbindung zwischen dem jungen Grafen und seiner schönen und liebenswürdigen Cousine Amalie endlich in Einklang gebracht seien.

Hiezu hatte es nicht geringer Klugheit auf der Seite des alten Grafen, ehemaligen Ministers des blühenden kleinen Staats, und nicht geringer diplomatischer Kunst bei seinen Unterhändlern bedurft.

Der liebenswürdigen Amalie Vater, Baron Wellmar, war der Nachfolger des Grafen geworden, und eine Menge schwieriger Verhältnisse hatten die Art von Spannung, welche zwischen Vorgänger und Nachfolger in einem Amte hohen Vertrauens zu herrschen pflegt, noch viel bedenklicher gemacht. Es waren Klagen, laut be-

sprochene Beschwerden mancherlei Art gegen den abgegangenen Minister vorgebracht worden, und in der Hand des Nachfolgers lag es, ob und wie weit diese Beschwerden Einzelner verfolgt sein wollten.

Unter diesen Umständen hatte der stolze und beleidigte alte Graf Strombeck es für das Beste gehalten, seine Empfindlichkeit gänzlich zu verbergen, ja selbst die Verwandtschaft mit Baron Wellmar, auf welche man früher niemals viel Gewicht legte, wiewohl seine Gemahlin der Familie der Strombeck nahe angehörte, hervorzuheben, und den alten von Amaliens verstorbenen Mutter geliebten Plan einer engeren Verbindung beider Häuser wieder ins Auge zu fassen.

Die beiden jungen Leute schienen auch gegen diese Absicht keinen erheblichen Einwand zu machen, und wenn der junge Graf Günther von Strombeck auch mit viel geringerer Leidenschaftlichkeit, als man sonst wohl bei ihn so nahe berührenden Anlässen an ihm bemerken mochte, seiner schönen Cousine zugethan schien, so ließ er doch gern geschehen, daß sein Vater die Angelegenheit ins Gleiche brachte. Ja, er nahm selbst nicht ohne gerührten Dank die Nachricht von ihm entgegen, daß nun endlich jedes Hinderniß beseitigt, der Ehepakt verabredet, die Aussteuer bestimmt und der Tag der feierlichen Verlobung auf den nächsten Sonntag festgesetzt sei. Die Aussicht, mit der liebenswürdigen Amalie, gleich nach seiner Verbindung, ein im Gebirg mahlerisch gelegenes Landgut zu beziehen, dort nach freiem Willen zu wirken und zu schalten, dort zu leben und

des Lebens froh genießen zu können — alles Dinge zu denen sein strenger Vater ihm bis jetzt kaum jemals Zeit gelassen hatte — war ihm, der die Residenz, die große Gesellschaft, und vor allem ihre Hauptelemente, die gesellschaftliche Heuchelei nicht liebte, sogar eine höchst erfreuliche.

„Wie wohl soll mir endlich dort werden, dachte er bei sich! Wie will ich mich der neuen Freiheit des Wirkens, des neuen Gutes der unbeschränktesten Selbstbestimmung erfreuen! Wie will ich seiner, an Amaliens Hand, still und glücklich genießen; Nichts soll uns stören! Jeder Minute will ich Herr sein! Jeder Augenblick gehöre dort mir und Amalien!“

Diese leidenschaftlichen Gedankenbewegungen bei einem jungen Mann, der, wie Graf Günther, seinen Vater liebte und verehrte, führen uns, um ihre Erklärung zu finden, etwas weiter in die Vergangenheit zurück.

Graf Günther war des alten Ministers einziger Sohn. Der Vater unter einem schwachen, kränkelden Fürsten unbeschränkter Gebieter des Landes, dessen Regierung er leitete, war im langen Besiz dieser Einflüsse zu jener starren Machtliebe gelangt, welche sich einen ernststen Widerstand gegen den eignen Willen gar nicht zu denken vermag. Ohne irgend wie den Gesetzen der Moral entgegen zu treten, oder die des Landes zu verletzen, war der Graf doch so sehr an die Verwirklichung jeder seiner Willensregungen gewöhnt, und Widerspruch nahte sich ihm so selten, daß es für ihn keinen andern, als seinen eignen selbstbestimmenden Willen gab.

In diesem Geiste nun hatte er auch die Erziehung seines einzigen Sohnes, nach dem frühen Tode seiner sanfteren Mutter, geleitet. Graf Günther zu einem willenlosen Werkzeug seiner Pläne und Absichten zu erziehen war zwar keinesweges eine klar erkannte Absicht des Vaters; aber seine Erziehungsweise bedingte diesen Erfolg von selbst und dem Grafen unbewußt.

Günther hatte das väterliche Haus, das freilich als das erste der Residenz alle Mittel der Erziehung darbot, nie verlassen. Zunächst war einem Hauslehrer, selbst einem älteren und mißlaunigen Manne, seine Erziehung anvertraut, und damit er doch des Sporns der Racheiferung nicht ganz entbehre, mußte der gleich alte Sohn des Gärtners Emmerich, Clemens mit Namen, an den ersten Elementen des Unterrichts Theil nehmen. Als die Knaben erwachsen, trennten sich ihre Kreise; der Gärtnerssohn kam in die Lehre des Vaters, und Günther, der seinen Jugendspielen bald aus den Augen verlor, erhielt einen neuen Hauslehrer. An diesen war er nun so streng gekettet, daß er kaum eine andre Gemüthsart, als die, dieses ernstesten und ascetischen Mannes kennen lernte. Keine andre Ansicht der Ereignisse trat ihm nahe, als die, welche ihm durch dies Medium zukam. Mit der Welt selbst, mit ihren läuternden und begrenzenden Einflüssen, kam er so wenig in Berührung, daß sich ihm keine Gelegenheit zeigte, die Lehren des Vaters oder des Erziehers an dem Prüfstein der Erscheinung zu bewähren, zu mildern und abzugrenzen. So er-



reichte er die Jahre, welche gewöhnlich dem Universitätsleben gewidmet werden, jener kurzen Frühlings-epoche in unserm viel verkümmerten Dasein, wo der Geist in dem Genuß der freien Selbstbestimmung zu erstarken pflegt, wo sich der Charakter bildet, wo wir an den Dingen des Lebens uns selbst zu erkennen und sie zu bemeistern lernen mögen, kurz, wo wir zu Individuen reifen und diejenigen Züge annehmen, welche den Einzelnen in der Gattung bezeichnen und hervorheben.

Diese große Schule des Lebens ging für Günther verloren. Eine Kränklichkeit, vielleicht die Folge einer allzubeengenden Erziehung, bildete sich in dieser Zeit, gefahrdrohend für sein Leben aus, und die väterliche Bärtlichkeit schien es selbst in den Augen der Welt, wie viel mehr in seinen eignen Augen zu rechtfertigen, daß der nun älter gewordene Graf, den einzigen geliebten Sohn in einer solchen Epoche der Gefahr, aus der väterlichen Obhut nicht entlassen wollte.

Zwanzig Jahr alt, und mit etwas gestärkterer Gesundheit trat Graf Günther nun in das kleine Heer seines Landes. Neue Strenge, neue Zucht, deren Druck freilich durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn versüßt werden mochte. Er war nun 25 Jahr alt, Rittmeister in der Garde, und am Eingang zu jeder Hoffnung, jeder glänzendsten Erwartung.

Doch gebildet, angesehen, gesund, von Vielen beneidet — was galt Graf Günther die Aussicht auf Glanz und Ehre? Eine andre Sehnsucht waltete in

seiner Brust, andre, von falschen Erziehungsgrundsätzen zu hoher Gluth angeschürte Wünsche, lebten in seiner Brust! Er wollte die Welt sehen, — sehen und sie genießen, er wollte erfahren, was Selbstbestimmung sei, was eigener Wille, was Freiheit; erfahren, was Gebrauch unsrer Kräfte nach eigenem Gesetz, nach eigenem Trieb und Gebot, uns an irdischem Glück gewähren könne.

Der Arme haßte seinen Stand, denn in seiner Eingung hielt er die Beschränkung die er bei jeder freien Bewegung fühlte, für eine unvermeidliche Nothwendigkeit seines Standes — deshalb beneidete er den Bürger, den Landmann; ja die Mitglieder der dienenden Classe selbst hielt er für freier, sich selbst bestimmender, für glücklicher, als er zu sein sich bewußt war. Ein Knecht hätte er werden mögen, um nach gethaner Arbeit nur eine Stunde lang Herr seiner Muße zu sein! Mit dem Ränzel auf dem Rücken frei durch die Welt zu schweifen, Niemand angehörig, Niemanden Rechenschaft schuldig von seinen Schritten, dieß erschien ihm oft in Träumen, als die höchste der Glückseligkeiten; ja wachend selbst, konnte er eine Zeitlang keine fröhliche Gesellschaft unter einem Baum im Grase lagender Bürger sehn, kein Posthorn, keinen Gesang wandernder Handwerksburschen, die zum Thore eilten, hören, ohne sein Herz heftig bewegt zu fühlen, und mit einer dunklen Regung des Neides ihren fernen tönenden Liedern nachzuhorchen.

Diese Seelenzustände, wenn auch nirgendß Gewalt

und Verbot, sondern nur Rath und Ueberredung des Vaters sie veranlaßten, waren vor kurzem äußerst peinlich geworden. Doch wie denn kein Schmerz bei uns lange ganz derselbe zu bleiben pflegt, so hatte auch der väterliche Plan der Verbindung mit Amalien in dem seinen eine Aenderung hervorgebracht. Das Hinderniß seiner Wünsche zu besiegen, war ihm ja doch nicht Kraft gegeben, und so verlor sich einige Wochen vor dem Anfang unserer Erzählung, dieser Schmerz in der sanften Neigung für Amalien, und in der Hoffnung, an ihrer Hand Ruhe und Glück, das heißersehnte Gut der Selbstbestimmung endlich zu finden.

Alle Aussicht war dafür vorhanden, und Graf Günther war glücklich, mit einem einjährigen Urlaub zugleich die Weisung zu erhalten, den Gütern seiner schönen Braut im lieblichsten Theil des Gebirges vorzustehen und die dortigen verworrenen Verhältnisse durch seine Einsicht zu ordnen. Es war ja das erste Mal, daß überall von seiner Einsicht, ja, von seiner Persönlichkeit die Rede war, und schon, daß dies geschehen konnte, gab ihm eine andre Meinung von sich und steigerte die Kraft seines Willens, sein Selbstgefühl. Dies Gefühl aber muß für den Quell all unsers wahren Glückes gelten.

Die jungen Leute, welche nun bald sich anzugehören bestimmt waren, sahen sich oft, und bei der alten und neuen Verwandtschaft, ohne Zeugen. Im Garten des Baron Wellmar fand sie manche trauliche Abendstunde vereinigt. Es war die Zeit, wo die Natur ihr Win-

terkleid abwirft, und einer jungen Schlange gleich, eine neue glanzvollere Hülle anlegt. Der Frühling, lang erwartet, trat spät ein, und um so zauberischer bewegte die Blüthe des Mays, und jener gefühlswangere warme Hauch, der nur einmal im Jahr die Seelen schmilzt, wie nur einmal im Leben der geistige May die Blüthe der Seelen erschließt, durchzog erquickend und kräftigend zugleich Günthers offene Brust. Er schwärmte an Amaliens Hand; das Lied der Nachtigal, dem beide horchten, tönte in seinem Innern nach — es war ein kurzer Moment, in dem er ganz Seele, und eine entzückte Seele, in der Vorhalle eines Paradieses, war.

Je lebhafter unsre Gefühle sind, um so leichter halten wir auch Andre für gleichgestimmt. Günther sah auf Amalien und währte in ihr, wie in einem Spiegel, sein eignes Abbild wieder zu erblicken. Täuschung gefühlvoller Seelen — denn nichts im Leben begegnet uns seltener, als unser eigener Enthusiasmus! —

„Amalie, sprach er — welche Seligkeit steht mir bevor? An Ihrer Hand, wirkend in dem Kreise, den mein bescheidener Geist sich lange schon ausersehen hat, an Ihrer Seite Glück verbreiten, der Noth steuern, schaffen, der ewigen Natur gleich Segen austreuen — frei, fessellos — welche Aussicht! — Welche Hoffnung, Sie selbst vielleicht, das beste Theil meines Selbst, glücklich zu machen.“

Amalie gab ihm den beseeelten Druck seiner Hand, leise zurück.

„Sonderbarer Mensch, sagte sie! Ist es doch, als fingen Sie erst heute zu athmen und zu leben an!“

„Frei zu athmen, ja, rief Günther heftig bewegt — frei zu athmen, fange ich erst heute an. Sie wissen nicht, Amalie, welcher Druck meine Seele belastet.“

„Fast möchte ich fürchten, es zu wissen, entgegnete sie. Ich sehe wohl, Sie sind nicht glücklich, Sie, den alles zum Glück einladet. Man, ich bins, vielleicht weil ich mäßiger im Wünschen und Fühlen bin. Mir gefällt, was mich umgiebt; ich läugne es nicht, mit einiger Besorgniß verlasse ich, was mir gefällt. Sehen Sie in Hainrode nicht einiger Langenweile entgegen? Man sagt doch, es fehle an guter Nachbarschaft. —“

Wie von kalter Hand erfaßt, bebte Günther zurück.

„Nachbarschaft — Amalie, rief er, bedürfen wir ihrer? Werden wir sie vermissen?“

„Schwärmer, sprach sie schalkhaft. Warum nicht? Wer soll meinen Flügel hören oder wer meinen Papagey necken, wenn Niemand zu uns kommt? Und unsre Mittwochfestinos? Nicht wahr, zum Carneval miethen Sie ein Hotel in der Stadt?“ —

„Gern, Amalie, wenn Sie es wollen, sagte Günther, und wenn Ihnen das väterliche nicht geräumig genug ist.“

„Eine Hausfrau muß in ihren eignen Räumen schalten,“ gab Amalie zurück. „Wie soll auch unsre vermehrte Dienerschaft in dem kleinen Hause meines

Vaters Platz finden. Und die Gesellschaft, die wir sehen müssen, die Feste, wo Ihre Amalie zu zeigen hofft, daß sie Geschmack hat.“ — —

„Gut, sprach Günther, es soll geschehen.“

Von dem Augenblick an, war er stumm. Amalie sprach nur von den Planen für den Winter, von ihrer glänzenden Einrichtung in der Residenz, den nöthigen Anschaffungen dazu — Hainrode war vergessen. In ihrer Lebendigkeit nahm sie die Verstimmung selbst nicht wahr, in der Günther sie in das Haus zurückführte, in der er ihre Hand küßte, und von ihr Abschied nahm. Sie hatte einen bedeutungslosen, er einen entscheidenden Augenblick durchlebt. —

Zwei Tage darauf war das Verlobungsfest. Günther klagte über übel zugebrachte Nächte; eine unterdrückte Gluth brannte ihm auf Stirn und Wange; im Benehmen war er kühl und besonnen, und gefiel Amalien um so besser.

Spät in der Nacht brach die Gesellschaft, welche die Verlobung des jungen Paares im Hause des Ministers versammelt hatte, auf. Der Erbprinz selbst hatte ihr beigewohnt und Amalie gefiel sich in der Erinnerung des Schmeichelhaften, das sie viel aus seinem Munde gehört hatte. Zu welchen Festen er sie vorläufig im Herbst geladen, wenn ihre traurige Verbannung vorüber sein werde, berichtete sie Günthern: er aber horchte selbst der theuren Stimme nur mit halbem Ohr. Auch der Vater nahm den düstern Wolken Schleier wahr

der auf seiner Seele ruhte und machte ihm leise Vorwürfe.

Man trennte sich. Ohne zu wissen wie, verlor Günther den Weg nach seiner Wohnung, den er zu Fuß eingeschlagen. In der Nähe der letzten Häuser der Stadt gerieth er an den Friedhof. Der Mond leuchtete mit seiner halben Scheibe aus wolkenlosem Himmel und ließ in geringer Entfernung die Mauer und die Grabmonumente derer, die hier den letzten Schlaf schliefen, deutlich erkennen. Günther blieb einen Augenblick, wie von dem unerwarteten Anblick, der ihn aus seinem Gedankenmeere aufstörte, überrascht, stehen. In dem Anblick verloren, sah er zwei dunkle Gestalten, etwa hundert Schritte entfernt, die Mauer des Friedhofs eilig überspringen. Unbemerkt und von Neugier ergriffen, den Grund dieses unzeitigen und sonderbaren Besuchs der Gräberstätte zu erforschen, trat er an die Mauer heran, erhob sich auf einem Vorsprung im Gemäuer, und suchte nach den beiden Gestalten, die ihn aus seinen Träumen aufgeweckt hatten. Er erblickte sie wenige Schritte von sich entfernt nahe an der Mauer, bemüht ein ganz unscheinbares Grab aufzuwühlen, stumm und wie in größter Eile mit dieser Arbeit so emsig beschäftigt, daß sie des Lauschers nicht gewahr wurden. So wie der Gedanke in ihm empor stieg: „Wer mag hier ruhen,“ fiel ihm bei, von einem jungen Menschen gehört zu haben, der vor etwa acht Tagen, nach dem er sein ganzes Vermögen im Spiel sinnlos hingeopfert, seinem Leben

gewaltsam ein Ende gemacht hatte. Hier, in diesem Winkel des Kirchhofs, mußte er begraben sein.

Günthers Antheil an dieser unerwarteten nächtlichen Scene wuchs, er strengte nun sein Auge an, daß es dem Treiben der unberufenen Todtengräber folgte, Deutlich sah er, daß diese, nachdem das Grab geöffnet war, in die Gruft hinab stiegen, den Sarg aufschlugen und von dem Haupte des Selbstmörders eine Locke losschnitten, mit diesem Raube aber sich eilig nach der entgegengesetzten Seite des Friedhofs davon machten. Er blickte den Fliehenden nach, und wie wohl sie während der ganzen Scene ihm niemals so zu Gesicht gekommen waren, daß er ihre Züge hätte erkennen können, so lag doch in den Bewegungen der einen dieser Gestalten für Günther so viel Bekanntes und Erinnerungliches, daß er in Gedanken die Reihe seiner Bekannten durchging, um auf den zu treffen, dem diese Gestalt etwa angehören mochte. Während dieses Bemühens waren die Fremden verschwunden, ohne daß Günther zu einer festeren Vermuthung gelangt wäre. Er trat daher zurück, in der Absicht den Spuren der Verschwundenen an der andern Seite der Mauer zu folgen. Umsonst; das Gras der Wiese und der schwache Schein des Mondes ließen nichts mehr erkennen. Günther ahnete wohl, daß diesem nächtlichen Lockenraub irgend ein ihm unbekannter Aberglaube zum Grunde liegen möchte; indeß wußte er doch darüber nichts bei sich auszumachen und nachdem die Räuber einmal spurlos verschwunden waren, verlor die Sache, welche die



ritterliche Saite in seiner Seele einen Augenblick lang zum Schwingen gebracht und ihn wie zum Rächer einer Unthat berufen hatte, überhaupt ihre Bedeutung für ihn. Er dachte wieder an das, was ihm nahe lag, an Amalien, und versiel von neuem in seine Träumereien; jedoch bewirkte der einmal durchkreuzte Gedankenstrom, daß er nun den Weg nach seiner Wohnung festhielt, wo er, dem Morgen näher, als der Mitternacht, endlich sich zur Ruhe niederlegte.

Gegen seine Erwartung, wie es nach heftiger Erregung wohl geschieht, fand er einen erquickenden Schlaf und fühlte sich erwachend kräftiger und gestärkter, als seit langer Zeit. Unsrer Seele aber ist den körperlichen Bedingungen so zweifellos unterworfen, daß wir nicht entscheiden mögen, wie vielen Einfluß dies Gefühl körperlicher Erquickung nach einem gesunden Schlaf auf die Entschlüsse des folgenden Tages bei Günther von Strombeck, ausüben mochte. Kaum gekleidet, meldete sein Diener den Lieutenant Selling, den einzigen von Günthers Waffengefährten, mit dem er in einem nähern Verhältniß der Neigung und Freundschaft stand.

„Glückwunsch und Abschied, komme ich Dir zu bringen,“ rief dieser eintretend.

„Den Glückwunsch begreife ich, gab Günther mit einem etwas trüben Lächeln zurück, indem er die Hand des Gefährten mit Gefühl drückte. Er bezieht sich auf Amalien. Aber den Abschied —“

„Verstehest Du nicht? fiel Selling ein. Die Glücklichen freilich sind kurz von Gedächtniß, fuhr er fort.

„Hast Du schon vergessen, daß ich meinen alten Oheim am Rhein beerbt habe?“

„Wie, ist er todt,“ rief Günther befremdet.

„Nicht bloß völlig todt, sondern auch reich gestorben. Der Anwalt schreibt mir von 80,000 Thälerchen, und daß ich diesen Schatz zu heben eile, findet wohl selbst Deine Entschuldigung, mein strenger Mentor. Denke nur! Achtzig Tausend! Genug, um die ganze Gestalt des Lebens zu ändern, alle Riegel, Bande, Kerker und Fesseln für uns zu sprengen, und unsern steifen Paradeplatz selbst in einen wonnigen Rosengarten umzuwandeln. Hollah, Freundchen, — nun beginnt für Selling ein Leben — nein, eine paradiesische Existenz, ein endloses Göttermahl mit Ambrosia und Nektar besetzt in alle Ewigkeit hin! Schade nur, daß ich es allein genießen soll, wovon, wie Du weißt, ich gar kein Freund bin. Ich wollte, ich könnte die ganze Schwadron an meinem Glücke Theil nehmen lassen. —“

Mit diesen Worten umarmte und küßte er Günther, welcher die Liebkosungen des Glücklichen stumm hinnahm.

„Hier, rief er triumphirend weiter, habe ich meinen Urlaub, auf ein Jahr. Ich gehe an den Rhein, erhebe meinen Schatz, fordre meinen Abschied und dann fort — in ein schönes Land! Jenseit der Alpen, in Hesperien, dahin, wo unsre Träume uns oft trugen, wo Orangendüfte uns umspielen und der lispelnde Laut des „Si“ aus schönem Munde unsre Wünsche krönt — dahin ziehe ich. — Freund — Günther — komm

mit mir — theile mein Glück — nimm die Hälfte meiner Erbschaft — es ist so zu viel für mich und laß uns in Wonne schwelgen! Ein Narr, wer länger unsre graue Luft athmet, und unter unserm lichtlosen Himmel friert, und Eiszapfen um sein Herz lagern läßt. Komm mit — wir wollen uns am Himmelsfeuer der Schönheit wärmen, die Mensch und Natur darbieten. — Doch — ich vergesse Du bist ein ehrfamer Bräutigam und es ist ohne Beispiel, daß ein solcher seine schöne Braut verlassen sollte, um eine Vergnügungsreise zu machen. —“

Der erste Laut, des begeisterten Rufs: „Komm mit“ aus dem Munde Sellings, hatte Günther nicht viel anders, wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen. Er trieb all sein Blut von der Wange zum Herzen; er erblaßte und mußte sich setzen. Mit diesem Tone erklang für ihn die volle Musik der Sphären; mit diesem Tone sprangen ihm die Pforten des Paradieses auf. Es war, als hätte er noch niemals daran gedacht, welche Seligkeit ihm das Reisen gewähren könne: als stürme alle diese ungeahnte Glückseligkeit jetzt zum ersten Mal und urplötzlich auf ihn ein, als überwältige sie ihn und jeden entgegenstehenden Entschluß. Schwach kämpften Einsicht, Gewohnheit, Ahnung dagegen an, schwach die Erinnerung an seinen Vater, an Amalien und an alle die gewohnten Bande seines Lebens — dem Sturme widerstand er nicht und der Wink so unendlich, so lange ersehnter Seligkeit verwischte jede Erinnerung. Unter diesem Widerstreit litt seine Seele; aber schon der

Kampf gab Entzücken, schon die Idee des ersehnten, Glückes der Freiheit, war beseligend — was konnte und was mußte erst der Genuß sein!

Selling selbst erschrak fast über die Wirkung seiner Worte; denn mit Lippen, die wie im Selbstgespräch leise zitterten, stumm, regungslos, saß Günther zurückgelehnt in seinem Sessel vor ihm da, und fand kein Wort zur Erwiederung.

„Ich seh's, rief er, Du denkst an allen Jammer unsrer albernen und nüchternen Existenz, an unsre grauen Tage, an unsre Lampen und Theebüchsen, an unsre Paraden und Hoffeste, und wie das leibhaftige Glend alles heißt, auf das die Bemühung, unserm grauen Dasein Licht und Wechsel zu geben, verfallen ist. Du denkst dagegen an eine Mondscheinnacht im Coliseo, am Arm einer dunkelglänzenden Blume Italiens, wie wir uns solche Nacht wohl ausmahlten; an das Paradies von Como oder die Wasserstürze des Teverone; an den Markusplatz mit seinen Abentheuern, das Forum mit seinen schwärmerischen Erinnerungen; kurz, an das süße Land jenseits der Schneecolosse, die allen ihren Eiseshauch auf uns herabschütteten, und unsre innere, wie unsre äußere Existenz erkälteten.“

„Ich habe meinen Urlaub in der Tasche,“ fiel Günther ein, gleich als hätte er im Sinnen vertieft, nichts von dem verstanden, was Selling sprach.

„Herrlich, köstlich, rief der leichtfertige Freund, und warf sich an Günthers Hals — Du kommst mit

mir — nun seh' ichs — und nun erst bin ich ganz glücklich.“

„Du schwärmst, sprach Günther. Bedenke doch! Darf ich denn? — Kann ich? Mein Vater, Amalie —“

„Und Dein jammervolles Philisterthun! fiel Seling spöttisch ein. Ja, daran dachte ich freilich nicht! Auch, daß Du 25 Jahr alt bist, hatte ich vergessen! daß Du zum Kindersegen noch lange Zeit hast, daß Reisen — Reisen, und Italien, Italien ist; daß Du einen Willen haben solltest, wie andre Menschen, und daß Amalie Dich tiefer und inniger lieben wird, wenn sie Dich ein Jahr lang ungetreu glaubt; alles das bedachte ich nicht. Wohlan, so leb denn wohl! Mit Sonnenuntergang ziehen vier Postpferde mich hier an Deinem Fenster vorüber; ich werde dafür sorgen, daß der Postillon ein lustiges Stück bläst, wie ich weiß, daß Du es gern hast. Das wird Dich trösten.“

Günther sprang empor. „Unerträglich! rief er. Nein, Du darfst nicht fort, ohne mich! Ich will den Eisblock durchbrechen — die Zeit ist da — ich will die Kinderschuhe von mir werfen. Das Leben soll mich haben — ich will genießen, frei, nach meiner Weise!“ — Diese Worte wurden fast schreiend ausgestoßen. „Hier meine Hand, sprach Günther leise weiter: ich fliehe mit Dir. Es ist ausgekämpft, es ist vorbei. Natur und Leben strecken die Arme nach mir aus — ich will nicht länger ein Selbstmörder meiner Seele sein — ich fliehe mit Dir! —“

Wer war zufriedener, als Seling! Er küßte den

Freund, lobte seine Stärke, und schmeichelte ihm mit der Kraft seines Entschlusses.

Still und leise ward die Verabredung genommen, Abends zehn Uhr, vor dem südlichen Stadtthor zusammen zu treffen. Selling übernahm jede Anordnung aus Furcht vor einer Sinnesänderung seines schwachen Freundes; er entlastete ihn jeder Vorbereitung und stumm ohne Gegenrede nahm Günther alle seine Vorschläge an. Seine Seele war zu tief bewegt, um schon jetzt glücklich zu sein, denn die Blume des Glücks sproßt aus der Wurzel der Ruhe empor — aber er ahnete, daß er beseligt sein werde. —

Zu Mittag sah er Amalien. Er bemühte sich den Unbefangenen zu spielen, aber sie las Kummer und Zerstreuung in seinen Augen. Was könnte sich auch dem Blick eines liebenden Mädchens verbergen, und Amalie liebte, nur daß Natur und Erziehung sie gewöhnt hatten, ihre tiefsten Empfindungen unter dem Schein äußerlichen Leichtsinnes und gesellschaftlicher Neckerei zu verhüllen, und ihr Herz, wie ein Heiligthum, selbst dem zu verschließen, dem es im kurzen ganz angehören sollte.

Zur Ergießung gab Günthers trockenes Gespräch und seine Zurückhaltung vollends heute gar keinen Anlaß: er beobachtete bloß, und was sein befangenes Gemüth wahrnahm, war geeignet, ihn mit neuen Befürchtungen für die Zukunft zu erfüllen; denn Amalie gab sich, um den Träumer zu reizen, heute mehr als

je, der gesellschaftlichen Weise hin, den Fremdesten am meisten auszuzeichnen.

„Thor, sprach Günther zu sich selbst. Erkenne Deinen Wahn! Welch Glück, welche Aufopferung könntest Du von einem solchen Wesen erwarten?“ — Er schützte ein Unwohlsein vor und es wurde ihm leicht, sich der Gesellschaft früh zu entziehen.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, stand er lange im Zweifel, ob er seinem Vater schreiben solle. Nein, rief er endlich laut: spurlos verschwunden will ich sein! und warf die oft ergriffene Feder hin. Sie sollen mich lassen, los lassen von allen Banden, mich vergessen, mich nicht mehr nennen, nichts von mir wissen! Aber Amalie — dachte er. Ihr muß ich schreiben!

Sein Entschluß stand fest: es war der erste in seinem Leben gefaßt. Er setzte sich nieder und schrieb:

„Amalie! Unsere Herzen stehen nicht in Uebereinstimmung. Ich will Sie nicht täuschen. Sie suchen Glanz — ich suche die Natur und ihre Freiheit. Wo Sie das Glück finden, kann ich es nicht suchen. Ich scheide für immer und lasse Ihre Hand frei. Sie könnten mich beglücken — Sie verschmähen es. Leben Sie für immer wohl!

Günther.

Dies Blatt ließ er offen vor sich liegen, stützte die heiße Stirn auf beiden Armen über ihm und versank in düstre Träume.

Die Schloßuhr schlug zehn. Günther fuhr er-

schreckt empor, seine Sinne schwirrten, er griff nach seinem Mantel, verbarg seine kleine Reisehatouille unter seine Falten, und stürzte die Treppe hinab. Der alte Kastellan öffnete ihm die Thür, erstaunt über die Hast seines jungen Gebieters. „Es ist schon spät, Herr Graf, sprach der Greis, indem er den Riegel zurück zog, und draußen droht ein Gewitter.“ — „Tollheit, Alter, gab Günther wild zur Antwort. Es ist endlich Zeit und draußen lacht der Himmel.“ — Während der Alte das graue Haupt besorglich schüttelte, eilte Günther zum Südthor der Stadt hinaus.

Es war eine schwüle und dunkle Sommernacht. Kein Stern erhellte den Himmelplan. Einen Augenblick stand Günther, nach seinem Gefährten aussehend, still. Der schnelle Lauf hatte seinen Athem gehemmt. Wenn Selling nicht erschiene, dachte er, und fast stieg ein Wunschesblich, daß dem so sein möchte, in seiner Seele empor. Da zog eine singende Kameradschaft wandernder Handwerksbursche in derselben Richtung zu ihm heran. In dem singenden und jauchzenden Lärmen war ihm, als erkenne er die jubelnde Stimme seines Jugendgefährten Clemens, des Gärtners Sohn. Die Furcht entdeckt zu werden, trieb ihn auf der Straße fort. Bald erkannte sein angespanntes Auge die dunkle Form der Postchaise, in der Selling schon auf ihn wartete. Er lachte ihm entgegen; Günther warf sich an seine Seite und dahin jagte die lustige Reise weiter.

Anfangs schmetterte jede Rabbewegung auf dem



Pflasterwege in Günthers Gehirn nach. Es dünkte ihm nicht anders, als besfleckte er eben jetzt sein junges und reines Leben mit dem ersten Vorwurf. Doch Sellings Spott verscheuchte so sonderbare Empfindungen bald und als die erste Station zurückgelegt war, als man von dem Gebirge niedersteigend, sanftere Lüfte fühlte, die Nacht sich erhellte, und das Gewitter niederwärts in die Tiefe zog, da entlastete sich auch Günthers Seele. Er athmete allmählig freier. Als nun vollends in seiner Pracht das Frühroth erschien, als endlich ein unerwartetes Glanzmeer sich über die, durch das Gewitter erfrischte Landschaft ergoß, die Sonne emporstieg, und ein unabsehbarer blauer Horizont nach vielen düstren Tagen seinen berauschten Blick einsog; da fühlte er sich, trotz der durchwachten Nacht, wie elastisch auf seinem Sitz und wie neugeboren lächelte sein Inneres ihn an. Er war verjüngt, voll Ahnung zwar, aber auch voll Borgefühl des Glücks, wie es nur in der Erfüllung eines heißen Lebenswunsches gefunden werden kann. Am fernsten südlichen Horizont glaubte er hellere Lichtstreifen zu entdecken, und: „das ist das Sonnenland, Italien“ jauchzte es in seiner Seele.

Selling feste seine Reise ohne Unterbrechung bis zum Rhein hin fort. Günther, den es weiter und weiter trieb, war damit zufrieden; seine Seelenstimmung war von der Art, daß er über Nichts ein abfälliges Urtheil hatte; er schwamm in Wonne, in Entzückung, wie sie die neue Bekanntschaft mit der Na-

tur ihm gab: willenlos und unfähig, irgend wie für die Reisebedürfnisse thätig zu sein, folgte er den Antrieben Sellings, der alles, was das Fortkommen und das äußerliche Wohlbefinden anging, allein besorgen mußte, da sein Freund zu jeder andern Thätigkeit, als dem passivesten Naturgenuß unfähig schien. Kaum einen Gasthof mochte er betreten, keinen Wirthssaal, kein Schauspiel, kein Kaffeehaus, und Selling hatte täglich und stündlich die seltsamsten, unausführbarsten Vorschläge zu abentheuerlichen nächtlichen Fußwanderungen, Bivouaken in freier Luft, Verbindungen mit wandernden Studenten und dergleichen mehr, auf die sein excentrischer Freund verfiel, zu bekämpfen.

Hier nun zeigte sich zuerst eine große Verschiedenheit in den Neigungen und Characteren der reisenden Freunde. Selling liebte das Wohlleben und wollte seiner allgemeinen Genußfähigkeit nichts entgehen lassen. Günther stürzte sich, gleich einem Kinde über die ersehnten Spielsachen, welche die Weihnacht, das Geburtsfest ihm bringt, in die Natur. Mensch, Welt und Genuß der Gesellschaft war ihm nichts. Allmählig fand er die Verschiedenheit heraus, die zwischen ihm und seinem Freunde waltete; er fand Selling roh, sinnlich, leichtsinnig, fand sich von ihm in seinen schönsten Gefühlen erkältet, verletzt sogar, nahm Anstoß an seinen sinnlichen Zielpunkten und unwillkürlich wandte seine Seele sich ab.

Nun fühlte er seine Abhängigkeit von dem Freunde, und fühlte sie täglich schmerzlicher. Ja, für den Er-

fahrenen und Weitersehenden war ein Bruch bald nicht mehr fern.

Die Freunde verweilten eine Woche lang in Frankfurt, eine zweite in Baden: der Graf reiste unter seinem Taufnamen, Günther, für welchen Selling ihm Reisepapiere besorgt hatte.

Günther schwamm in Seligkeit, in dem Kranz von Naturschönheiten, welche diese Landschaft, der Juwel der Rheinlande um den reizenden Badeort schlingt. Vielleicht war selbst sein Glücksgefühl um so tiefer, als er es allein genoß, als er es vor dem anders gestimmten Freunde in seiner Brust verschloß. Natur und Freiheit — der sehnlichst erstrebte Besiß dieser beiden Quellen des Glücks, er war endlich zu ihm gelangt. —

An der Gasttafel zu Baden hörten die Freunde von einem sonderbaren Ereigniß erzählen. Ein armer Handwerksgefell sollte vor wenigen Tagen in Frankfurt, mit dem Ränzel auf dem Rücken, gerade um die Zeit der großen Lottoziehung eingetroffen sein, ein Loos gekauft, und damit den zweiten Preis der Lotterie gewonnen haben. Man erzählte diesen Vorfall mit Zusätzen, die ihm Interesse gaben. Der junge Mensch sollte erklärt haben, er sei absichtlich nach Frankfurt gekommen, um diesen Gewinn zu machen, und sei seines Erfolges dabei so gewiß gewesen, daß er schon vor der Ziehung, von einigen Geldmitteln und dem Credit unterstützt, den seine Dreustigkeit ihm gab, ansehnliche Bestellungen gemacht, Equipage und Pferde

behandelt, einen Theil seiner Kameraden, als Bediente in Lohn genommen und allen Glanz eines reichen Mannes vorbereitet habe. So habe ihn denn der Gewinn auch nicht im mindesten überrascht: er habe ihn als etwas ganz zuversichtlich Erwartetes hingegenommen und sei wenige Stunden nach der Ziehung des Looses schon in der vollen Umgebung eines großen Herrn erschienen, in der er sich, wie man hinzusetzte, ganz so bewege, als wenn er dafür durch Geburt, Erziehung und Geistesbildung bestimmt gewesen wäre.

Dies interessante Glückskind erwartete man in Baden und seine Ankunft fiel daselbst mit der Zeit zusammen, für welche Selling seine Abreise nach der Schweiz und von da nach Italien bestimmt hatte. Wirklich traf der Liebling Fortunats am Abend vor Günthers Abreise in Baden ein. Mehrere reichgekleidete Lakaien und Jockeys besetzten den prächtigen Reisesewagen des neuen Fortunats, welchen vier Postpferde rasch vor das Hotel zogen, in dem auch Selling und Günther ihre Wohnung genommen hatten. Der letztere stand gerade am Saalfenster, als der junge Magnat, in aller Würde eines gebornen Aristokraten, den Mantel zurück warf und so leichten und ätherischen Schwunges, wie es einem Kinde Fortunats geziemt, sich aus dem Wagen hob.

Günther traute seinen Augen kaum. „Ist es möglich, rief er Clemens!“ Doch schnell bemeisterte er seine Ueberraschung — sprach das Uebrige gleichsam in sich hinein, und wandte in der Besorg-

niß, dem Jugendgespielen zu begegnen und von ihm erkannt zu werden, sein Auge schnell ab.

Diese seltsame Bewegung befestigte seinen Entschluß, so schnell als möglich an Sellings Seite Deutschland zu verlassen.

Als sie ihre Reise am andern Morgen fortsetzten, hörten sie noch, daß der junge Fortunafohn gleich in der Nacht nach seiner Ankunft fast wider seinen Willen der Spielbank des Bades eine schwere Niederlage beigebracht und seinen frühern Gewinn dadurch beinahe verdoppelt habe.

Die Freunde setzten ihre Reise nach der Schweiz fort. Staunen und Bewunderung erhoben Günther über sich selbst beim Anblick des Rheinfalls von Schaffhausen. Er vergaß sich und die Welt unter diesem herrlichsten Naturschauspiel Europas, und mitten unter allen Hochgefühlen, die seine Brust überselig füllten, pries er seinen Entschluß, die Spinnwebneze zerrissen zu haben, welche ihn an seine nordische Heimath auf ewig fesseln zu wollen schienen. Er dankte seinem Freunde, der ihm zuerst den Muth dazu eingegeben hatte.

Doch Selling stand weit ab von dem Enthusiasmus seines Begleiters, und trieb vom Staubregen des Wassers belästigt, zur Heimkehr in das behagliche Wirthshaus zum Schwan. Günther blieb jedoch zurück und ließ unwillig den Freund mit dem Führer allein seinen Rückweg antreten, nicht ohne ein tiefes Gefühl der Wehmuth über die Spaltung in ihren Ge-

fühlweisen, die ihn hier wieder, wie schon so oft, verletzte. Doch bald war auch dies überwunden, und schwelgend im Genuß der Natur und ihrer Reize warf er sich hin auf die Erde, und küßte sie brünstig und glühend. Zum ersten Mal fand er sich mit der Natur allein und alle die namenlose Seligkeit kam über ihn, die eine für diesen Verkehr geborne Seele aus ihm zu schöpfen vermag. Es ist nicht möglich, demjenigen, der die Sehnsucht nach diesem ungestörten „Gegenüber“ zwischen uns und der Natur nicht kennt, von Günthers Empfindungen eine Vorstellung zu geben. Wir müssen das Bedürfniß dafür Jahre lang in uns getragen, und mit Widerwillen gegen die Verhältnisse uns erfüllt haben, welche diesen Umgang mit der Natur hemmten und störten; wir müssen, wie Günther, als die höchste Seligkeit dies Alleinsein zwischen und unter den großen Wirkungen der ewigen Schöpfung, lange in uns empfunden haben, um von allen den Quellen des Entzückens eine Ahnung zu erlangen, die jetzt in seiner Brust überströmten. Günther lauschte auf den Donner des Wassersturzes und auf den murmelnden Quell zu seinen Füßen; er entzückte sich an dem Lichtglanzmeer, das der Wand des stürzenden Stromes entquoll, und an dem scherzenden Spiel der Schatten, welches die Blätter der Platane trieben, an deren Fuß er hingestreckt lag: er horchte auf das Getös des fallenden Wasserberges und auf das leise Summen einer Biene in den Cytisusblüthen neben ihm. „O Natur, rief er aus, und warf beseligt im Schauen,

den Kopf auf die stützende Hand zurück, und heftete das Auge an die Bläue des Himmels über ihm — wer dich kennt, wer an deinen Brüsten sog, kann eine andre Liebe in dessen Busen aufkeimen! Ruhte ich doch ewig in deinem Mutterarm! Könnte ich mein Leben doch so hinhauchen, von deinen Menschen nicht gesucht und nicht gefunden, nicht verlegt und selbst nicht erfreut. Denn was sind doch andre Freuden, neben deinen Wonnen! — —“

Günther schwärmte und schwelgte. Ein leises Regenwölkchen zog über ihn hin, und er gewahrte kaum, daß der Himmel sich schnell in dichte Schleier hüllte. Bald jedoch war selbst der Wassersturz vor dem Regen nicht mehr zu sehen. Schon durchnäßt brach er endlich auf, und unter schwerfallenden Güssen kehrte er in die Stadt zurück.

Selling lachte über den doppelt durchnäßten Freund. „Ja sagte er, wenn es in der Welt nur kein schlechtes Wetter gäbe! Was wäre das Leben werth, wenn wir immer im Sonnenschein eine sanfte Luft athmen könnten? Es ist gar mit Worten nicht auszusprechen, wie viel mehr unsre jämmerliche Existenz werth wäre! Von allen Dingen, guten und schlechten, begreife ich allenfalls, oder glaube wenigstens, daß sie zu etwas nützlich und tauglich sind. Aber wozu das schlechte Wetter eigentlich da ist, das habe ich nie begreifen können! Warum wir arme Menschen von den Kläglichen vierzig oder funfzig Jahren, die uns zugemessen sind, reichliche dreißig unter Lebensbedingungen

zubringen müssen, wo wir am liebsten nicht wären, fröstelnd, vor Kälte schauernd, oder vor Hitze ver-  
schmachtetend — das geht über meinen Verstand —  
das kann ich nicht begreifen!“

Günther, jetzt seiner Denkart nach ein entschiedener  
Optimist, war von dieser sinnlosen Bemerkung doch  
einen Augenblick wie betroffen.

„Alles hängt davon ab, sagte er endlich, zufrieden  
seinen Freund einmal ernster als gewöhnlich gestimmt  
zu sehen, was wir vom Leben überhaupt halten mögen.  
Ist es ein Garten voll Genuß, ist es eine Schule der  
Prüfung — ist es ein Jammerthal — das müssen wir  
erst bei uns selbst ausmachen.“

„Ei was, rief Selling. Das Leben soll ein Pa-  
radies sein, seinem ersten Begriff nach! Wozu gab  
sich sonst die Natur die Mühe, uns w e r d e n zu lassen,  
wenn unser Dasein uns zur Plage werden soll? Darin  
wäre ja weder Verstand, noch Zweck. Das Leben soll  
genossen werden, dazu ist es da. Also müssen auch  
die Bedingungen des Genusses gegeben sein. Die Na-  
tur fällt in Widerspruch mit sich selbst, wenn dem nicht  
so ist. Sie giebt und giebt nicht. —“

„Sie giebt immer, selbst im Entziehen und Neh-  
men, sagte Günther. Ich fühle dies jetzt deutlich.“

„Vielleicht so wie ich, sagte Selling neckend, in-  
dem er dienstfertig dem Freunde den nassen Rock auszog  
und ihm ein trocknes Kleid umwarf.

„Grade so, sprach Günther, nur mit vollerer  
Hand.“



Selling lachte laut, aber die leichtfertige Liebenswürdigkeit seines Wesens machte, daß Günther ihm nicht böse sein konnte.

Mit nicht geringerem Genuße durchstrich Günther die Gletscher des Grindelwaldes. Es war ihm, als lebe er nun erst, oder als habe sein Inneres neue Organe angenommen, neue Welten entdeckt. Auch nicht eine Erinnerung an das Zurückgelassene, das Ferne und Vergangene erwachte in ihm, und selbst in den Stunden, wo Zukunft und Vergangenheit sich unsrer Seele am meisten zu bemächtigen pflegen, im Entschlummern, stand nur die berausende Gegenwart vor seinem innern Auge; er liebte sie und lebte nur für sie. Der lichte Strahl des Tages, tausendfältig in Farben gebrochen und von den smaragd- und rubinrothen Spitzen der Gletscher zurückgestrahlt; der Schmelz der Wiesen am Fuß der Eisberge und die unheimliche Nachbarschaft der Menschenwohnungen an diesen wie im Wogen erstarrten Meeresbergen, Dede, Frost, Gluth und Fülle in wunderbarer Vereinigung darstellend, alles dies erfüllte seine Seele mit so mächtigen und neuen Eindrücken, daß für die alten Vorstellungen kein Raum darin übrig blieb, und er sich nur des Wonnegefühls bewußt ward, alle jene alten kleinen Peinigungen wie leichte Fesseln von sich abgestreift zu haben. Den Rhonegletscher bestieg er allein, da Selling die Reise zu unbequem fand, und wie am Rheinfall die Entzückungen einer strogenden Natur einsam zu genießen, seine Lust war; so fühlte er sich hier in erstarrter und leben-

loser Umgebung, allein, beseligt und glücklich. Ja, das große Gefühl, die einzige klopfende Brust mitten in der Erstarrung zu sein, dünkte ihm noch erhebender und überirdischer, als der Mitgenuß der Natur unter vielen athmenden und lebensfrohen Geschöpfen. Allein mit ihr, dünkte er sich der Gottheit noch näher, und fühlte, unter den Bildern der Erstarrung, wärmer noch den göttlichen Odem, der in ihm lebendig war.

Von solchen Ausflüchten kehrte Günther begeistert zurück, er selbst glaubte, daß wenig Menschen Aehnliches gefühlt hätten, wie er, und der Natur und Tugend treu zu sein, dünkte ihm in solchen Augenblicken leicht und gemächlich.

Doch wir Kinder der Erde sollen das schwere niemals für leicht halten. Dem Falle sind wir desto näher, je mehr wir des sichern Standes gewiß zu sein wännen! —

Durch die prächtigen Scenen des Simplon, des Lago = maggiore und des Comer Sees, die in Italien selbst den Namen eines Paradieses zu gewinnen fähig gewesen, waren die Freunde nach Mailand gelangt.

Selling stürzte sich mit Leidenschaft in alle Vergnügen dieser reizenden Stadt und begeisterte sich an der Freiheit, welche die gesellige Sitte Italiens gewährte, und zu deren Genuß Vermögen, Tugend und Vorliebe aufforderten. Günther wanderte indes, nicht minder glücklich, wie sein Freund, durch die prächtige Scenerie, mit welcher die Natur die Lombardei geschmückt hat; weidete sich an dem abendlichen Purpur-

glanz der Schneecolosse im Norden, oder sog mit Wonnen den balsamischen Duft ein, der über der üppig blühenden Landschaft schwebte; entzückte sich an der Lust fröhlicher und tanzender Landleute in den Gärten umher, oder saß stundenlang, in sich vertieft, vor dem wechselnden Panorama, das höchster Naturreiz, üppiger Wohlstand und Blüthe der Kunst vor ihm entfaltete.

Die verschiedenen Genüsse öffneten die Spaltungen zwischen den Freunden mehr und mehr. Mit unwilligem Tadel wendete sich Günther von den sinnlichen Genüssen ab, die Selling hier entschieden aufsuchte, und nicht immer genügte Sellings leichter Sinn, den Gesprächen darüber einen heitern Ausgang zu geben.

Er nannte Günther im Scherz wohl einen verkücherten Magister, der für Italien so wenig taugte, wie mancher seiner Reisebeschreiber, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Mentorschafft eines solchen ihm lästig sei.

Günther war von solchen Aeußerungen betrübt, und sei es im Gefühl seiner Abhängigkeit von ihm, sei es aus Neigung für den Freund, und um ihm zu Willen zu sein, er ließ sich endlich bewegen, an den geselligen Genüssen, von denen Selling ihm entzückt berichtete, einigermaßen Theil zu nehmen.

Die Versammlungen im Hause des Marchese Gerini waren Sellings Entzücken. Hier hatte er ein Wesen kennen gelernt, dessen Schönheit ihn hinriß. Der freie Verkehr in diesem Kreise hatte bald zu einem Verständniß gegenseitiger Neigung geführt und Selling zu

dem notorischen Anbeter der Gräfin Erminia gemacht. Ihr Gatte, der betagte Conte Egidio, ließ geschehen, was er nach häufiger Erfahrung nicht zu ändern vermochte, und Selling war, wie Günther sah, ganz so glücklich, wie ein glücklicher Cicisbeo nur zu sein vermag.

Das Spiel war die Hauptangel der Unterhaltung im Hause des Marchese Cerrini. Männer und schöne Frauen nahmen daran Theil, wie denn dies in Italien der Fall zu sein pflegt.

Günther wandte sich von dieser Unterhaltung mit festem Unwillen ab, und alle Neckereien, alle Aufforderungen Sellings vermochten nicht, seine Abneigung gegen die Theilnahme an dieser Beschäftigung zu überwinden. Die Beobachtung der Spielenden zog ihn jedoch an. Gräfin Erminia war in der That schön, und das Glück, mit welchem Selling ihr Spiel leitete, machte ihre Schönheit zu einer heitern und glänzenden.

Eines Abends fanden sie die Gesellschaft um drei Fremde vermehrt, welche vor kurzem in Mailand eingetroffen waren.

Als der Baron Steiner, von dessen unermeslichem Reichthum schon viel erzählt worden war, sich dem Spieltische näherte, wurde ihm ehrerbietig der erste Platz eingeräumt. Unwillkürlich fiel auch Günthers Blick auf ihn, und unwillkürlich haftete er auf dem jungen gefeierten Manne fest, in dem Günther trotz aller Verwandlung verschönernder Kunst seinen Jugendgespielen Clemens wieder erkannte. Ein leiser

Ausruf der Bewunderung mochte des Barons Aufmerksamkeit erregen, er sah sich um, und sein Erblassen verrieth, daß auch er seinen Mitschüler erkannte. Ohne aufzustehen legte er den Finger auf den Mund, Günther nickte ihm zu und mit dieser Pantomime war zwischen ihm und Günther der Vertrag geschlossen, einander gegenseitig unbekannt zu bleiben.

Clemens hatte das Ziel seiner Wünsche, Glanz, Rang, Reichthum und Verkehr mit den Großen der Welt, die Sehnsucht, welche die Seele des Knaben schon gestachelt hatte, erreicht; Günther aber schwieg gern, und ging selbst mit aller Bereitwilligkeit in die verabredete gesellschaftliche Maske ein, als Clemens sich nach einiger Zeit förmlich vorstellen ließ, und ihm selbst seine Begleiterin, die schöne Angela, als seine Frau vorstellte.

Ein reizendes Kind von 13 oder 14 Jahren hatte ihn in der Zwischenzeit lebhaft beschäftigt. In der That konnte man nichts Lieblicheres sehen, als die Schwester der schönen Angela. Ein reicher Schmuck blonder Locken umspielte das lieblichste Antlitz, in dem Reiz und Troß, Charakter und Gemüth eben so in eins zusammenschmolzen, wie in der Gestalt der reizenden Bettina das Kind und die Jungfrau in einander zu fließen schienen. Die lieblichsten Töne der süßesten aller Sprachen ergossen sich in Witz und Neckerei aus dem roßigen Munde des Kindes, das fast allein zur Erheiterung der ernstern Spielergesellschaft ausreichte.

Die kleine Bettina, nur gegen ihre schöne und

stolze Schwester ängstlich zurückhaltend, schwärmte wie eine harmlose Libelle von einem der Spielenden zum Andern, hatte für jeden ein scherzendes, witziges oder neckendes Wort bereit und stellte, mit einem Wort, in diesem ernstern Kreise die lieblichste Erscheinung dar, die man sehen konnte.

Lange schon hatte Günthers Auge auf dem schönen Schmetterling Italiens geruht, und lange genug, um von seinem Reiz bestochen zu werden und zu erkennen, wie übel die Stellung des armen Kindes sei. Die stolze Schwester, neidisch auf die knospende Anmuth ihrer jüngern Nebenbuhlerin, behandelte sie rauh und tyrannisch. Sie war noch schön zu nennen, aber die an sich kurze Blüthe der Schönheit in Italien nahte bei ihr schon ihrem natürlichen Ende. Den Schwager haßte das Kind, warum — mochte es selbst wohl nicht wissen: aber man erkannte dies Gefühl deutlich in ihm, an der Freude, die das Kind verrieth, so oft Clemens seinen Satz verlor, oder an dem Eifer, mit dem es Andre gegen ihn zu spielen antrieb.

„Und Ihr, Signor, sprach die schelmische Kleine zu Günther, indem sie ihn mit ihren großen blauen Augen von oben bis unten wie verwundert maß, seid Ihr so arm, daß Ihr nicht spielen dürft? Kommt her, ich borge Euch.“ — Mit diesen Worten nahm sie von dem Goldhaufen ihres Schwagers ihr Händchen voll Ducati und schüttete sie, wie er lächelnd darsaß, in Günthers Schooß.

„Kommt her, sprach sie, und wenn Ihr ein Ca=

valiere seid, so spielt mir gegen den Caro Barone und gewinnt ihm Einiges für mich ab."

Günther mußte über den kleinen Schalk lachen, streichelte die Wange des lieblichen Kindes, und legte das Geld wieder zu den Reichthümern des Baron Steiner hin, indem er höflich um Entschuldigung bat.

Bettinas Gesicht nahm einen ernsten fast zürnenden Ausdruck an. „Poverino, sprach sie; ich seh's — Ihr habt nicht Muth und nicht Geld zum Spiel."

Die ganze Gesellschaft blickte bei diesen Worten auf Günther. Sei es, daß er den Ausspruch des trozigen Kindes zu Schanden machen, oder daß er sich bei ihm selbst in bessern Kredit zu setzen versucht ward, genug, er zog einige Goldstücke hervor, trat an den Tisch und sagte: „Für Euch, Signorina!"

Er spielte, und verlor; Selling, der sich über den Freund, den er allmählich noch zu bilden hoffte, freute, schob ihm heimlich eine Goldrolle zu. Er verlor auch diese.

Unmuthig wandte er sich ab. Die Untreue gegen seine Grundsätze verstimmte ihn. „Ich habe kein Glück, Signorina," sagte er zu Bettina, die ihn mit einem Auge voll Seele und wie mit unendlichem Mitleid anblickte.

„Kein Glück? fragte sie kopfschüttelnd, daß die schönen Locken den lieblichen Kopf wie eine Gloriole umkreisten. Glück genug, Signor; Ihr sucht es nur nicht an der rechten Stelle!"

Das Kind fing an Günther auf das lebhafteste zu

interessiren. Er las mehr Seele in seinen klugen Augen, als in den gespannten Blicken der Spieler.

„Woher wißt Ihr das, Signora,“ sprach er, und ergriff Bettinas beide Hände und trat mit ihr in eine Fensteröffnung.

„Euer Antliß sagt mir's,“ sprach das Kind und flüchtete mit einer plötzlichen Bewegung, erröthend und erschrocken, weit von ihm weg.

Die schöne Angela rief das Kind zu sich, und ließ es den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite.

Auch Selling hatte an diesem Abend unglücklich gespielt, und wiewohl ihm in der Neigung der Gräfin Erminia, welche von ihrem Gemahl völlig unabhängig zu sein schien, ein reicher Ersatz lächelte, so verließen doch beide Freunde ziemlich verstimmt den Gartensaal des Marchese Cerrini.

In dieser Verstimmung mochte Selling die leisen Erinnerungen seines Freundes gegen seine neuen Verbindungen empfindlicher aufnehmen, als sie es sonst vielleicht gewesen wären, hätte er seine gewohnte gute Laune behauptet; genug, es kam zu einem lebhaften Wortwechsel, in welchem beide Freunde eben die enge Via del Morone durchkreuzten, als sie, die in diesem Wortgefechte auf ihre Umgebungen wenig Acht gehabt hatten, plötzlich von fünf Männern in Mänteln den Weg sich vertreten sahen.

„Das ist er,“ rief einer der Männer, stürzte sich auf Selling und führte einen kräftigen Stiletstoß gegen seine Brust.



Günther sah den Freund sinken. Wuth und Rachedurst ergriffen ihn; er stürzte auf die Meuchelmörder, entschlossen den Freund mit seiner waffenlosen Hand zu vertheidigen oder ihn zu rächen. Doch die Mörder ergriffen die Flucht und ließen die Freunde allein.

Mit namenloser Angst warf sich Günther auf den so schönede überfallenen Selling, welcher leblos am Boden lag, seine Wunde zu untersuchen. Doch wie er eben sein Oberkleid aufreißen wollte, lachte ihm der Ermordete laut entgegen. Selling hatte den guten Einfall gehabt, so wie er den Stoß erhalten hatte, der kaum die Briestafche auf seiner Brust durchbohrt hatte, sich lautlos und langsam wie ein schwer Betroffener auf die Erde fallen zu lassen. Er selbst hatte auch nicht die geringste Wunde empfangen.

„Sind sie fort, fragte er unter lautem und anhaltendem Lachen den erschrockenen Günther. Dieser bejahte. — Das kam von dem Grafen, sagte Selling — aber der Schuft soll dafür büßen.“ —

Halb in Wuth, halb lachend, und jeden Falls besser gelaunt, als er Cerrini's Gartenhaus verlassen hatte, erreichte Selling seine Wohnung. Günthers besorgte Ermahnungen verspottete er, und sprach nur von der glänzenden Rache, die er an dem Grafen nehmen wolle.

Günther erkannte, daß hier nichts zu thun sei, als den leichtsinnigen und sinnlichen Freund gewähren zu lassen. Er selbst war entschlossen, so viel als mög-

lich, seinen eignen Weg zu gehen, Selling allein der Gesellschaft zu überlassen, und den Genuß der Natur sich durch ihn so wenig als möglich verkümmern zu lassen.

In dieser Absicht nahm er am folgenden Morgen von Selling Abschied, um eine Wanderung von zwei oder drei Tagen in der weiteren Umgebung Mailands vorzunehmen, welche ihn nach Monza, Pavia und zu den Seen führen sollte.

Selling versprach seine Rückkehr zu erwarten, worauf man sich zusammen nach Florenz wenden wollte.

Wiederum verlebte Günther beglückte Stunden in dem Umgang mit der Natur, für den seine Seele nun einmal besondere Anlagen empfangen zu haben schien. In glücklichen Träumen durchwanderte er die Weinlaubgänge der Brianza, den Hain von Monza, die Pracht des Comer Sees so lange, bis er selbst des reizenden Kindes vergaß, das in den legt vergangenen Tagen seine Seele mit ziemlicher Unruhe angefüllt hatte. Befreit selbst von dieser Last, die doch eine süße war, da er wohl empfand, daß Bettina ihm in voller Unschuld zugeneigt sei, kehrte er glücklich nach Mailand zurück.

Ein herber Schmerz erwartete ihn hier. Sellings Wohnung war leer; der Freund war abgereist; ein zurückgelassenes Blatt sagte ihm etwa folgendes.

Den alten eifersüchtigen Grafen, der dies um so mehr war, je tiefer er seine Leidenschaft verbarg, zu strafen, hatte Selling die Gräfin entführt, und war mit Erminia, mit welcher er weit mehr einverstanden

war, als Günther ahnete, verschwunden. Niemand mußte wohin die Flüchtigen ihren Weg genommen hatten.

In dem zurückgelassenen Blatte hieß es:

„Unsre Wege trennen sich für einige Zeit: sie paßten in der letzten überdies nicht recht zusammen. Suche mich, wenn Du willst, in Neapel oder Palermo wieder auf. Ich habe mit Dir zu theilen gelobt. Nimm daher gewissenhaft gezählt, die Hälfte meiner leider sehr geschmolzenen Baarschaft und denke Deines Freundes — Selling.

Günther fand etwa funfzig Goldstücke leicht in einen Handschuh gewickelt unter diesem Blatte in seinem Bureau. Alles verrieth ihm, bis zu welchem Grade der natürliche Leichtsinns seines Freundes durch seine neuesten Verbindungen gesteigert worden war.

Dieser zeigte sich auch darin, daß er Günther die Bezahlung ihres gesammten Unterhalts in Mailand großmüthig überlassen hatte; hierdurch aber war sein Geschenk in der That zu nichts geworden; denn bei dem Aufwand, welchem man sich hingegeben hatte, stand selbst noch dahin, ob die von ihm zurückgelassene Summe die Schulden, für welche Günther verpflichtet blieb, zu decken genügen mochte.

Ein tiefer Schmerz ergriff seine Seele. In dem Freund, den er verwerfen und verachten mußte, fing er an, den Menschen überhaupt für unwerth seiner Liebe zu halten, und nach so mancher beglückten Stunde

Kam nun zuerst Kummer und die Bitterkeit der Täuschung über ihn.

Treu und edel, wie Günther war, fing er damit an, seine und Sellings Schulden zu bezahlen. Von der hinterlassenen Baarschaft blieben ihm hiernach nur wenige Goldstücke übrig.

Günther war nun völlig frei; kein lästiger Gefährte verletzte oder durchkreuzte mehr seine Empfindungen, die letzte leichte Fessel war abgestreift; im vollsten Umfang des Worts war er nun — was für ihn der Inbegriff alles Glücks war — Herr seines Willens, allein mit der Natur und kein Vogel in der Luft war freier, als er.

Keiner war aber auch hülfsbedürftiger, wie er! Seine eigene Börse war leer: in dem großen Mailand kannte er Niemand, der seinem Bedürfnis zu Hülfe kommen konnte, und seine Geldmittel mochten kaum so weit genügen, um bis Genua hin auszureichen, wohin von dem Zauber einer reichern süblichern und schönern Natur gelockt, jetzt das Ziel seiner Wünsche stand; denn diese Küste mit ihren Citronenhainen und Palmenwäldern hatte schon lange seine Phantasie erfüllt.

Was sollte er anfangen, unbekannt, ohne Freund in dem fernen Lande? Es war ihm unmöglich zu Cerrini seine Zuflucht zu nehmen, der ihn kaum kannte, und eben so unmöglich war es ihm, seinen Ruf um Beistand nach Deutschland, an die Seinigen gelangen zu lassen. Denn zum erstenmal fühlte er nun deutlich,

daß er sie beleidigt habe; daß sein Vater, daß Amalie mit Recht ihm zürnen mußten. Zu der flammenden Begeisterung, die bis jetzt die ungestörte Herrin seiner Brust gewesen war, gesellte sich jetzt zum erstenmal eine dunkle Gefährtin, die Sorge — und am Eingang seiner Seele stand auf den ersten Wink bereit, eine nicht minder düstre, die Reue. Wie sollte er sich helfen? Zurückkehren? Unmöglich! Er scheute die Beschämung nicht minder, als die alten Fesseln, deren süße Last er noch nicht erkannte. An wen sich wenden? An Steiner? Sein Stolz verbot es. Wer konnte seinen Ruf sonst vernehmen? Niemand! Und an Entbehrung war Graf Günther nicht gewöhnt. Er war frei — aber er war, für diesen Augenblick wenigstens, zugleich ein Bettler, ein Beschämter, von der Welt abgelöster und darum eben freier Bettler! Jetzt zuerst stieg die Ahnung in ihm auf, daß nur die Ablösung von der Welt den Begriff von Freiheit zu erfüllen vermöge, den er unvorsichtig bei sich gehegt, in dem er sich selbst verloren hatte. Mit so trüben Gedanken saß Graf Günther, das Haupt nun sorgenschwer in die Hand gestützt eines Abends in seinem Zimmer, das er unmuthig schon seit zwei Tagen nicht mehr verlassen hatte. Das Licht des Tages selbst war ihm in dieser Seelenstimmung zuwider — er hatte die schweren seidnen Vorhänge herabgelassen, die Sommerabendluft aber strömte frei durch das offene Fenster ein. Den Fall des Tages hatte er nicht wahrgenommen, noch die abendliche Bewegung in den Gassen —

auf einen sonnenhellen Tag aber war schnell, wie in Italien geschieht, dunkle Nacht gefolgt. Günther saß sinnend und unbeweglich da.

Auf einmal rauschten die seidnen Vorhänge auseinander. Günther schreckte bei dem Geräusch aus seinen Träumen empor und blickte auf. Ein lieblicher Kindeskopf schaute durch die Vorhänge, die Gestalt eines schlanken Mädchens hob sich über der Fensterbrüstung und zwischen den Gardinen empor. Es war die reizende Bettina, die jüngere Schwester der schönen Begleiterin des Baron Steiner, die ihm schon in Cerrinis Hause ein Engel erschienen hatte. Günther wollte sich von seinem Sitz erheben, die Ueberraschung lähmte seine Kraft. Es war ihm, als stände ein Abgesandter des Himmels, als stünde ein Schutzgeist vor ihm! — „Was verkündest Du mir,“ sprach er endlich in feierlichem Ton.

„Verzeiht, Signor, sprach das Kind, die verwirrten lieblichen blonden Locken über den dunklen Augensternen schüttelnd; verzeiht dem sonderbaren Eingang. Aber ich fand Eure äußere Thür verschlossen und Euer Fenster offen, und da ich von einem Eurer Freunde eine Ambasciata bringe, so meinte ich Euch auch so willkommen zu sein.“ —

„Von einem Freunde“ — fragte Günther aufs neue überrascht —

„Von Eurem alten Freunde, wie der sagt, der Euch dies Kästchen sendet, sprach das liebe Kind. Hier, nehmt es; doch öffnen dürft Ihr es nicht eher,

als bis ich Euch verlassen habe. Ich behalte den Schlüssel und werfe ihn Euch zum Fenster hinein, so bald ich fort bin.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm das gewichtige zierliche Kästchen.

„Lieblichster aller Boten, süßer Engel, sprach Günther von der Anmuth des Mädchens hold ergriffen — wer sendet Dich mir in meiner Drangsal? Sprich, laß Deinen Rosenlippen mir Antwort geben.“ — Er wollte das schlanke Kind umfassen, das sich sträubte. „Der Euch liebt und ehrt sendet Euch einen Boten, der Euch liebt und ehrt,“ sprach das feine Kind im holdesten Italienisch.

„Also liebst Du mich,“ sagte Günther und zog den Engel an sich.

„Nicht so, rief das Kind; nur wenn Ihr so still und sinnend seid, wie jüngst am Tisch des Marchese. So lieb' ich Euch!“ Auf einmal sah Günther klar. Er kannte den Freund, der ihm das Kästchen sandte. Ein leiser Schauer, ein düstrer dumpfer Mißwille ergriff ihn. Seine Stirn spiegelte die Wolke zurück, welche die Seele umhüllte.

„Ihr zürnt?“ fragte das Kind.

„Nimm Dein Kästchen wieder,“ rief Günther, und reichte es dem Boten hin.

„Nicht um den höchsten Preis, sprach das liebliche Wesen. Behaltet es, wenn Ihr mir gut seid.“

„So laß Dir mit einem Kuß danken, und ich wills,“ sagte Günther entzückt und schloß die leichte

Sylphe in seinen Arm. Bettina reichte die Wange hin, entzog sich dann, wie eine Schlange gewandt seiner Umarmung, huschte durch die Gardine und sprang von der niedern Fensterbrüstung in den kleinen Garten hinab.

Günther streckte seine Arme verlangend nach ihr aus — aber wie ein Gespenst trat plötzlich Amaliens flehende Gestalt vor seine Seele — aus welchem Winkel derselben wußte er selbst nicht. Dies hielt ihn am Fenster zurück. Den Augenblick der Zögerung nahm das Kind wahr, warf ihm den kleinen Schlüssel ins Gemach und war verschwunden, wie Günther sich nach diesem umsah.

Er war allein. Bitternd fast vor Wonne oder vor Ueberraschung oder auch im ersten Gefühl einer Verirrung brauchte unser Freund einige Zeit, ehe er einen Gedanken festzuhalten vermochte. Wie ein Träumender schritt er im Zimmer mehrere Male auf und nieder. „Ist das das Glück, rief er, und wenn es hier nicht ist, wo ist es sonst?“ fragte er sich selbst. Die Antwort blieb er sich schuldig, aber er zürnte auf Amaliens Geist, der ihm so plötzlich und so zur Unzeit erschienen und ihn abgehalten hatte, sein Glück zu umarmen.

Jetzt stieß er mit dem Fuß gegen den kleinen Schlüssel, der noch am Boden lag, so daß er weit von ihm dahin glitt. Günther bückte sich und hob ihn auf. Er öffnete das zierlich gearbeitete Ebenholzkästchen. Fünf doppelte Reihen glänzender Goldrollen bligten ihm entgegen. Das hatte er nicht erwartet. Dies Gold



kam von Clemens, der seine Noth durchschaut hatte. Sollte er es behalten? Sollte er dem danken, der einst sein Diener war, und der auf unlauteren Wegen zu diesem Reichthum gelangt, keinen Anspruch auf seine Achtung hatte? —

In seinem Willen empörte sich etwas gegen die Annahme dieser Gabe. Aber er dachte an den lieblichen Ueberbringer, an seine Noth, an das glückliche Ereigniß selbst, das dieser Noth auf einmal ein Ende machte; er beschloß, die Gabe als ein Darlehn zu empfangen, sie einst mit Zinsen zurück zu erstatten, und fing nun an, das Kästchen und seinen Inhalt als sein rechtmäßiges Eigenthum anzusehen. Zum Theil ward ihm selbst sein eigener Verlust darin erstattet.

„Mein guter Clemens, dachte er, morgen sollst Du meinen Dank empfangen. Wozu länger Dich verläugnen — ich will Dich auffuchen — Du bist ja mein einziger Freund. —“

Günther träumte in dieser Nacht sehr glücklich. Bettinas reizendes Bild umgaukelte ihn; aber eine andre ernstere Gestalt führte sie an ihrer Hand von seinem Lager hinweg und indem er beiden Scheidenden nachsah, die eine zürnend, die andre lächelnd, wußte er nicht, welche schöner sei, Amalie oder Bettina. Im Traume aber empfand er, daß ihm Amalie nicht gleichgültig sei.

Sein erster Gang am Frühmorgen des folgenden Tages war zu Cerrini's Hause. Er fragte nach des Baron Steiner Wohnung — man wies ihn in das deutsche Hotel von Mailand. Als er sich dort anmeldete, hörte

er, daß Baron Steiner beim ersten Schimmer des Tages abgereist sei. Das kleine Mädchen sollte viel getrost und geweint haben, zuletzt jedoch in den Wagen gestiegen und mit abgereist sein. —

Im ersten Augenblick fühlte sich Günther durch diese Nachricht wie von schwerer Bürde erleichtert: im zweiten ergriff ihn Schmerz und Sehnsucht nach dem lieblichen Kinde.

Wohin der Baron gereist sei, war nicht ganz ausgemacht. Der Wirth wollte wissen, nach Venedig; allein einer der Hausleute hatte die Reisewagen die Straße nach Genua einschlagen sehen.

Nach Genua drängte es unsern Helden. Dahin eilte er, im Anfange der Reise stumm und trübe, endlich von dem Zauber der Natur, welche die Zügel ihrer Macht über ihn allmählig wieder ergriff, geheilt und hergestellt. Die kurzen Stunden des Kummers wurden von den Reizen der immer üppiger schwellenden Natur nach und nach aus seiner Erinnerung verwischt, und als Günther bei Novi eine ganz neue Welt betrat, als der warme Hauch eines südlichen Himmels ihm hier entgegenwehte, und als vollends von dem Belvedere des Tavisberges herab das unvergleichliche Panorama des Golfs von Genua sich vor ihm entfaltete, als er nun durch duftende Orangengärten, blühende Cactus und Aloesträucher, durch mächtige Carrubenhaine in die Landschaft einzog, wo Alles blüht und lächelt, Blatt an Blatt, Blume an Blume sich drängt und das smaragdgrüne Meer, der blaue Himmel darüber und

daneben, ihn in Entzücken versetzte, als er die Pracht Genuas und seinen Hafenwald, des schlanken Leuchthurms über den brausenden Wogen, der Herrlichkeit von Carignan und des Glanzes der drei Marmorstraßen ansichtig ward; da war Kummer und Amalie, und selbst die liebliche Erscheinung war vergessen, die ihn hieher nach sich zog. Er fühlte sich wieder frei von allen Banden und nur der Natur unterthan.

Am Abend des zweiten Tages sah er den prächtigen Wagen des Baron Steiner über die Piazza verrollen. Er hielt an, Clemens und seine schöne Begleiterin und das liebliche Kind stiegen zum Spaziergange in der erquickenden Abendkühle nach einem glühenden Tage herab. Günther trat auf Steiner zu, reichte ihm die Hand und drückte in allgemeinen Ausdrücken seinen Dank aus. Doch Clemens, über diese Begegnung sichtbar betroffen, lehnte den Dank ab, und gab vor, von nichts zu wissen, als von einem jener Scherze, die sich seine muthwillige Schwägerin zuweilen mache, indem sie seiner Gasse zuspreche. Die schöne Angela ward nun zugleich als seine Frau vorgestellt. Man ging eine Zeit lang zusammen. Günther kam jedoch in der Gesellschaft dieser Leute zu keinem Wohlgefühl. Die liebliche Bettina blieb traurig und stumm und der schrankenlose Leichtsinn der schönen Angela hatte für ihn eher etwas unheimliches und abschreckendes. Er glaubte eine aller Unschuld entfremdete Seele zu erkennen, und es that ihm wehe, Bettina in slavischer Abhängigkeit von dieser Schwester zu erblicken. Beide

sollten übrigens, wie Günther schon in Mailand gehört hatte, eigentlich Tänzerinnen vom Theater S. Luca in Venedig sein. Dennoch war der Ring einmal geschmiedet, und er konnte sich nun des Verkehrs mit diesen Leuten, die er nicht achten konnte, da Clemens den Glücksritter und Spieler nur zu deutlich zu erkennen gab, nicht mehr erwehren. Zu dem ließen die Bande nicht nach, die ihn zu der reizenden Bettina hingen, diesem tiefsinnig-sinnlichen Engel, der ihm in aller Unschuld der Seele den Weg des Verderbens zu wandeln schien, und den er zu retten, einen unüberstehlichen Trieb in sich fühlte.

Bald zeigte sich, daß Clemens von Genuesischen Freunden aufgefordert, in der Vorstadt Pietro d'Arena eine Spielbank eröffnet habe. Ein prächtiges Sommerhaus war zu diesem Zwecke eingerichtet und Angela und Bettina, deren Schönheit bald in der Stadt bekannt wurde, dienten hier zu Anziehungsmitteln.

Die Conversazioni des reichen fremden Barons in Villa Ercolani erlangten schnell einen großen Ruf und die Hälfte der reichen Jugend Genuas strömte Abends in den feenhaften Sälen dieser Villa, von der eine paradisiische Aussicht sich entfaltete, zusammen. In den hintern Sälen gegen das Thal hinaus wurden große Summen im Pharao gewonnen und verloren.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Spiel für Menschen von lebhafter Gefühlweise ein Dämon sei, der durchaus besiegt werden müsse, sei es durch einen Gewaltakt des Verstandes, oder durch Erfahrung,

oder durch andre lebhaftere Beschäftigung. Sein Reiz ist unbestreitbar, die Versuchung ist da und es ist Aufgabe, beide zu überwinden.

Günther hatte weder Erfahrung, noch Beschäftigung, die ihn hätte sichern können; die Liebe hätte es vermocht, aber eben sie zog ihn zu diesen Sälen hin, in welchen Bettinas Erscheinung ihn still entzückte.

Das liebliche Kind schlang ein immer engeres Netz von bewußtlosem Reiz um ihn, besonders aber war es der Schuß, den er ihm oft gegen die tyrannischen Gebote der Schwester zu gewähren hatte, was Günther an das schuldblose Wesen fesselte, das an dem Rande des Verderbens so anmuthig, so harmlos umher spielte. Ihrem Antriebe zum Spiel gegen ihren „häßlichen“ Schwager, wie Bettina den Baron nannte, widerstand auch Günther nicht. Vielleicht war er darin eben nicht delikate, um so mehr, als die Bank merklich im Verlust war. Wie dem jedoch sein mochte, die Karte des unerfahrenen und schwer angelockten Spielers gewann immer. Unter Bettinas Liebkosungen schwammen seine Sinne in Nebel; er spielte ohne, ja wider alle Regel; doch je unverständiger er setzte, je reichlicher strömte ihm der Gewinn zu.

Das Spiel stand nun allmählig so, daß der Gewinn Günthers dem Fonds der Bank des Barons das Gleichgewicht hielt.

„Setzt die Dame,“ flüsterte ihm Bettina von hinten her ins Ohr, und haltet die Bank.“ Günther

that es. Er zog die Dame von Carreau und rief:  
„Va banque!“

Die Taille fiel. „Sept perd et neuf gagne! — Roi perd, dame gagne, rief der Croupier, und Baron Steiner, der hinter diesem stehend, dem Spiele zusah, verfärbte sich.

„Undankbarer, rief er dem Grafen ins Ohr — es soll Dir nicht fruchten! Günther wollte sich mit seinem Gewinn erheben, entschlossen, dem Baron davon zurück zu erstatten, was er als eine Hülfe in der Noth von ihm erhalten hatte.

Doch der Croupier warf eine andre Bank auf, und Günther, der sich von seinem Gewinn beängstigt fühlte, als der Verlierer es sein mochte, — spielte in der Absicht zu verlieren, weiter, und in der Meinung auch diese Bank gehöre dem Baron, und er spiele gegen ihn. Sein Zweck war bald erreicht. Bettina warnte, zürnte, entriß ihm die Karte, neckte und zerrte ihn; umsonst. Jeder Abzug entführte dem unbesonnenen Spieler neue Summen und ehe er selbst es ahnete, war nicht bloß sein großer Gewinn, sondern selbst sein erster Einsatz verloren. Günther zum ersten Mal ein Slave der wildesten Leidenschaft, spielte weiter, und nicht eher fand er seine bessere Besinnung wieder, als bis sein letztes Goldstück den Weg zur Bank gewandert war.

Er sprang empor — die Rollen des Barons waren bis auf wenige Goldstücke dahin — er war wieder, wie zu Mailand — ein Bettler.

Der Baron war verschwunden — Kettina saß in einer Fensternische und schmollte; Angela war nicht zu sehn. Er hörte nun daß man dem Croupier Glück wünschte, und daß dieser für eigene, nicht für des Barons Rechnung gespielt hatte.

Ohne Abschied zu nehmen stürzte er aus dem Saale. Draußen wogte das Meer in empörten Wogenbergen, zu denen ein plötzlicher Aufruhr der Natur es peitschte.

Günther fühlte sich elend, verbrecherisch. Zum erstem Mal war selbst die schauerlich schöne Naturscene, die ihn umgab, ihm zuwider.

Es war, als rief die brausende Brandung ihm seine Verworfenheit zu. Seinem Wohlthäter Clemens, dessen Beistand er schon einmal Rettung vom Elend verdankte, hatte er vielleicht — zum Lohn dafür, und mit seinem eignen Darlehn — vernichtet, wenigstens beschädigt.

Das Gefühl seiner eignen Noth kam gegen diese Empfindung nicht mehr auf. Er scheute sich dem beleidigten Helfer zu begegnen, ja, er fürchtete sich selbst vor seiner Rache, denn das Gewissen macht Feige aus uns. —

Der Morgen schillerte grau über den empörten Wogen des Golfs, als Günther fast bewusstlos seine Wohnung an der Darsena erreichte.

Er raffte zusammen, was ihm geblieben war, warf einiges Wenige in ein Bündel zusammen, ließ das Uebrige zur Bezahlung seiner Wirthsschuld zurück und stürzte vorüber an den Marmorpallästen, die nun sei-

ner Noth zu spotten schienen, über die Brücke von Cornegliano, dem Wege nach Savona zu.

Dahin war es mit unserm Freunde gekommen. In seinem tiefen Falle war kein Sprung: Schritt für Schritt war er dem Abgrund der Verlassenheit und der Schuld zugeeilt, in dessen Tiefe ihn unser theilnehmendes Auge nun erblickt. Gegen seinen Wohlthäter schuldig, schuldig gegen sich selbst, gegen Amalien, wie er jetzt wohl fühlte, und gegen seinen Vater; ein Bettler, ein Betrüger selbst gegen seinen letzten Wirth in Genua, dessen Forderungen er nicht mehr genügen konnte, wanderte der Freund der Freiheit und der Natur, der sonst so reine und edle Günther, am Gestade des tosenden Meeres, dessen Wasserberge ihm jede seiner Schönheiten nun verbargen, trostlos, und mit sich selbst zerfallen, dahin. Es war eine herbe Stunde der Prüfung!

In seinem Schmerz war nicht bloß Bettinas liebliches Bild aus Günthers Seele verwischt; er nahm selbst der wunderbaren Schönheit von Meer und Land, die ihn umringte, nicht mehr wahr; theilnahmlos und in trübes Sinnen vertieft, eilte er, wie ein Verfolgter an den paradiesischen Hügeln des Polcevera-Thals, an Cornegliano und Comellino vorüber, als wäre kein Mitgefühl für das Schöne, sondern nur nagende Selbstverwerfung in seinem Busen lebendig. Die kleine Baarschaft in seiner Tasche hielt ihn selbst von der geringsten Erquickung zurück und todtmüde und seelenkrank erreichte er Savona.



Hier fing der Sturm an zu schweigen; düstre Wolken jagten noch an dem sonst so lichtrefüllten Horizont hin, aber das Unwetter war doch in seiner Kraft gebrochen und einzelne lichte Streifen verkündeten am Himmel einen heiteren Abend. Allmählig rollte das Meer zu seinen Füßen mit besänftigteren Wogen; der Abendhimmel färbte sich purpurn und kurz vor ihrem Scheiden stand die Sonne, hell und glänzend im Westen.

Die Hügel voll Drangen und duftigen Lilien und Myrthen, die Gärten voll Feigen und Citronen, die zierlichen Landhäuser mit ihren glänzenden Scheiben kleideten sich in Licht und die Natur lächelte überall ringsum.

Nun erst erwachte auch Günther aus seiner Betäubung. Der alte Zauber hatte wieder Macht über ihn. Er wurde erst der Natur, dann seiner selbst sich klar bewußt.

„Du büßest verdient! dachte er. Und geduldig willst Du tragen, was Du verdient. Ja! Ich will gut machen — sprach er weiter zu sich, so viel ich kann.“

Und mit diesem Entschluß erhob sich seine Seele und es war ihm, als käme damit selbst körperliche Stärkung über ihn.

Beim leisen Fall der Dunkelheit wanderte er rüstig und munter seine Straße fort, ja, er freute sich wieder ihrer himmlischen Reize und das Wohlgefühl der Freiheit von jedem Bande erfüllte ihn wieder.

So erreichte er den kleinen Ort Noli. Hier schallte aus einem einzelnen Hause Musik an sein Ohr. Er

stand einen Augenblick still und bekannte Melodien tönten wie heimathlich ihm entgegen. Er horchte und unterschied deutlich einen deutschen Walzer. Die vaterländische Cadenz erweichte und entzückte ihn — er dachte der Heimath, seines Vaters und seines Ranges.

„Mein Vater, dachte er, wenn Du Deinen Sohn hier und so sähest! —“

Die Musik verstummte und vier Männer, hoch, blond, mit blauen Augen, traten aus dem Hause hervor. Er hatte sich nicht getäuscht — es waren Landsgenossen — musizirende Bergleute aus dem Nassauischen, wie sie wohl die fremden Länder durchziehen.

Der unverhoffte Anblick dieser Landsgenossen bewegte unsern Freund tief. Er trat zu ihnen und wünschte ihnen guten Abend. Dünkel stieg der Gedanke in ihm empor, sich hilflos, verlassen, wie er war, diesen Männern anzuschließen, mit ihnen weiter zu wandern; und dem schmerzhaftesten Kummer, dem einsamen, zu entgehen. Was Gesellschaft der Menschen, selbst der uns fremdesten, werth sei, erfuhr er jetzt zum ersten Mal. Die Einsamkeit taugt nur für den Ruhigen; der Sonnenschein des Glücks aber oder der Sturm des Unglücks zieht uns zu den Menschen, unsern Brüdern, hin.

Die Männer beriethen sich einen Augenblick und nachdem er ihnen die Reste seiner Baarschaft gezeigt hatte, willigten sie ein, ihn in ihren Bund aufzunehmen.

Doch unser Freund fand bald Ursach genug, auch

diesen Entschluß zu bereuen. Unerträglich war es ihm, von den leichtfertigen und rohen Gesellen ganz wie ihres Gleichen behandelt, oder was noch schlimmer war, wohl gar mit argwöhnischen Blicken, wie ein Verdächtiger, gemessen zu werden. Noch widerwärtiger aber war es, daß die muntern und immer durstigen Kameraden ihn bei jedem Wirthshause im Scherz oder im Ernst angingen, sie mit einem Trunk Weins zu regaliren. Als er dies mehrmals abgeschlagen hatte, fing sie an, ihn wie einen armen Teufel zu behandeln und die erniedrigendsten Dienste von ihm zu fordern. In Fiano sollte er gar, nachdem man in den Straßen musizirt hatte, den Einsammler machen und mit dem kleinen Blechteller umher gehen. Als Günther dies ablehnte, entstand unter den Halbberauschten ein heftiger Streit, den unser Freund nur dadurch zu schlichten vermochte, daß er versprach, sich im nächsten größern Ort eine Flöte, die ihnen fehlte, und die er zu spielen verstand, zu verschaffen, und ihre Musik damit zu vervollständigen.

Die Anschaffung dieses Instruments gab in San Remo zu einem neuen Streit Anlaß, da Günthers Baarschaft zu ihrer Bezahlung nicht ausreichte, und er verlangte, daß diese aus der gemeinsamen Casse bestritten werden müsse. Hiergegen wandte man ein, daß Jeder von ihnen sich auf eigne Kosten mit seinem Instrumente versorgt habe.

Solche unaufhörliche Streitigkeiten empörten Günthers Seele, und machten ihm seine tiefe Erniedrigung

fühlbar. Doch dies war nun umsonst. Er sah keinen Weg des Heils, als alle diese Widerwärtigkeiten zu dulden und zu tragen, bis er irgendwo Hülfe finden könnte, welche sich ihm hier nirgends zeigte.

So ging ihm denn der hohe Naturgenuß verloren, den diese paradiesische Landschaft, den die schönste Küste Europas, den dies Elorado von Land und Meer ihm umsonst darbot. Die Natur, empfand er, und ihre Schönheit legt sich nur dem Reinen und Ruhigen offen dar; dem Ruhelosen, dem durch Bewußtsein Gepeinigten verbirgt sie sich. Diese glänzende Küste, diese himmlischen Hügel, diese großen und kühnen Klippen, diese süßen und reizenden Inseln, dies schöne Meer, dieser entzückende Horizont, diese blauen Berge von Corsica über ihm hinweg, die strogende Pflanzenwelt, diese zierlichen Ortschaften, Villen und Tempel, diese prachtvollen Sonnenaufgänge, diese reizvollen Orangenhaine, jene stillen Oliven- und Carrubenwälder, diese zauberischen Palmenhaine um San Remo, Bordighera und Vintimiglia, diese sanften purpurnen Abende — sie sagten ihm nun nichts — sie waren umsonst für ihn da, für ihn den begeisterten, den bewundernden Freund der Natur!

Inzwischen war der Streit wegen der Flöte doch verglichen und Günther, der einen Vorschuß darauf erhalten hatte, zog nun mit den Landsleuten, und ihnen verbindlich, als vagirender Musikant längs der Corona di Ponente nach Nizza weiter. Hier, an dem reichen und vielbesuchten Badeorte, versprach man sich ein reiches Feld der Erndte und hier hoffte auch un-

fer Freund im Stillen, doch irgend einen Bekannten, der seiner Noth abzuhelpfen im Stande wäre, anzutreffen.

Die Gesellschaft der Bergleute zu verlassen, war er fest entschlossen, seitdem man ihm in Monaco eine offenbare Betrügerei zugemuthet hatte. Die kleine Tochter des Wirths hatte der Genossenschaft beim Herauszahlen aus Versehen statt einer Silbermünze ein Goldstück gereicht, und man verlangte von ihm, daß er diesen Irrthum zum Besten der Societät verschweigen solle. Günther widersezte sich diesem Ansinnen, entriß dem Empfänger das Goldstück und gab es zurück, worüber es denn natürlich zum heftigsten Streite in der Genossenschaft kam. Einer der Bergleute nahm sich jedoch Günthers an, gab ihm Recht, und da hierüber die ganze Verbindung zu zerfallen drohte, so erkannten endlich Alle, wie sehr es in ihrem Interesse liege, den Frieden wieder herzustellen. So beschwichtigte sich der drohende Sturm und die Gesellschaft, Günther jedoch mit zerrissener und empörter Seele, zog nach Nizza weiter. Hier indeß wollte unser Freund von den saubern Genossen, die er jetzt tief verachtete, und deren grobe Neckerei und Anspielungen er nicht mehr zu tragen vermochte, sich auf alle Weise und um jeden Preis losmachen.

Irrte er nicht, so mußte sich der Hofmarschall von Kielau, ein alter Geschäftsfreund seines Vaters, den er als Kind einmal gesehen hatte, mit seiner Brustleidenden Tochter in Nizza befinden, daß er, wie er sich

gehört zu haben erinnerte, seit einer Reihe von Jahren schon zu seinem dauernden Aufenthalt gewählt haben sollte. Diesem Mann beschloß Günther sich zu entdecken, und seine Hülfe anzusprechen.

Sobald er konnte, schlich er sich daher unbemerkt aus der schmutzigen Herberge fort, wo er mit seinen Gefährten Wohnung genommen hatte, erfragte die Wohnung des Hofmarschalls, der wirklich noch in Nizza anwesend war, und beehrte vorgelassen zu werden.

Es bedurfte vieler Bitten und langer Ueberredung, ehe er den alten Kammerdiener bewegte, ihn bei seinem Herrn zu melden, der von dem Besuch eines jungen Mannes, zwar von edlem und gutem Ansehn, jedoch in abgetragener zerrissener und beschmutzter Kleidung, der ihn zu kennen behauptet hatte, nicht wenig überrascht war.

Er ließ ihn jedoch, wie er gerade, im behaglichen Morgenrock, unter einer blühenden Oleanderlaube sein Frühstück verzehrte, vor sich kommen.

„Was ist Euer Begehrt, mein Freund,“ redete er verwundert den jungen Landsmann an und Günther zitterte, wie ein Verbrecher, bei dieser nicht eben verbindlichen Anrede.

„Ein Landsmann in der Noth nimmt seine Zuflucht zu Ihnen, Herr Hofmarschall,“ sprach Günther endlich mit gesammeltem Muth und mit Ueberwindung seines erwachenden Stolzes.

Der Hofmarschall lachte. „Ihr scheint weit herzukommen zu diesem Zweck, sprach er, mit einem be-

züglichen Blick auf Günthers Auge, und der Landsleute in der Noth giebt es gar viele. Macht kurz — ich habe wenig Zeit und muß in die See. —“

Günther bat noch einmal um geduldiges Gehör und erzählte nun seine Geschichte, der Wahrheit in den meisten Punkten ziemlich getreu. Allein das argwöhnische höhnlische Lächeln des Hofmarschalls ließ ihm kaum Muth zu enden.

„Gut erzählt, sagte der Hofmann, indem er gemächlich seine kostbare Dose öffnete; Sie wären also, mein Freund, der Sohn des Grafen Strombeck, und erinnern sich meines Besuchs bei Ihrem Herrn Vater. Hm, hm. Mir fällt ein, von einem Gärtnerssohn gehört zu haben, der sich für einen Verwandten Ihrer Familie gelten läßt. Sollten Sie den nicht kennen?“

Und mit verschmiztem Lächeln maß der vorsichtige Hofmann unsern armen vor Zorn bebenden Freund.

„Ich bin der Graf Strombeck,“ sagte Günther stolz. Und eben wollte er hinzusetzen: Und habe Ihnen hier nach weiter nichts zu sagen, als er durch das Eintreten der bleichen Tochter des Hofmarschalls an dieser Fortsetzung seiner Rede verhindert wurde.

„Gut, daß Du kommst, Therese, sprach der Hofmarschall zu ihr gewendet. Wo bleibst Du auch — der Thee verdampft ja, und hier ist ein Landsmann, der Dich und mich in G. gesehen haben will. Sieh einmal, Kind, ob Du ihn erkennst?“

Therese ließ ihr mattes Auge auf dem Fremdling

weilen, dessen äußerer Anblick auch ihr im ersten Augenblick ein Lächeln des Mitleids abgewann.

Plötzlich rief sie: „Wie, Graf Günther — in diesem Aufzuge? Ist's möglich! — —“

„A la bonne heure, sprach der Hofmarschall, indem er sich erhob; wenn dem so ist, so brauchen Sie weiter keinen Paß. Sehen Sie sich, Herr Graf. Womit kann ich dienen? Ein Empfehlungsschreiben? Es steht zu Diensten. —“

Günther war unvermögend seine Bitte in Gegenwart der Tochter des Hofmarschalls, die er in bessern Zeiten gesehen und gern gesehen hatte, näher zu artikuliren. Er war des Bittens müde — das Wort „Geld“ wollte nicht über seine Lippen, dem widerwärtigen Manne gegenüber.

„Ja, ein Empfehlungsschreiben, Herr Hofmarschall“ sagte er trocken. —

„Wohin? sprach dieser. An unsern Consul in Marseille? Ein reicher und trefflicher Mann!“

„Wohl, sagte Günther, ich werde sehr verbunden dafür sein.“

„Gut, sprach der Hofmann. Therese, eine Tasse Thee für den Herrn Grafen! Ich schreibe indeß.“

Indem trat der alte Kammerdiener vor.

„Gnädiger Herr, sprach er; jetzt erkenne auch ich, den Herrn Grafen Günther. Dieselben waren damals ein gar zierliches kleines Knäblein, als wir in G. waren. Ich habe Sie öfters auf diesen meinen Schultern getragen.



„Sieh einmal, Walter, wie gut Dein Gedächtniß doch ist,“ sprach der Hofmarschall und ging eilig hinweg. Walter folgte ihm.

„Kann auch ich Ihnen dienen,“ sprach die bleiche Therese. — Sie schwieg; nach einer kleinen Pause fuhr sie jedoch fort: „Die Dienste einer Sterbenden, Herr Graf, verpflichten uns nicht sehr.“

Günther war von diesen mit Innigkeit gesprochenen Worten tief ergriffen. „Mein Fräulein,“ stammelte er.

„Schnell, mein Freund, sprach Therese, die Zeit drängt. Sie scheinen von einem Schiffbruch an diese tödtliche Küste verschlagen zu sein. Wir haben nicht viel Worte zu verlieren. Mein Vater ist mißtrauisch und seine Empfehlung wird Ihnen nicht viel helfen. Geschwind, da wir allein sind — brauchen Sie Geld?“

„Mein gutes Fräulein,“ sprach Günther, fast zu Thränen gerührt. —

„Hier, hier ist welches, fuhr Therese fort. Ich sehe Walter wiederkehren; stecken Sie ein, und kein Wort mehr davon.“

Günther wußte nicht, wie es geschah, daß er die kleine, aber gewichtige Börse des Fräuleins in seiner Busentasche hatte.

Walter räumte den Thee ab und indem erschien auch der Hofmarschall.

„Hier, mein bester Graf, sagte er, ist der versprochene Brief an Herrn Dora, unsern Consul in Marseille. Sollten Sie, wider Erwarten, etwas bedürfen,

so wenden Sie sich nur dreist an diesen Ehrenmann. Mein Brief wird jede Schwierigkeit beseitigen."

Günther war so bewegt, daß er kaum zu danken vermochte.

„Ist sehr gern geschehen, sprach der Hofmarschall, und so wünsche ich denn eine glückliche Reise. Hat Ihr Wagen nicht gelitten von den schlechten Wegen hinter Monaco? Ich hoffe nicht. —“

Günther dankte noch einmal und erbat und erhielt die Erlaubniß, Fräulein Theresens Hand zu küssen.

„Wir sehn uns wieder, mein Fräulein, sagte er leise. Der Himmel“ — —

„Wird es anders fügen,“ seufzte das bleiche Mädchen, drückte leise und einverständlich Günthers Hand und entließ ihn.

„Walter, begleite den Herrn,“ sprach der Hofmarschall, und Günther trat mit zerrissenem Herzen ab.

Am Gartenthor hielt ihn Walter an.

„Sie verzeihen mir alten Mann wohl, sprach er, Herr Graf, daß ich Sie nicht sogleich erkannte. Mein Gedächtniß ist hier bei den Leiden unsers guten Fräuleins so schwach geworden. Sie verzeihen mir wohl, wenn ich Sie bitte, für mich in Deutschland zu beten, und diese drei Goldstücke an meine alte Schwester in G. mitzunehmen. Es ist mein Ersparniß; sollten Sie sie aber unterwegs verlieren, so schadet es auch nichts.“ —

Dabei sah ihn der alte Mann gerührt und wehmüthig an.

Günther begriff seine Meinung. „Gott,“ dachte

er, auf deiner alten Erde wohnen doch noch gute Menschen.

„Guter Alter, sprach er laut — behaltet Euer Gold — ich will an Eure Schwester denken.“ —

Doch Walter nahm das Gold nicht wieder — sondern schob unsern Freund sanft durch das offene Thor, verschloß es, und verschwand mit dem Ruf: „Glückliche Reise,“ indem er seine Augen trocknete.

Günther war von diesem Besuch, der freilich seinem nächsten Bedürfniß abgeholfen hatte, wie zerschmettert. Träumend und fast vernichtet mußte er sich unter einer Palme, die am Wege stand, niederlassen; er bedurfte der Erholung. Theresens Bild, der Sterbenden, die ihre Heimath wohl nie wieder sah, zerriß seine Seele.

Als er sich gesammelt hatte, kehrte er in seine Herberge nur zurück, um seinen Reisegefährten Valet zu sagen. Jetzt fühlte er erst, wie glücklich er durch Theresens Gabe geworden sei, die ihn in den Stand setzte, diese verächtliche Gesellschaft zu verlassen.

Doch auch dies konnte nicht ohne neuen Hader geschehen. Er fand die Genossen zechend und schon früh am Morgen in streitsüchtiger Weinlaune. Seine Absicht ward ihnen dadurch kund, daß er die Flöte zu bezahlen verlangte, die er für sich zu behalten wünschte; sie sollte ihm eine theure Erinnerung sein. Das Geld nahmen sie; doch sobald nun von Günthers Abreise die Rede war, behauptete man, das sei wider den Accord und Günther müsse sie dafür schadlos halten. Kurz

man wollte ihn nicht entlassen, und versicherte in trunkenem Muth, sich an seine wenigen Effecten halten zu wollen. Jetzt verließ Günther die Geduld; voll sichtlichen Unwillens rief er den Wirth und mehrere Gäste gegen die verhaßten Kameraden zu Hülfe. Diese waren jedoch eben so wenig im Stande, die Uebermüthigen und Berauschten zu bändigen, und da der frühere Vertheidiger Günthers in San Remo auch hier wieder auf seine Seite trat, so entspann sich eine Schlägerei, welcher die Polizei endlich dadurch ein Ende machte, daß sie die betrunkenen Deutschen in das Stadtgefängniß abführte.

Günther war nun frei. Wie ein dem Käfig entronnener Vogel zog er dahin, dem War zu, froh, das schöne Italien — das Land, einst seiner Sehnsucht — verlassen zu können, und ruhte nicht eher, nicht eher dünkte er sich sicher, bis er Antibes erreicht hatte und die Luft Frankreichs athmete.

Theresens Gabe setzte ihn in den Stand, seine äußere Erscheinung, nach einer langen entbehrungsvollen Fußwanderung, wieder in etwas zu verbessern, und Günther freute sich nun selbst der kleinen Anschaffungen, die er zu diesem Zweck machte. Die Natur zog ihn wieder an, und die nun behaglicher fortgesetzte Reise that seinem Geiste selbst ungemein wohl.

Syeres, die schönen Inseln und Toulon selbst fesselten ihn mehrere Wochen. Doch der alte Enthusiasmus für die Natur schien bei ihm nicht mehr lebendig. Je mehr er sah, je sehensmüder fühlte er sich oft. Es

gab Augenblicke, wo er nicht Lust hatte, die Augen zu öffnen, um sie an den Reizen der Natur zu weiden. Eine namenlose Leere machte sich fühlbar in seiner Brust und Günther empfand deutlich, daß das Reisen, ohne Ziel und Zweck in Wissenschaft oder Kunst, daß das bloße Reisen — so genußvoll, so entzückend es unter gewissen Bedingungen sei — doch einem Leben ohne Wirkung, einem spurlosen Vorübergehen gleiche, und auf die Länge weder beglückend, noch für einen edlern Geist genügend sein könne.

So gelangte er nach dem reizenden Marseille, das umgeben von den unzählbaren Landhäusern, unter dem tiefgrünen Laube seines Hügelzuges versteckt, erglänzend im Sonnenschein und im Abglanz des tiefblauen Meeres, von seinen lieblichen Inseln beschützt, wie eine Perle am Meere, in der Muschel seines herrlichen Golfs da lag. Doch alle diese Schönheit, die ihn ehemals entzückt haben würde, würdigte Günther nun kaum eines flüchtigen Blickes. Dunkel und uneingestanden drängte sich vielmehr der Gedanke an seine Heimath, an das einst so verachtete Deutschland, an die Ruhe seines eigenen Zimmers, an Amalien, an das in dunkeln Tannenwäldern einsam vergrabene Sainz-robe in seine Seele, und er verlangte still nach allen diesen verschmähten und verlassenen Gütern.

Den Brief des Hofmarschalls, der ihn in den Stand setzen sollte, dieser neuerwachenden Sehnsucht zu genügen, trug er daher nicht ohne Sorge und Bangigkeit zu dem Consul, an den er gerichtet war.

Der ehrenwerthe Kaufmann erbrach das verschlossene Schreiben, maß den Ueberbringer mit lächelnden Blicken und rief dann:

„Dies Schreiben, mein Herr, empfiehlt Sie zwar nicht besonders und sollte mir durch seinen mystischen Inhalt eigentlich wenig Vertrauen zu Ihnen einflößen. Ich habe indeß das Glück, Ihrem Herrn Vater persönlich verbunden zu sein, und da ein eben eingegangenes Schreiben von ihm mich schon auf Ihre Ankunft vorbereitet hat, so stehe ich zu Ihren Diensten. Wie viel Reisegeld bedürfen Sie?“

Günther war zwiefach überrascht.

„So weiß mein Vater,“ fragte er —

„Er vermuthet Sie in unsrer Gegend, und bittet mich, Ihrem Aufenthalt nachzuforschen. Ich denke aber, Sie kehren schneller zu ihm zurück, als mein Brief, und so werde ich nicht antworten.“ —

Günther bejahte dies und forderte eine mäßige Summe, die ihm im Geschäftszimmer des Consuls sogleich ausgezahlt wurde.

Er gab Quittung, empfahl sich, und dachte an den vorsichtigen Hofmarschall und an seinen Vater, zu dem er nun ohne Säumen zurückzukehren entschlossen war.

Der Abend war lachend. Die Sonne selbst erschien wie verlangend, nach einem heißen Tage sich in das kühle Bad des Meeres zu stürzen. Günther ging sinnend und in sich vertieft am Quay des Hafens entlang. Das Bild der Regsamkeit, das unverständliche Durch-

einander von Stimmen, von Hämmern, Pochen, Rufen in allen Sprachen und alle übrigen Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit, an denen ein großer Seehafen so reich ist, that ihm wohl; er entging darüber seinem eignen trüben Nachdenken; es zog ihn ab, und erheiterte ihn.

An einer Stelle des Quay's lag eine buntbewimpelte Barke, geräumig genug für zehn bis zwölf Personen, die zu einer Lustfahrt bereit schienen.

„Herbei, wer noch mit will — nach Tf, Rato-neau und Pomegue; herbei!“ rief der Barkenführer, und machte Miene die Laue des Schiffchens zu lösen, und es in das Fahrwasser zu stoßen.

Günther sah fünf oder sechs Personen, die in dem Schiffchen Platz genommen hatten, — der Abend war lockend, das Meer kühl und einladend, nach der Hitze des Tages — er beschloß, die kleine Meerfahrt, die erste und die letzte, denn morgen schon wollte er den Weg nach Deutschland einschlagen, mitzumachen. So sprang er denn, ohne viel zu fragen und sich umzusehen, in die bewimpelte Barke.

Er war willkommen und das Schiffchen stieß vom Hafenuay ab.

Jetzt erst musterte Günther seine Begleitung näher. — Sein Herz schlug laut, denn deutlich erkannte er am andern Ende des Schiffchens, jenseit der kleinen Cajüte, die liebliche blondlockige Bettina, die ihm den Rücken zuwandte.

Ihr zur Seite sah er nun auch ihre Schwester An-

gela und vor ihr stehend erkannte er den alten Grafen Egidio. Die Begegnung war ihm ungelegen. Inzwischen ertönte Musik aus dem kleinen Kajütenraum, und Günther erkannte an der Melodie, die er vernahm, seine ehemaligen Reisegefährten, die Bergleute aus Nassau.

Indem er seine Musterung der Schiffsbemannung fortsetzte, erblickte er vorn am Kiel, tief in einen Mantel gehüllt, eine finstre Gestalt, die ihr Gesicht, wie es schien, mit Absicht verbarg.

Es war ein junger Mensch, mit verwirrtem Haar, einen gelben breitrandigen Matrosenhut tief auf die Stirn gepreßt, der kauernnd da saß; ein langer Bart fiel auf den nackten Hals und stand mit der schmutzigen Seemannskleidung, die der Fremde trug, in grellem Widerspruch. Dies lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Fremden. Als er den Barkenführer nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort: es sei ein verwirrter Mensch, ein Ausländer, der sich seit einigen Tagen am Hafen umhertreibe, und jeden Abend die Spazierfahrt mitmache, die er stets gut bezahle.

Günther wandte sich dem Reiz der Scene zu, die ihn umgab. Vor ihm lagen die malerischen Klippeninseln: hinter ihm die reiche Stadt mit ihrem köstlichen Golf, von dem stolzen Fort de la Gardie überragt und von den tausenden von Willen am Hügel von la Vista gekrönt. Dies Panorama war zauberisch und goß feierliche Ruhe und Zufriedenheit über Günther aus, der aufregenden Gesellschaft zum Trotz, in der er



sich befand. Er hielt sich still auf der andern Seite der Cajüte, der beweglichen Bettina gegenüber, und in der Nähe des düstern Fremblings, der ihn anzog, so daß er von jenem Theil der Gesellschaft am Vordertheil des Schiffchens nicht leicht gesehen oder erkannt werden konnte. Der düstre Fremde aber saß still und regungslos am Hintertheil, ganz nahe dem Steuer. Man näherte sich mehr und mehr der Felseninsel If. Die hohe Schloßruine, das erste Ziel der kleinen Seefahrt, ragte malerisch darüber empor. Das klippige Ufer trat deutlich aus den Wogen hervor; noch einige Secunden, und das Schiffchen stieß gegen die schmale Felstreppe, welche den einzigen Zugang zu der Insel bildet. Das Meer aber hatte hier eine unergründlich tiefe Stelle, die durch seine dunkle Bläue angedeutet wurde, und die Wirkung einer seit Ewigkeit wogenden Brandung war.

Auf einmal sah Günther den unheimlichen Fremden in eine unruhige Bewegung gerathen. Im Augenblick, wo das Schiffchen sich sanft zur Seite wendete, um gegen die Felstreppe anzulegen, sprang der Mann empor, schlug mit einem wüthenden Faustschlag den Steuermann zu Boden, ergriff das Steuer, drehte die Spitze der Barke ab, und mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf die Seitenwand springend, brachte er das Schiff in eine starke Schwankung zur Rechten; dann aber links herüberstürzend, wohin sich die ganze erschreckte Gesellschaft schon ohnedies geflüchtet hatte, bewirkte er leicht, daß die Barke gänzlich

umschlug. Alles dies war die Sache eines Augenblicks gewesen. Das schwache Fahrzeug schlug zur Linken über, ehe man die Absicht des Furchtbaren ahnen und vollends ehe man ihr wehren konnte.

Eine Scene größlicher Todesnoth erfüllte hierauf diese Stelle des Meeres. Alles schrie um Hülfe, Rettung und kein Sterblicher war da, der diese hätte bringen können. Der Himmel nur wachte. —

Günther, im Schwimmen nicht unerfahren, rettete sich gegen die Felsstreppe hin; der alte Graf klammerte sich schreiend an den Bord des umgestürzten Fahrzeuges; einer der Musikanten, der Vertheidiger Günthers in Nizza, heftete sich an einen Felsvorsprung, und an den von diesen herabhängenden Wurzeln. Nur die Frauen, von dem Gewicht ihrer Kleidung in die Tiefe gezogen, waren mit einem schwachen Wehruf auf immer verschwunden. Auch die drei Musikanten in der Cajüte, kamen nicht wieder zum Vorschein.

Der furchtbare Mensch selbst war mit einem Sprunge auf die Felsstreppe entkommen. Er stand auf der Höhe der Klippe und schien sich lächelnd an dem Anblick des Sammers, den er hervorgerufen hatte, zu weiden. Er rührte und regte sich nicht, und ließ sich von den herbeieilenden Inselbewohnern ohne allen Widerstand ergreifen.

Günther sah sich selbst nicht sobald gerettet, als er jede erdenkliche Anstrengung machte, den Verunglückten zu helfen. Den Grafen befreite er zuerst aus seiner To-

besnoth. Dann galten seine Bemühungen den verschwundenen Frauen. Alle Anstrengung um diese war jedoch umsonst — eine peinvolle Stunde verstrich, man mußte sie endlich verloren geben. —

Spät erst nach Sonnenuntergang regte die stärker gewordene Brandung das Meer so auf, daß der entseelte Körper der kleinen Bettina auf Augenblicke zum Vorschein kam, und Günther ließ nun nicht eher ab, als bis die süße Leiche dem Meer entrissen war. Auch die Leichen der Musikanten, die in der Cajüte versteckt waren, erhielten ein trockenes Grab. Günther aber warf sich auf den holden Körper seines kleinen Schutzengels, den der Ocean so unbarmherzig in seinem feuchten Arm erstickt hatte, und weinte eine heiße Thräne über ihm. Angela war und blieb verschwunden.

Doch ein neues Entsetzen noch stand unserm Freunde bevor. Als er zu dem gefesselten Mörder trat, sträubte sich sein Haar empor. Wen anders erkannte er in ihm, als Clemens, seinen Jugendgespielen, Clemens den die Untreue Angela's, die ihn nach dem Verluste seines Reichthums in Genua, für den alten, aber reichen Grafen Egibio schnell verlassen hatte, um den Verstand gebracht, und der diesen Treubruch durch den Tod des Verführers und der falschen Angela zu rächen beschlossen hatte.

So also endete seine kurze Laufbahn des Glanzes und des Reichthums, nach dem eine falsche Sehnsucht ihn gestachelt hatte. Dies war der Ausgang seines

wunderbaren Glückes, das mit dem Lockenraub und dem darauf gegründeten Lottospiel begonnen, in Baden und Mailand erwachsen und in Genua geendet hatte! Durch Glück war er zum Unglück, wie Günther durch das Unglück zum Glück geleitet worden! —

Günther rief ihn mit seinem Namen an.

„Ich habe Sie längst erkannt, Herr Graf, sprach der Irrsinnige, und mir war's ganz recht, daß auch Sie mir ins Netz liefen. Auch Sie hatten die Wasserprobe um mich gar wohl verdient, denn Ihr Undank war der Anfang und die Pforte meines Unglücks. Doch hätte ich an jenem Abend in Genua nur meine Locke in der linken Busentasche getragen, Sie hätten mir nichts angehabt, und sich die Zähne stumpf daran gebissen. Mein Unglück war, daß ich die kostbare Locke an eben dem Tage verloren hatte, wenn sie mir die kleine Here, Bettina, nicht etwa entwendet hat, was ich nie habe ermitteln können. Fluch ihr und Euch allen! Doch — meine Schuld — meine eigne Schuld — warum habe ich die Locke nicht besser bewahrt! —“

Günther sah ein, daß auf den Sinnlosen so wenig, wie auf seinen Spieleraberglauben zu wirken war. Nach diesem Ausbruch wurde Clemens überhaupt einsilbig, schwieg trozig, und beantwortete keine Anrede Günthers mehr; ja selbst seine Frage, was er in der Heimath oder hier noch für ihn wirken könne, ließ der wilde Mensch unbeantwortet.

Tief erschüttert kehrte Günther am andern Morgen

nach Marseille zurück. Der fünffache Mörder aber ward den Gerichten übergeben.

Geheilt von jeder Sehnsucht nach Genuß und Kenntniß der Welt, wünschte Günther am folgenden Tage abzureisen. Die Nothwendigkeit seines Zeugnisses in dem gegen Clemens eröffneten Prozesse, trat diesem Verlangen entgegen. Er sah sich selbst Monate lang consignirt und seine herben Erfahrungen erhielten in dieser Zeit einen bitteren Zusatz, durch die Pflicht gegen seinen Jugendfreund und einstigen Wohlthäter in einem Prozesse auf den Tod zeugen zu müssen. Dies enttäuschte ihn vollends; seine Sehnsucht nach dem Frieden der Heimath wuchs ins Unbegrenzte fort, und Zurückgezogenheit, Ruhe, Abgeschlossenheit gegen die Welt wurden nun Gegenstände seines heißesten Verlangens.

Das Gericht zeigte sich bei seinem endlichen Spruch mild gegen Clemens. Die Zurechnungsfähigkeit wurde beseitigt, und so ward lebenslängliche Gefangenschaft in einem Irrenhause sein Loos.

Er hatte bisweilen ruhige und bewußte Augenblicke. In einem solchen nahm Günther von ihm Abschied. Der Verbrecher war sanft bewegt, erkannte seine unermessliche Schuld, und bereute sie. Nicht der Verlust der Locke, wohl aber jener unbezähmte Trieb nach Reichtümern und Glanz, gestand er nun, sei der wahre Quell seines Unglücks; das Streben aus seinem Stande hinaus und nach täuschenden Genüssen, die ihm nicht bestimmt waren, während er die ihm vorbehaltenen

Freuden verachtet hatte, nannte er nun sein Unglück, und er hatte recht.

Günther war enttäuscht, belehrt — der Dämon unbedachter Wünsche war besiegt — er hatte seine Sehnsucht gebüßt und durch die Buße sich selbst wieder gewonnen. Wie von Geistern getrieben, wie vom Bewußtsein einer Schuld, die noch zu sühnen wäre, gespornt, eilte Günther nun nach Deutschland zurück. Seine Angst wuchs auf diesem Wege, je näher er der vaterländischen Grenze kam, und die seltsamsten Gefühle des Entzückens waren es, mit denen er den theuren Boden, Straßburg gegenüber, betrat. Nur mit dem einen Gedanken an seinen Irrthum beschäftigt, war er sich selbst nun klarer und klarer geworden; Beruhigung aber gab ihm die Vorstellung, daß seine Schuld vernichtet, und daß er für die Dauer seines Lebens vor dem Rückfall in sie gesichert sei. Das Leben ist eine Schule, erkannte er nun klar, durch welche stete sittliche Bemühung allein uns sicher hindurchführt. Gestrebt, gewollt zu haben, der Bervollkommnung nachgegangen zu sein — das sah er, sei der süße Trost, der jeden Schmerz vergangenen Irrthums heile, wenn er auch vor neuem Irrthum nicht bewahren könne. Nur daß dieser in immer engerem Kreise sich bewege und immer näher ableite vom rechten Pfad, das sei die sittliche Aufgabe unsers Daseins.

So erreichte er die Vaterstadt. Wie theuer dünkte sie ihm? Wie lange schien es ihm, nichts von den Lieben, die hier wohnten, gehört zu haben? Wie

pochte sein Herz bei dem Gedanken an seinen Vater, den klugen Lenker seines Lebens, an Amalie, die er mit einem unerhörten Unrecht beleidigt zu haben fühlte. Nur der Gedanke konnte den letzten Schmerz mildern, daß sie den Beleidiger wohl schnell vergessen, und an der Hand eines andern so glücklich, wie sie es verdiene, geworden sein möchte. Er war entschlossen, dies in Geduld zu tragen, denn hierin sah und erkannte er die Buße für seine Schuld.

Wiederum sank, wie einst bei seiner Flucht, ein warmer Maiabend ganz so schwül und lind herab, wie vor einem Jahre, als er die väterliche Schwelle verließ. Jetzt sah er sie wieder! Seine ganze Seele stand in Flammen und wogte und wallte, als er das Haus betrat, unkenntlich im Außern durch vernachlässigten Anzug und vertragene Kleidung, unkenntlich von Sonnenbrand und Sorge, unkenntlicher aber noch, durch die Veränderung, die in seinem Innern vorgegangen war. Der lange zurückgedrängte Strom namenloser Gefühle machte sich in einem lauten Ausruf Luft.

„Wo ist mein Vater,“ schrie er dem alten Pförtner zu, der ihm vor einem Jahre zu ähnlicher Stunde mit einer gutgemeinten Warnung vor dem draußen drohenden Gewitter die Thür geöffnet hatte.

Der alte Mann erschrak — erstarrte. Er hob die Leuchte zu dem Fremden empor. Er erkannte Günther an der Stimme.

„Sind Sie's, Herr Graf?“ fragte er und fast entsank die Leuchte seiner bebenden Hand.

„Ohne Frage! rief Günther. — Wo ist mein Vater? —“

„Schon zur Ruhe,“ sprach der alte Mann dienstbar, aber die Freude verklärte sein ehrliches Antlitz.

Günther entsetzte sich vor diesem Wort. „Mann, rief er; noch einmal, wo ist er? Wo ist er!“ schrie Günther. —

„Im Schlafzimmer rechts, Sie wissen ja, Herr Graf — sprach jener. Se. Excellenz ziehen sich jetzt gar früh zurück.“

Diese Worte tauchten Günthers Herz in Wonne. Er athmete wieder auf. „Doch wohl?“ rief er und stieg die Treppe hinauf. —

„So — so —“ rief der Alte nach und folgte mühsam dem Dahinstürzenden.

Günther riß die Thür des Cabinets auf. Alles war ihm so wohlbekannt — so traut — so heimisch, daß sein Herz in Seligkeit schwamm. Er stand im Zimmer; sein Vater trat aus dem Schlafgemach hervor. Er erkannte ihn sogleich, denn Elternliebe täuscht sich nicht. „Mein Sohn, rief er, mein verlornen Sohn“ — und empfing ihn in seine offenen Arme.

Günther war keines Wortes Meister. Nicht einmal „Vater“ konnte er rufen. Er weinte bloß an der theuren Brust.

Kein Wort des Vorwurfs kam über des strengen Vaters Lippe; aber der lange Schmerz hatte sein Aussehen sehr geändert. Er war um zehn Jahre gealtert.



Günther nahm es wahr. „O mein Gott, rief er, schelten Sie mich! Entziehen Sie mir Ihre Liebe, mein Vater! Verdienne ich denn, Sie so wieder zu finden?“

„Freilich, sprach der Graf — ich bin alt geworden und wir konnten leicht auf immer geschieden sein; doch ich habe meinen Günther wieder und Alles ist vergessen.“ —

Dies war der ganze Vorwurf, den Günther zu hören hatte. Der Vater war durch des Unglücks Hand viel milder geworden, als sonst; doch nicht alles in der Schonung, mit der er Günther begegnete, war der Milde der Seele zuzurechnen. Etwas davon kam auch auf Rechnung des Gefühls, daß er selbst durch eine verfehlte Erziehung, durch unzeitige Strenge, zum Theil wenigstens, den Schmerzenskelch gefüllt habe, den er seit Jahr und Tag zu leeren hatte.

Allmählig wallten die Wogen der Freude niedriger. Der Sohn saß wieder neben dem Vater und preßte seine zitternden Hände, eine um die andre, an seine heiße Lippe.

„Ich bin nun geheilt, Vater, sagte er. Aber — um Gottes willen — Amalie, wo ist sie?“ —

„Gut, daß Du nach ihr fragst und auf diese Art, sprach der Graf, und die helle Freude zuckte über sein gramgefurchtes Angesicht. Das wird sie herstellen!“

„Wie? Krank?“ fragte Günther.

„Krank, seit dem Du weg bist — sehr krank und durch Dich, mein Sohn.“ —

Günther erbleichte. „Ist's möglich, rief er! D ich Sinnloser — ich Schuldiger — Mörder vielleicht.“ — Er schlug die Hand in sein Haar und schien außer sich.

„Beruhige Dich, mein Sohn, sagte der Graf mild. Nur Ruhe kann hier helfen; denn Amalie hat Dich sehr geliebt.“

„Sie ist todt, schrie Günther, außer sich. Sie verschweigen es mir, Vater.“ —

„Ich verschweige nichts, sprach der Greis mild. Amalie erkrankte nachdem sie einige Tage lang den Schmerz über Deinen unbefonnenen Brief unter den Scheine der Gleichgültigkeit und äußerer Unbefangenheit verheimlicht hatte. Die Fluth des Schmerzes durchbrach diesen schwachen Damm; sie überschwemmte ihre schöne Seele und führte Amalien an den Rand des Grabes.“

„Entsetzlich,“ rief Günther und sank weinend an seines Vaters Brust.

„Allmählig genas sie jedoch — aber sie ist seitdem für die Welt wie verloren. Sie ist schwach und kränkelnd und verläßt ihr Zimmer kaum jemals. Mich allein empfängt sie von allen ihren Freunden zuweilen und fragt wohl in langen Zwischenräumen, anscheinend ruhig, aber mit sichtbarem Seelenkampf, ob ich keine Nachricht von Dir habe. Ich habe sie mehrmals täuschen wollen; sie hat den Betrug immer sogleich

durchschaut, ohne ihn jedoch zu rügen. In dieser Zeit hat sie mehrmals an Dich geschrieben und ich versprach ihr die Briefe zu besorgen. Nie kam eine Antwort — Du weißt es, mein Sohn, daß ich ihre Briefe nicht bestellen konnte.“ —

„Wo — wo sind sie,“ rief Günther, und sprang empor, von der Angst einer großen Sünde gezeißelt.

„Hier,“ sagte der Vater, und legte aus einem Schubfach seines Bureau's ein Päckchen mit Papieren in Günthers Hand.

Sein Auge durchirrte die theuren Zeilen. Hier las er unter den Ausdrücken und Ermahnungen einer zärtlichen Freundin, zur Rückkehr zu seinem trauernden Vater, den der Schmerz um ihn tödte, die zärtlichste Liebe heraus.

„Unsre Seelen, hieß es hier, sind sich nicht fremd, mein theurer Freund — ich habe lange darüber nachgedacht. Sie täuschen sich nur über sich selbst. Von mir will ich nichts sagen; aber dieselbe Luft hat uns groß gezogen und derselbe Hauch weht in Ihrem und in meinem Geiste. Der Ausdruck nur, den zwei gleichfühlende Herzen finden, ist von den Umständen, von Erziehung und innerer Selbstausbildung abhängig, und dieser Ausdruck hat Sie getäuscht. Ich hätte mich immer Ihrer Nähe erfreut; denn ich fand in Ihrem Geiste mein Abbild und in Ihren Aeußerungen gerade das, was ich nicht auszusprechen wagte.“

„Himmel und Erde,“ rief Günther, und sank vom Schmerz erschöpft in den Sessel zurück.

„Verblendeter, konntest Du diese Seele verkennen und diesen Geist mit Kummer beugen!“ —

„Du konntest es, mein Sohn, sagte der Graf ernst und mild. Aber Du wirst es nicht länger können.“

„Lassen Sie mich gut machen, Vater,“ rief er. —

„Gemach, mein Kind, sagte der Graf. Wir wollen sehn. Diese Briefe sind vor einem Jahre geschrieben. Es ist die Frage, ob Amalie noch so fühlt.“ —

„Freilich, freilich, unterbrach ihn Günther. Und bin ich denn werth, vor ihrem reinen Auge zu erscheinen? Bin ich nicht der Mörder ihrer Liebe?“

„Die Frauen lieben anders, als wir, fiel der Vater ein. Amalien's Seele ist dem Zorn verschlossen, den kein Weib kennen sollte. Laß uns zusehen. — Ich werde sie vorbereiten. Ist Deine Ankunft unbekannt geblieben?“

„So unbekannt, wie ein armer Fußwandler zu bleiben pflegt,“ sprach Günther.

„Gut, auf Morgen denn,“ sprach der Graf. —

Günther aber warf sich über die theuren Schriften her. Seine Seele bebte in dieser Lectüre; aber Wonne und Entzücken kam zugleich über ihn, und der milde Schmerzenshauch, der in diesen Zurufen zur Rückkehr wehete, drang allmählig auch in seine aufgestörte Seele.

Die Milde eines weiblichen, schmerzgebeugten und im Schmerz noch liebenden Herzens ist ein Del, das jeden Sturm des Seelenmeeres beschwichtigt! —

Und als er nun sein eignes Zimmer wieder betrat, das die Vaterliebe ganz in dem Zustand erhalten hatte, wie Günther es verlassen, wie still = freundlich lächelte ihn alles an? Seine Bilder, sein Schrank, sein Divan — war es doch, als riefen sie ihm ein leises „Willkommen“ entgegen! Wie labte und erquickte ihn die wohnliche Enge des Closets, das jede Aussicht in die Ferne wehrte! Wie trat seine Vergangenheit ihm lächelnd entgegen; wie fühlte er lebhaft, daß die Erinnerung das einzige Paradies sei, aus dem wir nicht vertrieben werden können. — Günther fing nun an sich glücklich zu fühlen, eine lang entbehrte Ruhe kehrte zurück und er schlief die erste Nacht im wiedergefundenen väterlichen Hause kurze Zeit, aber sanft.

Der Graf war zu Amalien gefahren. Er fand sie stärker, als seit langer Zeit und konnte ihr Günthers bevorstehende Rückkehr aus endlich erhaltenen Nachrichten von ihm, ankündigen.

Amalie verrieth wenig Bewegung bei dieser Nachricht.

„Und wenn er nun erschiene, fuhr der Graf fort, wenn er nun reuig zu Ihren Füßen stürzte?“ fragte er erimuthigt weiter.

Hier erblaßte Amalie. Sie schwieg einen Augenblick; dann schien sie wieder ihrer Bewegung Herrin, und ruhig sprach sie: „Was ist denn vorgefallen, daß ich den Better nicht aufheben und freundlich zusprechen sollte? — Er wird uns allen ja willkommen sein!“ —

Der Graf, in lebhafter Bewegung, küßte Amaliens Hand und schied.

Eine Viertelstunde später war sein Bild verwirklicht. Günther lag zu Amaliens Füßen, und stammelte die Worte: „Amalie — und Vergebung!“

„Wer weiß es denn nicht, sprach Amalie weich, aber voll innerer Würde, daß ein schon verloren geglaubtes Gut uns doppelt theuer ist. So soll uns auch Ihre Nähe sein, Herr Graf.“

„Amalie, mein Schutzengel, selbst im Meere de tiefsten Glends, rief Günther — Amalie — meine Braut. —“

„Daß ich das bin, habe ich nie vergessen,“ unterbrach ihn Amalie, und reichte dem schmerzgebeugten Günther ihre Hand.

„Meine Braut, rief Günther, und für das Leben mein Schutzengel gegen jede Versuchung.“ —

„Ich sage nicht nein,“ sprach Amalie sehr leise und sank in Günthers Arm.

Eine Minute höchster Seligkeit rauschte über die Glücklichen dahin, die den Flügelschlag der Zeit nicht wahrnahmen.

Amaliens Vater, der Minister, trat hinzu. Die Empfindung, einen Augenblick überfluthend, wick in ihre rechten Grenzen zurück. Der würdige Staatsmann, glücklich sein Kind genesen und beseligt zu sehn, verzicht die erfahrene Beleidigung unter der Bedingung, daß das Paar für ein Jahr lang der Gesellschaft der Residenz entsage, in Hainrode seine Verbindung feiere

und bis zum nächsten Sommer dort still und ohne allen weitern Umgang verweile.

„O was begehre ich denn mehr, rief Günther in den Armen des Ministers. — Aber Amalie — Vater — Wohlthäter, fuhr er fort, ist es denn recht, daß die Schuld mit so süßem Lohn gebüßt werde? — Fordert die Gerechtigkeit des Himmels keine Strafe von mir?“ —

„Sie ist gebüßt und gefühnt, mein Sohn, sagte der Graf. Säge der Himmel nicht auf unsre Reue — und wäre diese nicht Buße und Strafe in seinem milden Auge, wo fände seine Gerechtigkeit jemals volles Genüge?“ —

„Wahr,“ rief Günther, und sank an seinen Hals.

Die stille Seligkeit, welche von nun an über ihn kam, in der Amalien's mild = beherrschte und reine Seele sich unverzerrt und klar in ihm zurück spiegelte, wagen wir nicht zu beschreiben. Es gehört dazu eine mächtigere Feder und ein farbenreicherer Pinsel, als der unsre ist.

Das Paar zog sich darauf nach Hainrode zurück. Amalie genas völlig und war glücklich. Günther aber hatte nach dem Vollgenuß der ersehnten stillen Seligkeit, allein mit Amalien in dem einsamen Schloß von Hainrode, noch eine neue Erfahrung zu machen.

Deutlich wurde es ihm jetzt, daß der bloße Genuß nichts sei, er erkannte — „das Leben bestehe im Wirken.“ Genuß ohne Wirken sei nicht genügend, des Daseins Last immer froh zu tragen.

Die Einsamkeit, die Abgeschlossenheit von der Welt, das sah er nun, erspare uns wohl jene verlegenden Berührungen mit ihr, die ihn so oft geschreckt hatten; aber nur das Gefühl edler Wirksamkeit fülle die Leere, die der bloße Genuß in der Seele stets zurücklasse.

Günther war nun zwar ungemein glücklich. Der Stachel der Sehnsucht war abgestumpft, und aus kurzer Verirrung hatte er durch eigene Kraft sein Lebensschiff gerettet. Und wie nur der die Gesundheit recht zu würdigen weiß, der lange den Schmerz der Krankheit fühlte, so mag auch nur der Geist die ganze Wonne eines vorwurfsfreien Lebens kennen, der einmal den Schmerz der Selbstverwerfung tief empfunden hat. —

Dennoch kam ihm von allen Seiten zu Ohren, daß man nicht begreife, wie ein Mann von so viel Geist und Kopf, wie er, in dieser Zeit der Aufregung aller Kräfte zur Thätigkeit, in dem dunklen Waldschloß zu Hainrode ausdauern könne. Amalie selbst deutete mehrmals leise darauf hin: aber sie stand in der Furcht, von ihrem Günther mißverstanden zu werden, und schwieg.

Da brach das Ungethüm der Empörung zum zweiten Mal in Paris von seinen schwachen Fesseln los, alle Kräfte zum Widerstand aufrufend, alles Schlummernde bewegend, alle Mächte zum Kampfe fordernd.

Günther empfand jetzt, daß auch er sein Vaterland liebe. Er war schnell entschlossen; er bot seine



Dienste an; gern empfing man sie und nun erst sank Amalie, ein echtes Weib, ganz befriedigt an seine Brust; nun erst wagte sie zu bekennen, daß er ihren ältesten, wärmsten Wunsch erfülle.

Günthers Verdienst fand seinen Lohn. Zwei schwierige diplomatische Sendungen waren glücklich vollendet. Der Fürst ernannte ihn zum Geheimenrath, zum Mitglied des Cabinets unter dem Baron Wellmar, und alle Stimmen priesen diese Wahl.

Die glücklichste Thätigkeit gab seinem Leben nun in Günthers eignen Augen erst Werth und Bedeutung. Zwar beharrte er bei seinem Lebensgesetz, der ewigen Macht der Gefühle, dem ewigen Reiz des Geistes und der Schönheit treu zu sein; aber Arbeit und Wirksamkeit in einer angesehenen Stellung wuchsen doch zu dem größten Reiz seines Lebens empor. Seine größte Freude aber war es, als er in dieser Stellung seinem Freunde Seling, der an Gütern arm, aber desto reicher an Welterfahrung und Menschenkenntniß, nach langem ziellosen Umherschweifen endlich in die Heimath zurückkehrte, hülfsreich sein, und ihm einen kleinen Posten übertragen konnte, in dem er nützen mochte und in dem er die Ruhe und Behaglichkeit des Lebens fand, die ihm seine große Erbschaft am Rhein nicht gewährt hatte.

---

## Die Geige.

Novelle von Friedrich Voigts.

---

In der Weinstube des Gasthofes zum Hahn im Korbe saßen schon der Violoncellist Klapstein und der Fagottist Mandelschaf, hinter einer Flasche Medoc, das eben geendigte Concert des französischen Virtuosen nach allen Seiten hin besprechend, als Klapstein anhub: „Aber das muß wahr sein, die Geige des alten Grinsel — wie ein Glöckchen übertönte sie den dumpfen Kasten des Franzosen, so mollig, so strahlend! Könnt' ich dem alten Gebäude die Geige mit guter Manier abjagen, wahrhaftig! mein Violoncell verschenkt' ich an den ersten Eierhändler. Das Ding ist mir zuwider, die Geige ist mein Element. Aber ich muß eine ganz Vorzügliche unter dem Bogen haben, oder ich härme mich still hinter dem Cello ab, wie Ihr Mandelschaf, zwischen dem alten und neuen Testamente.“

Dieser wollte indignirt etwas erwiedern, da brummte der alte Grinsel zur Thür herein: „Das ist ein Hun-

beleben! Dietrich! rief er zurück, Dietrich, ein Beefsteak, tüchtig mit Zwiebeln, und eine halbe Barsac! — Man sollte sich den Tod auf der Stelle wünschen! wandte er sich jetzt zu den beiden Collegen. Nicht einmal ruhig über die Gasse läßt das härtige Volk der Väter einen rechtlichen Christenmenschen und Künstler wandern.“

Er setzte den Geigenkasten vorsichtig auf den Tisch, nahm sodann nach eifrigem Hin- und Herrücken neben den Collegen Platz und fuhr fort: „Und bin ich den Hunden nicht sicher, wie ein Fels im Meere? Ich habe meinen richtigen Gehalt als Kammermusikus, Gratifikationen für Opern und Concerte; der kleineren Revenüen gar nicht, sondern nur der Einnahme von meinem Schüler zu gedenken, dem von der Germanomanie herüber geweheten langen Großbritannier. Und wenn ich das Geld auch rein verzehre und noch mehr dazu, so müßte solch Volk doch den vernünftigen Schluß machen, daß ich noch einer trefflichen Gesundheit genieße. Wenn ich nun sterbe, so hätten sie das Nachsehen, und wenn sie mich toll machen, so — beim Henker! ich sterbe ihnen einmal vor der Nase weg.“

„Freundchen! Grinselchen! hub Klapstein an, beruhigt Euch doch, Männchen! Aufressen kann man Euch nicht, und alles Uebrige sind nur Redensarten.“

„Und überhaupt nahm jetzt der Fagottist das Wort, während Grinsel sein dampfendes Beefsteak hastig verschlang und Klapstein den Rest im Glase langsam und nachsinnend hinuntergoß, überhaupt meine Freunde!

warum dieser Groll, diese Verachtung gegen ein Volk, das sich wahrlich in großmüthiger Liebe aufopfert für die undankbare Welt; das nur sammelt, um hinzugeben; nur hingiebt, um geduldet zu werden; nur geduldet wird, um allen Unglimpf, alle Schmach zu dulden, und im geheimen, aber desto tieferem Schmerz Erlösung zu hoffen, und — immer noch zu hoffen.“

„Eben deswegen! fuhr Grinsel auf und stieß das eben geleerte Glas grimmig auf den Tisch, eben deswegen, weil das Volk auf die Hoffnung angewiesen ist, soll es einen honetten Mann, der des Abends Last und Hitze im Concert getragen hat, ungeschoren lassen, wenn er eben im Begriff ist, des Lebens Drangsal beim Hahn im Korbe zu vergessen. Es ist die niederträchtigste Beleidigung, auf offener Straße einen fürstlichen Kammermusikus —“

„Männchen! begütigte Klapstein, Grinsel, scheert Euch nicht um den Lump von Juden; ärgert Euch nicht an alten Erinnerungen des Fagottisten. Bedenkt — Ihr könnt jeden Augenblick einem Duzend mahrender Hebräer das Maul stopfen mit —“

„Womit, Klapstein! Womit?“

„Mit Eurer Geige, Freundchen.“

„Seid Ihr besessen, Klapstein? Die Geige! Mensch — bedenkt doch um des Himmels willen, was Ihr sagt. Die Geige ist mir ans Herz gewachsen; sie ist meine Seele, mein Himmelreich. Die sollt' ich verkaufen, um eines Juden willen? Und mein Kind, mein einziges Töchterchen, die auf der weiten Gottes-

welt keine andre Aussteuer hat, als die Geige, meine Mofette, sollte leer ausgehen? Sollte bei der Stiefmutter zur alten Jungfer werden, oder etwa als Gouvernante vertrocknen? Nichts da! nichts!“

Bei dem Worte „Stiefmutter“ fuhr der Fagottist hastig vom Stuhl auf, griff mit der Rechten in die Brusttasche des Fracks, zog sie eilig mit befriedigter Miene zurück, nahm den Hut und empfahl sich.

„Der getaufte Schmerzjude, sagte Grinsel, dem Fagottisten nachsehend, nimmt meinen Aerger wohl gar krumm?“

„Laßt ihn laufen, Papa! erwiederte der Violoncellist, und stieß mit Grinsel an. Wenn Mandelschaf mit der Hand in die Brusttasche fährt, so ergreift ihn der poetische Schmerz, und morgen liest er uns sicher ein Gedicht vor, das, wie die übrigen mit einer Tollheit, oder der todten Marie Moorzahn abschnappt. Laßt ihn laufen, und sagt mir aufrichtig, warum wollt Ihr die Geige nicht, an einen Dilettanten etwa, los schlagen, der gut zahlt, weil er die Fehler nicht kennt?“

„Fehler! schrie Grinsel und sprang nach dem Geigenkasten. Menschenkind! Vereinigt sich denn heut Alles, mich unter die Erde zu bringen? Wo ist jemals an meiner Geige nur das Titelchen eines Fehlers gefunden?“

Mit diesen Worten schloß er den Kasten auf, nahm trotz seiner Aufregung das Instrument sanft und behende heraus, hielt es wie ein Taufkind mit beiden

Händen dem Violoncellisten hin und fragte: „Nun, Klapstein? wo ist auch nur der Gedanke eines Fehlers? he? Betrachtet einmal den Goldlack.“

„Abgeschabt hin und wieder!“

„Abgeschabt? Das winzige Fleckchen da — das kommt von meinem Barte. Oder soll ich diesen Goldlack mir verhunzen lassen von dem Wagenschmier, den sie jetzt Lack nennen? — Seht einmal den Boden — welch ein Hölzchen! Die Maser — wie geflammt! Die Eßlöcher — welcher Schwung, welch ein Verhältniß gegen einander! Klapstein, wenn Ihr nur ein Atom von Eßlöchern versteht, so bewundert diese! — Die Schnecke — welche schöne, edle Form! Die Schnecke allein ist zehn Dukaten unter Brüdern werth.“

Klapstein nahm die Geige, deren Besitz er so sehnlich, aber auch wohlfeil wünschte, in die Hand, betrachtete sie wägend und mit prüfendem Blick, und sagte dann ruhig: „Sie hat einen Riß unter dem Stege.“

„Aber Kindchen! erwiederte Grinsel, der mit langgezognem, rechthaberischem Gesicht und halböffnem Munde bisher den Bewegungen des Violoncellisten gefolgt war, — Klapstein, wo findet Ihr eine gute italienische Geige, die nicht unter dem Stege lädirt wäre? Und der Riß geht nicht einmal durch.“

Klapstein wog nochmals die Geige bedächtig und gab sie dann zurück mit den Worten: „Ich glaube doch, sie ist ausgeschachtelt.“

„Euer Violoncell ist eine alte Schachtel! polterte Grinsel heraus. Diese Geige ist noch, wie sie aus den Händen des Meisters hervorgegangen. Habt Ihr denn kein Gefühl in den Fäusten? Probt doch einmal vernünftig, wie viel sie wiegt, wie stark sie von Holz ist — überhaupt, wie gut erhalten! das ist ein echter Großpatron des Patrons aller Geigenfabrikanten, des trefflichen jüngeren Stradivari, oder ich bin ein Tambour! Es steht ja auch drin.“

„Auf den Namen d'rinnen, warf der Cellist ein, auf den Namen geb' ich nichts; man kann, wie moderne Statuen künstlich zu antiken umgeschmaucht werden, eben aus der Presse kommende Cremonazettel bald zu alten einräuchern. Ich kenne das! — In dessen, liebstes Männchen, wollen wir uns darüber nicht weiter zanken. Der Ton, Freundchen, der Ton ist die Hauptsache.“

Er nahm Bogen und Geige, gab einige Töne mit langem Zuge an, und Grinsel rannte in die fernste Ecke des Zimmers und horchte mit behaglichem Entzücken hinüber. Da legte Klapstein, das Spiel kurz abbrechend, das Instrument wieder in den Kasten und sagte gleichgültig: „Sie klingt doch zu scharf, zu spiz und wirft nicht. Ein alter Stradivari mag's vielleicht sein.“

„Es ist doch mit Euch nicht auszuhalten, entgegenete Grinsel nach dem Kasten springend. Seid Ihr ein Christ oder ein Heide? — Ob sie wirft? Wie eine Kanone, Klapstein, wirft sie! Und grade das

schneidende, Krystallartige des Tons, ist Eigenthümlichkeit des ächten Stradivari.“ Er nahm das Instrument, Klapstein reichte den Bogen hin, und mit der graziösesten Armbewegung glitt der Bogen über die Saiten. „Wie sammtig, wie fest, wie brillant!“ sprach er dazwischen mit immer feuriger lodernden Augen, und fuhr dann fort: „Die Töne kommen so bestimmt heraus, als würden sie gehämmert. Und wie das fernt! Stellt Euch dorthin, Klapstein — der ganze Concertsaal war heut Abend voll Ton — der Fürst war fast nicht bei sich, und nannte die Geige des windigen Franzosen eine lahme Maultrommel.“

Der schlaue Klapstein hatte gegen sein inneres Entzücken, welches jeden Augenblick hervorbrechen wollte, einen wahrhaft schweren Kampf zu bestehen. Er kannte die Geige schon lange: wie oft hatte er sie gehört — aber stets wurde sein Verlangen nach ihrem Besitze noch gesteigert, denn jedes Mal lernte er eine neue vorzügliche Eigenschaft derselben kennen, und er würde, wenn sein Vermögen eben so weit gereicht hätte, wie seine Wünsche, jeden hohen Preis nicht geachtet haben, ihren Besiz zu erlangen. In der Junggesellenlangeweile, die sein Hund so wenig, als ein Detailhandel mit römischen Saiten, Sourdinen, Geigenharz, Tactmessern, aber auch mit Instrumenten aller Art, auszufüllen vermochte, war ihm der Einfall gekommen, er sei für das Violoncell nicht geboren; seine Bestimmung sei verfehlt, wenn er nicht trachte, zu möglichster Virtuosität auf der Geige zu gelangen.



Wiewohl es nun damit eben nicht von statten gehen wollte, so schob er die Schuld doch nur auf das Instrument, kaufte stets andre Geigen und verhandelte sie dann wieder an mittelmäßige, aber bemittelte Dilettanten mit bedeutendem Vortheil. So krankte Klapstein beständig zwischen Schachergeist und geheimer Künstlerssehnsucht, die er allein durch Grinsels Geige zu stillen glaubte. Nicht ohne Mühe gelang ihm jetzt daher der Einwand: „Die Geige ist nicht gleich — die Quinte ist hell und schön, aber der Baß dumpf.“

Grinsel zog ein langes Gesicht und ließ den Arm mit dem Bogen sinken. „Der Baß? hub er an — ganz recht! es ist zufällig eine schlechte & Seite darauf, schon ein ganzes Jahr, — das Unthier rasselt.“ „Noch Einmal!“ bat Klapstein, nahm dem Alten das Instrument aus der Hand, spielte die ganze Tonleiter bedächtig prüfend durch, und sagte dann, die Geige in den Kasten legend: „Einige Töne geben doch nicht recht her.“

„Dummer Schnack!“ rief Grinsel und verschloß eilig den Kasten. „Ihr seid, fuhr er, halb für sich brummend fort, Ihr seid nicht werth, dieses Instrument, eines Apollo würdig, länger nur anzusehn. Ihr kennt nichts anders, als eine deutsche Bierfiedel, darauf mögt Ihr geigen! Und überhaupt — Schuster bleib bei deinem Leisten: tractirt Euer Violoncell! Ich begreife gar nicht, warum ich mich in die ganze Geschichte nur eingelassen habe, denn — wer die Geige kauft, muß auch bekanntlich meine Tochter heirathen, oder ich nehme sie mit ins Grab, denn nur

unter dieser einzigen Bedingung kommt sie in fremde Fäuste.“ Er wollte gehn, aber Klapstein, durch diese letzten Worte heftig erschreckt, rief ihn nach kurzem innern Kampfe zurück. „Hört Väterchen! sprach er, das Heirathen ist zwar durchaus gegen meine Grundsätze, ich bin von meiner Kindheit an immer allein gewesen, habe stets das Violoncell zwischen den Knien gehabt und kann daher nicht gut rasch aufstehn, wie's von einem Liebhaber gefordert wird. Und dann die Mädchen, und gar die Weiber! Sie können nur halb zur Menschheit gerechnet werden, denn sie plaudern und krazeln und zwitschern während der göttlichsten Musik eben am tollsten. Dennoch —“

„In des Henkers Namen! fiel Grinsel ein, was soll mir das Geträtsch? Wer zwingt Euch denn? Ich könnte schon zu Hause sitzen und dem Master Bywater das Rondeau brillant einpauken, was der Stockfisch von Angelfachse noch immer nicht begreifen kann. Spielt Euer Cello fort bis an Euer seliges Ende, ich behalte Geige und Kind und damit Gott befohlen!“ Er wandte sich wieder nach der Thür, da sprang der Cellist hinter ihm drein, zog ihn am Arm zurück und rief, „Grinselmännchen laßt mich doch ausreden! Seht — Eure hebräischen Leiden gehn mir ja so zu Herzen, wie man's von einem Christen und Kollegen nur immer verlangen kann. Darum, ungeachtet meiner gewichtigen Gesengründe, trotz meiner 45 Jahre soll mir's einmal nicht drauf ankommen, Eure Tochter in den Kauf zu nehmen, wenn Ihr für die Geige mit 40 Louisd'or zufrieden seid.“

„Topp! rief Grinsel und schlug in die dargebotne Hand, daß Klapstein, fast erschrocken über diese schnelle Bereitwilligkeit, gern seine Hand zurückgezogen hätte, denn er fürchtete nun, übervorthelt zu sein und betrachtete seine gemächliche Hagestolzenwirthschaft schon mit einer Art von Wehmuth wie in weite Ferne gerückt. Grinsel dagegen war so seelenvergnügt, die Tochter versorgt zu sehn, und seinen Gläubigern etwas dreister unter die Augen treten zu können, daß Friedrich noch eine Flasche Barsac und zwei Gläser bringen mußte und mit Klapstein anklingend begann er: „Nun, Schwiegersöhnchen, wegen der Geige hätten wir schon den nöthigen Worten den Hals gebrochen. Nur die eine Bedingung muß ich machen, daß, wenn Ihr auch das Geld auf der Stelle zahlt, die Geige doch bis zur Copulation in meinen Händen bleibt. Dagegen versprech' ich, sie Euch prompt zu übergeben, sowie der Pastor sein Amen ausgesprochen hat. Aber mein Mosettchen — ei Junge, das ist ein Goldkind! Und so ehrbar — den Laffen von Engländer, den sie doch stets bei der Hand hat, der manchmal sogar Anstalten macht zu vergessen, daß ihm, als meinem Schüler, Subordination und ein stilles Wesen wohl ansteht, — denke Dir, Klapstein, den langen Porter Gott mit dem Theegesicht hat sie noch mit keinem Auge angesehen, denn sie hält auf sich und vergißt niemals, daß sie die Tochter des Hochfürstlichen Kammermusikus Grinsel ist. Ja — und was ich eigentlich sagen wollte — das Mädchen ist gewissermaßen hübsch, spricht französisch und englisch

wie Wasser, und ihr Gefühl — o ihre ganze Seele ist ein Adagio von Mozart. Euren Hund da, Schwiegersohn, wird sie in den ersten acht Tagen lieben wie ein Kind, geschweige Euch, und wenn es mir, dem Vater, anstände, würd' ich sie loben, aber erkundigt Euch, wo Ihr wollt."

Er hatte während dieser Rede fleißig eingeschenkt und gar nicht darauf geachtet, daß der Bräutigam so gut wie nichts erwiderte, vielmehr immer verlegener zu werden schien. Nur die Erwähnung des Hundes, eines höchst widrigen Rattenfängers, heiterte den furchtsamen Junggesellen wieder etwas auf: er streichelte freundlich das rauche Thier, und weil er doch irgend etwas sagen mußte, was zur Sache gehörte, so fragte er: „Wann könnte denn die — Geige mein werden?“ „Die Hochzeit, entgegnete Grinsel in fröhlicher Eilfertigkeit, die Hochzeit, Herzenssohn, ist doch erst in sechs Wochen auszurichten. In vierzehn Tagen ist das Quartal um, da haben wir den Gehalt; Master Bywater zahlt seine Pension; wir haben Geld vollauf und können dann selbst den Teufel nach unserer Pfeife tanzen lassen. Doch, nun muß ich wahrhaftig aufbrechen! Der Master wird schon ungeduldig am Pulte mich erwarten, also nur noch kurz und bündig mit dem letzten Glase ein lustiges Hoch! der Geige wie der Braut. Das liebe Kind wird ordentlich erschrecken vor Freuden, wenn ich mit der gloriosen Nachricht in die Thür trete.“ Er stieß mit dem ängstlichen Violoncellisten an, nahm Hut und Geigenkasten und mit einem

eiligen „Gute Nacht, gute Nacht, Schwiegerföhnchen!“ war er zur Thür hinaus, und ließ Klapstein in der seltsamsten-Verlegenheit sitzen.

Lange Zeit starrte dieser stumm und gedankenlos vor sich hin, die Beine weit ausgestreckt, die Stuhllehne mit dem Rücken gegen die Wand gestemmt, die Arme untergeschlagen. Endlich ließ er den Stuhl auf die Vorderbeine, und diese auf die Vorderbeine des aufheulenden Rattenfängers sinken, hielt die leere Flasche gegen das Licht und brummte: „Dummes Zeug!“ Nun stand er auf und schrie, als ob das Haus brenne: „Dietrich!“ Zugleich trat er an das von dem Laden schon geschlossene Fenster, und meinte hinaus zu sehn. Dietrich war eiligst herbeigesprungen und in seiner Bewunderung, den Schreier stumm und gefahrlos am Fenster zu sehn, in der Thür stehn geblieben, ohne einen Laut von sich zu geben. Weil aber Klapstein sich durchaus nicht rührte, so meinte Dietrich, es könne ihm doch wohl ein Unglück zugestoßen sein, man habe Beispiele, daß Jemand versteinert sei. Um sich daher zu überzeugen, fragte er leise: „Was befehlen Sie?“ Keine Antwort. Er trat einen Schritt näher und sagte einen halben Ton lauter: „Sie haben gerufen, Herr Klapstein!“ Dieser rührte sich nicht, und wie ein Blitz war Dietrich zur Thür hinaus, seinen Prinzipal zu rufen.

Als Herr Günther in die Weinstube trat, fand er den Cellisten noch eben so unbeweglich am Fenster, wie ihn Dietrich verlassen hatte. „Sind Sie unwohl, Herr Klapstein?“ fragte er; dieser drehete sich um und er-

wiederte ruhig: „Nicht im Geringsten, sondern nur toll. Hat Dietrich den Barsac schon gebracht?“  
 „Nein.“ „Aber mein Gott! zehnmal hab' ich ja dem Schlingel gerufen und Barsac gefordert. Ist er denn taub geworden?“

„Sie haben vielleicht, entgegnete Herr Günther, nach der Anstrengung des ersten Rufes für Ihre Wünsche keinen Ton mehr finden können, wenigstens sind Sie beträchtlich stumm gewesen. Dietrich! eine Flasche Barsac für Herrn Klapstein, und künftig höre besser.“

Der Cellist setzte sich, schenkte zwei Gläser ein, nöthigte Herrn Günther zum Sitzen und sprach, mit diesem anklingend: „Sie thun mir wohl den Gefallen, Güntherchen, und trinken auf mein Wohlsein. Ich sehe mich nämlich genöthigt zu heirathen und bin daher natürlich sehr mißvergnügt. Aber ich will mich lieber mit der miserabelsten Quintsaiten stranguliren — stellen Sie sich vor, Herr Günther, wie man ein Esel sein kann, wenn man glaubt, im Fuchspelze zu stecken bis über die Ohren.“ Er erzählte nun dem aufhorchenden Gastwirth den Geigenhandel sammt der Verlobung mit Mofette Grinsel, und fuhr dann fort: „Sehn Sie, Gastgeber, so kann's einem ehrlichen Menschen gehn, der Künstler und Enthusiast zugleich ist. Eigentlich empörte mich nur die ungeheure Barbarei, daß der Mensch dies Wunderinstrument mit ins Grab zu nehmen droht, wenn man das Mädchen nicht dazu nehmen will. Was soll ich aber mit dem Weibe?“

Warum sollen mit der Geige meine felsenfesten Grundsätze vor die Hunde gehn? — Donner und das Wetter, ich thu's nicht — ich will's nicht! Es wird doch irgend einen Rechtsverdreher in der Stadt geben, der mir die Geige an den Hals processirt ohne das Weib! Denn die Geige muß ich haben und sollt' ich sie vom Galgen holen — denkt an mich, Günther! — Ich Schafskopf! Ich Stiefelgehirn! Ich personificirter Nasenstüber für meine eigne Dummheit! Ich heze dem Alten alle Juden der Stadt auf den Hals — er soll zu Kreuze kriechen — er soll mir die Geige für ein Lumpengeld auf den Knien überreichen — er soll —"

Klapstein hatte die Flasche ergriffen, den Arm hoch erhoben und schlug nun mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß das Gefäß und mehrere Gläser zertrümmert wurden; darauf sprang er wie unsinnig nach seinem Hute und rannte mit entsetzlichem Gelächter davon.

---

Der Cellist hatte ganz richtig geschlossen. Als Mandelschaf in die Brusttasche griff, suchte er wirklich nach einem heute gebornen Gedichte, welches der Frau des alten Grinsel vorgelesen werden sollte. Der gute Fagottist hatte sich in den Schriften und Gedichten von Börne, Heine und Anderen, die als Aggregate des zerstreuten Volkes angesprochen wurden, so verlesen, daß er, seine in romantisches Dämmerlicht sich verlierende Herkunft gehörig in Anschlag bringend, nach und nach zu der seltsamen Ueberzeugung kam,

eigentlich sei er ein Jude und nur durch Zufall oder ein wunderbares Verhängniß ans Baptisterium gerathen. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als sich in die schöne Christin und Choristin Maria Moorzahn zu verliehen, und als diese an den Folgen einer überflüssigen Cadenz verstorben war, sich einem ungeheuren Schmerze zu ergeben. Einen solchen Schmerz aber, soll er nicht in gänzliche Zerrissenheit ausarten, kann der Mensch nicht unbenutzt in seiner Brust umherwühlen lassen, daher suchte Mandelschaf ihn durch Lieder und Romanzen zur Tronie des allgemeinen Welt Schmerzes und Scherzes zu potenziren, und das gelang ihm bald so trefflich, daß der gute Mensch täglich dergleichen zu schreiben vermochte, da sie in Form und Wesen sämmtlich über einen Leisten geschlagen wurden. Bei dieser regelmäßigen Lebensweise befand er sich um so herrlicher, als er in der Frau des alten Grinsel eine theilnehmende, mitfühlende Freundin gefunden hatte.

Dies edle weibliche Gemüth hatte der Leiden viel, und bedurfte des Trostes wahrlich in ihrer Verlassenheit. Grinsel war immer unendlich eilig: Morgens gab es Oper- und Concertproben, oder Dilettantenquartette. Aber zu solchen Arbeiten muß der Mensch sich doch gehörig sammeln, und das war in der Stille des Hauses nicht zu erlangen, vielmehr konnte die wahre künstlerische Ruhe leicht und sicher im Geräusch des Gasthofes zum Hahn im Korbe gewonnen werden. Nachmittags mußte man sich von der Morgenanstren-



gung wieder erholen: Grinzel warf daher Mittags nur schnell einige Bissen in den Mund und wanderte dann nach der Regelbahn zur blauen Schnecke vor dem Kälberthore. Abends gab es wieder vollauf zu thun, und es blieb endlich kaum so viel Zeit übrig, beim Hahn im Korbe ein Beefsteak und eine halbe Barsac zu verzehren, weil Master Bywater schon wieder auf den Lehrer wartete. Nebenher verband Grinzel mit diesen ewigen Leibesabwesenheiten noch den unschuldigen Zweck, den einem Künstler höchst widerwärtigen und der Ausübung seiner Kunst sehr gefährlichen Anblick der Gläubiger zu vermeiden. Natürlich fielen diese geschwornen Feinde des Seelenfriedens und der häuslichen Glückseligkeit, der Frau zur Last, und so waren denn auch heute Hebräer, Schuhmacher, Schneider, Laden- und Steuersdiener von ihr aus dem Felde zu schlagen gewesen.

Nun saß denn endlich am Abend Frau Rose, verbrießlich den Kopf auf die Hand gestützt, in dem einsamen Zimmer und dachte mancherlei. Sie war die Tochter eines Cantors, hatte Französisch gelernt, sang, und verstand sich auf das Fortepiano. Dieser Verein von Kenntnissen hatte sie zur Erzieherin und fähig gemacht, den Kindern eines Kammerherrn, welche nichts lernen sollten, nichts zu lehren, als den ersten Theil des Sehnsuchts- oder Trauerwalzers, eine Cavatine von Rossini und anderthalb Seiten in der Durica. Daneben hatte sie der Kammerherrin während der Morgenbesuchspausen ein Kapitel aus den Stunden der Andacht, und Abends eine Erzählung von Claren vorge-

lesen. Sie war also ein sehr gebildetes Frauenzimmer, und wußte das zu schätzen. Aber während ihres irdischen Daseins waren schon dreißig Kalender zu Makulatur geworden, ohne daß ihre Bildung, ihre schwarze leuchtenden Augen, ein kleiner Fuß und zwei wunderschöne Händchen ihr etwas anderes, als wenige scheue Bärtlichkeitsuranfänge des philosophirenden theologischen Hauslehrers zugezogen hätten. Der Mensch kannte die ganze Welt so genau, wie seine Nachtmüße, vielleicht noch besser; er war der raffinirteste Kaffee-Focher und sein Scharfblick hatte die Gouvernante durch und durch geschaut; er wußte auf ein Haar vorher, was sie antworten werde, wenn er ihr von seiner Liebe sagen wollte, nur sagte der Mann eben deshalb nichts und sie fand das ennuyant. Da kam ihr denn der Kammermusikus und Wittwer Grinsel außerordentlich gelegen mit seinem feierlichen Antrage. Sie heirathete ihn, um endlich auch einmal Frau zu werden: aber seine Nomadenwirthschaft, sein Alter, seine Schulden, sein herrisches Betragen mußten ein Frauenzimmer von Rose's Bildung, von Rose's zartem Gefühl bald mit Schmerz und Abneigung erfüllen. Sie ergab sich wieder ihren romantischen Jugendträumen voll Sehnsucht und Ferne und Wehmuth, und bei dieser aus Erdennoth emporgeschossenen Himmelseligkeit fand sie in der zarten Freundschaft des Fagottisten eine Stütze, die ihr unendlich theuer war.

Es ist erklärlich und natürlich, daß sie die Verse von der todten Maria, welche Mandelschaf ihr jedes-

mal richtig nach der Geburt überreichte, nur allegorisch auf sich selber beziehen konnte. Das that sie denn auch, und dachte dabei eben jetzt an Vieles: an Trost und Ersatz für den unglücklichen Freund, an unvermuthete Sterbefälle, verlassnen Wittwenstand, hausfreundliches Mitgefühl und Hochzeit, und eben jetzt trat Mandelschaf herein.

Sanft erröthend, aus zierlicher Verwirrung hervorlächelnd, ging ihm Rose entgegen und lispelte: „Wie so spät?“ „Spät?“ fragte Mandelschaf zurück, nach der Uhr sehend. „Wahrlich, schon zehn Uhr! So geht das Leben mit seinen Erbärmlichkeiten und Dornen an uns vorüber, und nichts genossen haben wir vom Leben. Wer es zuerst wohl einen Traum genannt haben mag? Das furchtbarste Wachen ist das Dasein und dabei — so lächerlich.“

„Sie sind, entgegnete Rose, lieber Mandelschaf, Sie sind wieder in einer gefährlichen Stimmung, und richten sich gewiß einmal damit zu Grunde. Warum sollen wir uns den Kopf darüber zerbrechen, ob wir wachen, ob wir träumen? Wenn es uns wohlgeht, lassen Sie uns wachen, und schwingt das Schicksal seine grauen Flügel verdüsternd über unsrem Haupte, so wollen wir schlafen und in einen glücklichern Zustand uns hinüberträumen. Ach, muß ich denn nicht immer und immer träumen zwischen der lieblichen Vergangenheit und einer Zukunft, die — so nahe sein könnte? Und glauben Sie mir, werther Freund, ich träume nicht auf weichem Lager!“

„Weib! fuhr Mandelschaf pathetisch auf, Weib, was ist Dir noch alles geblieben? Du hast eine Vergangenheit, eine Zukunft, die Deine Phantasie oder Dein Leichtsinn wie mächtige Zauberer herbeschwört in den Kreis der dunklen Gegenwart, daß dies Unding Dir gar nicht einmal existirt. Aber ich — ? o liebe Freundin! ich habe so viel eben heute gelitten, wie ein Jahrhundert voll brüllender Kanonen, und nur schwer gelang es mir, den entsetzlichen Zustand endlich in ein Bild zu fassen, welches ich Ihnen ans Herz legen möchte.“

Er griff in die Brusttasche und entfaltete vor der Freundin, deren Individualität freilich eine ganz andre Wendung des Gesprächs erhofft hatte, ein Papier, welches überall mit Versen beschrieben war, und sie mußte sich schon bequemen, eine theilnehmende Zuhörerin abzugeben, denn sie ließ sich doch gern etwas ans Herz legen. Der Fagottist aber las das Gedicht, betitelt:

### Die Kegelbahn.

Still wandert' ich durch Gassen, eng und schmutzig,  
 Dem Thore zu, dem steingewölbten Rachen,  
 Gierig verschlingend in den Ziegelwanst  
 Des ganzen Landes Frühling, Sommer, Herbst.  
 Und droben sitzt im Actenschweren Herzen,  
 Genannt das Rathhaus, stolz der Bürgermeister  
 Am Dintensaß und läßt es gehn, wie's geht.  
 Ich aber wollte kegeln, kegeln, kegeln,  
 Und wanderte der blauen Schnecke zu. —  
 Und wenn auch heut nur dreimal alle Neun,

So dacht' ich fürderschreitend, deinem Wurf  
 Gefallen sind, so hast du freie Zede,  
 Hast dein Plaisir und nöthige Bewegung. —  
 O all ihr Himmlischen! warum vergönnt  
 Ihr nicht einmal so unschuldvollen Traum  
 Dem kultvirten Menschen? Und unschuld'ger  
 Ist doch auf Erden nichts, als das Bestreben  
 Neun Klöße mit dem zehnten hinzustrecken,  
 Auf daß es wohl uns geh, und wir noch lange  
 Hienieden uns des schönen Daseins freun!  
 Warum versucht ihr nur das arme Ding,  
 Von den Gelehrten Phantasie genannt,  
 Zu Sprüngen, die Gebildeten nicht ziemen,  
 Denn Phantasie ist ihnen unanständig.  
 Warum — o sprecht, ihr Himmlischen — warum  
 Verwandelt ihr vor offenen Augen denn,  
 Am hellen Tage, plötzlich jene Kneipe  
 Zur blauen Schnecke, sammt der Regalbahn,  
 Die eben noch, mein einz'ger Trost, mir lachte,  
 In einen Strahlenthron und weiten Saal? —  
 Es ruht der goldne Thron auf Drachensfüßen  
 Und droben sitzt ein leuchtend Frauenbild.  
 Sie lächelt sanft voll Huld auf mich hernieder,  
 Sie winkt mir, als ich, schier vom Glanz der Schönheit  
 Verwirrt, geblendet, schon die Kniee beugte,  
 Und scheuen Muths betret' ich nun die Stufen. —  
 Wie lange, lispelt sie mit Flötenton,  
 Wie lange doch entbehren und ersehnen  
 Mußt' ich, o Liebling, deine holde Nähe!  
 Zurück, ach! wandte sich dein Auge sonst,  
 Zurück in jenes Thal der Nacht, des Todes,  
 Wo nur ein Dämmerlicht vom Sarg Maria's  
 Scheu durch die grause Finsterniß hinzittert,  
 Und wo kein andrer Laut, als dein Gesang  
 Wie Tantalusgestön die Luft bewegt.



Und wandte sich die grambeladne Stirn,  
Hast du sie nimmer doch zu mir gekehrt!  
Der qualverwirrte Blick, er schweifte stets  
In weite Fernen aus, das Leben suchend,  
Die Psyche für Maria's Marmorleib.

Doch endlich — ach, du Süßer! endlich, endlich  
Erkennst du, daß Vergangenheit und Zukunft  
Nur Dornen sind im Rosenkranz des Daseins,  
Nur trüber Bodensaß im Festpokal

Der Luft, o Freund, krebznt von meinen Lippen!

D sieh mich an, und wage dann — Verschmähn! —

Verschmähn? rief ich herauscht, verschmähen dich,

Du holde Gegenwart! D laß umschließen

Mit meiner ganzen Seele Jugendkraft

Den wundersel'gen Leib zum ew'gen Kuß! —

Schon ausgebreitet waren meine Arme,

Da sprach sie: Ei, Herr Mandelschaf, sind Sie

Berrückt geworden? — Und die alte Katharine greinte mich an

aus der Bodenluke; ich stand auf der Hühnerleiter, und unten

warf eben Grinsel alle Neun —

„Das war in Richtigkeit! polterte Grinsel zur  
Thür hinein. Mein Mädchen versorgt, die Geige ver-  
kauft. Wo steckt sie denn? Ach, sieh da, Mandel-  
schaf! Ich denke, Sie gehn, nun ich gekommen bin,  
es ist schon spät. Gute Nacht, Wertheater!“

Mandelschaf ließ sein Gedicht in Rose's Händen,  
die er bedeutsam drückte, und fand es angemessen, sich  
zu empfehlen. „Hat der Narr, fragte Grinsel, mit  
unendlicher Geschäftigkeit umherrennend, hat der Narr  
schon wieder Papier verborben? Daß so ein Lump  
solche Malice auf Lumpen hat. Aber wo steckt sie  
denn?“

„Die Geige?“ fragte Rose. „Dummer Schnack! erwiederte Grinsel. Wo die Geige steckt, weiß ich stets, und läg' ich mit Noah auf dem Vorplatze in seliger Brüderumarmung. Aber mein Mädchen — kurz wo ist Mofette?“ „Sie wird ja wohl,“ antwortete Rose gleichgültig, auf ihrer Kammer beim Stickrahmen sitzen.“ Grinsel rief zur Thür hinaus: „Mofette!“ aber nur sein schallender Ruf kam aus dem dunkeln Hause zurück. Er ging auf den Vorplatz und rief abermals: „Mofette!“ Alles still. Er stieg die Treppe hinauf, öffnete die Kammerthür und drinnen brannte wirklich ein Licht neben dem Stickrahmen, nur Mofette saß nicht dahinter. „Verdammte Verschwendung! sprach Grinsel. Den Concertlichtresten haben die traurigen Zeitläufte längst ein trauriges Ende gemacht — daran aber denkt solch junges Volk nicht.“ Er trat ans Fenster, da schien's ihm, als bewege sich etwas neben der Jasminhecke im Garten. Deutlich erkennen ließ sich nichts, aber ein Busch war's nicht, was sich da bewegte und Mofette war nicht in der Kammer! Grinsel wollte zum Fenster hinausrufen, da glaubte er zwei Gestalten unterscheiden zu können. „Das war der Teufel!“ rief er, trat hastig zurück, verließ eben so hastig die Kammer und stieg noch eine Treppe höher, wo sein Schüler Bywater ein Erkerstübchen bewohnte.

„Master Bywater, sind Sie drinnen?“ rief Grinsel zur Thür hinein, aber auch hier war kein Mensch, vielweniger ein Master zu finden, obgleich auch hier ein

Licht neben dem Notenpulte brannte. Der Kammermusikus warf einen Blick in das aufgeschlagene Rondeau brillant, nahm die Geige, und — "der Porterwanst hat wahrhaftig Ohren wie ein Maulwurf!" schalt Grinsel, drehete mit verzognem Mundwinkel an den knarrenden Wirbeln, schwang die Geige unter's Kinn, ergriff den Bogen und versuchte die Stimmung. Er blickte nochmals in das Heft, begann das Rondeau brillant und spielte immer weiter. Die Augen leuchteten, der Kopf wiegte sich dann und wann hinüber, ein eigenthümliches Lächeln schlich durch alle Falten des gelben, hartausgeprägten Gesichtes, so daß Nase und Kinn sich gegen einander neigten, als sollten sie eine Nuß aufknacken. Da mußte ihm eben auf dem Culminationspunkte der Begeisterung die Quinte mit jenem bekannten Tone springen, der jedem Musiker ein Entsetzen durch alle Glieder schüttet, und auch Grinsel sprang drei Schritte vom Pulte zurück. Unbeweglich stand er da, starrte nach dem Rondeau brillant, als könne er nicht begreifen, warum nun kein Ton desselben mehr aufklinge. Dann aber fuhr er plötzlich aus seiner Betäubung empor, warf Instrument und Bogen auf den Stuhl und rief: „Zum Henker! was steh ich denn hier, und geige auf der niederträchtigen Heschel und reiße Quinten? Man hat Beispiele, daß während der grandiossten Kirchenmusik Leute verliebt geworden sind, von denen so etwas gar nicht verlangt wurde, und — Mofette ist wahrhaftig im Garten.“



Er stieg hinunter, wirbelte mit seinen Spinnenbeinen durch den Garten, und erschrak selber vor der Richtigkeit seiner Vermuthung. Da saß der großbritannische Master Bymater von überwölbendem Jasmin halb versteckt; auf seinen Knien, an seiner Brust, in seinen Armen Mofette, die achtzehnjährige Tochter des Kammermusikus Grinsel, eines Mannes, der vor einer Stunde noch mit der reinsten Ueberzeugung ihre Tugend und Sittsamkeit dem Cellisten und Bräutigam Klapstein anpreisen konnte — da saßen sie, und Grinsel hätte verzweifeln mögen, daß das Volk in seiner Glückseligkeit blind und taub war, sich nichts auf der weiten Gotteswelt träumen ließ, als unendliche Liebe, nichts von der Geige, von Klapstein, Hochzeit und abzutragenden Schulden.

„Master! schrie er den liebenden Schüler an, Master Bymater, Sie schlafen diese Nacht zum letzten Mal unter meinem Dache. — Mofette, scher' Dich auf Deine Kammer, abgeschmacktes Geschöpf!“ Er ergriff Mofette's Arm und zerrte die Sträubende unsanft mit sich fort, während der Schüler sich vergebens bemühte, den zornigen Alten zu besänftigen und Mofette von ihm loszumachen. „Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Grinsel, sprach er. Ich habe ja die redlichsten Absichten, und eben besprachen wir uns, ob ich wohl morgen schon bei Ihnen um Mofette's Hand bitten dürfte.“ „Naseweis! entgegnete Grinsel, wie kann sich ein Schüler dergleichen Verwegenheiten erlauben? Und glauben Sie denn, daß die deutschen Mäd-

chen Ruhe sind, wie Ihre englischen Weiber? Sie haben wohl schon den Strick in der Tasche, woran Sie mein einziges Kind zu Markte führen und für drei Schillinge ausbieten wollen! Nichts da! Morgen mit Sonnenaufgang räumen Sie mein Haus — verstanden?“

Während dieses Gezänkes waren sie vor Mosette's Kammer gekommen: der Alte schob die Schluchzende hinein, verschloß die Thür, ließ den Schüler im Finstern stehen, und eilte nach seiner Frau hinunter, die ruhig hinter dem Lichte saß und mit tiefer Rührung aus Mandelschafs Regelpahn die schönen Stellen recitirte.

„Das sind mir Streiche! rief der eifernde Kammermusikus. Mir schwante gleich nichts Gutes, als mich der maliciöse Jude da auf der Gasse anlief. Und da sitzt das Weib, und liest getaufte Judenverse, statt über der Ehre und Reputation meines Hauses zu wachen. Sie spielt am Ende mit Bywater unter einer Decke — o heilloser Unglückstag! Schweig', sag' ich! Für den Waternamen geb' ich nun keine taube Ruß!“

„Was ist denn geschehen?“ hatte Rose schon mehrere Male zu fragen angefangen. „Geschehn? erwiederte der rothglühende Grinsel — geschehn! Stellt sich die Person nicht, wie aus den Wolken gefallen! Man sollte sich krumm wundern über ihre Verwunderung. — Aber es ist nun Alles einerlei: meine Geige mag von den Fäusten eines betrunkenen Dorfmusikanten zerrumpelt werden — wie ich mit Klapstein zurecht kommen

soll, ist gewiß dem Schicksal selber unbegreiflich — die Juden bringen mich an den Bettelstab, oder gar in meinen besten Jahren schon ins Grab — Mofette läuft mit einem Landstreicher in die Welt, mein Weib mit Mandelschaf, und dann hat die Lumpenherrlichkeit ein Ende.“

Bisher war es der guten Rose durchaus unmöglich gewesen, aus Grinse's zornschäumendem Redeflusse mit etwas mehrerem, als einigen tiefen Seufzern aufzutauschen. Jetzt aber war dem Alten wirklich der Athem vergangen, die Anstrengung bei so vielen schnell hinter einander ihn getroffenen Widerwärtigkeiten warf ihn erschöpft in den Sessel, er schnappte nach Luft, und diesen Augenblick wußte Rose geschickt zu benutzen. „Das fehlt noch, hub sie an, durch nächtlichen Skandal die Nachbarn herbeizulocken! Aber mögen sie kommen, mögen sie heute schon erfahren, was ihnen doch keine vierzehn Tage mehr verborgen bleiben kann, und mein Unglück wird sie rühren, während sie Dich verdammen. Täglich, stündlich muß ich die Zudringlichkeit der Gläubiger bekämpfen, deren Forderungen sich aus einer Zeit herschreiben, wo ich noch in harmloser Unschuld die kindlich-süße Unschuld im Hause des Kammerherrn heranzubildete. Und kommt endlich Abends einmal auf einen flüchtigen Augenblick der edle Freund, dessen düstres Schicksal, dessen tiefes Gemüth jedes weibliche Herz mit Theilnahme, mit Wehmuth erfüllen müssen, da polterst Du drein mit Deinem Kauderwelsch von Klappstein und Geige, Juden und Mofette, daß ich Man-

delschafts Fassung wahrlich nicht genug bewundern kann. Aber gewiß verachtet er Dich zu sehr, um sich mit Dir gemein zu machen.“

„Alle Hagel! schrie der aufspringende Grinsel — gemein machen? Ich — Primgeiger in hochfürstlicher Capelle und dieser armselige Tiefstonvergnügungsknüppelboreas! Weib — aber es ist unter meiner Würde darauf etwas zu erwiedern; ich weiß doch, was zu thun ist.“ Er streckte sich, so lang er war, mit behaglichem Anstande auf das Kanapee und blickte voll stolzen Mitleidens nach der fortredenden Frau hinüber.

„Sieh' mal! der Bettelstolz kleidet doch außerordentlich schön. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend gekommen, und nicht alle Abende werd' ich mich so niederträchtig behandelt sehn. Und was geht mich der Bywater an? Hat sich Mosette mit dem tölpischen Briten in ein Liebesverständnis verwickelt, so ist sie Deine Tochter, nicht die meinige! Ich kenne die Pflichten der Stiefmutter zu gut, als daß ich zwischen dem Thun und Treiben des Mädchens herumklatschen sollte, um den Lärm im Hause noch größer zu machen, als er leider schon ist. Sieh Du zu, wie Du mit ihr zurecht kommst.“

„Das werd' ich! erwiederte der Kammermusikus. Das werd' ich — ja!“ Er erhob sich langsam und gemessen vom Kanapee, stellte sich mit untergeschlagenen Armen dicht vor seine Frau und fuhr mit bitterer Gelassenheit fort: „Rose, Du hast mir da Dinge in die Seele geschüttet, die ich sehr wohl verstanden habe, indessen

ist es Zeit, endlich das Bett zu suchen. Was nun mein Kind anbetrifft, so will ich Dich allen stiefmütterlichen Pflichten gegen Rosette schon morgen entbinden; der Master geht ohnehin. Sie aber soll, damit es ihr an der so nöthigen, und besonders vernünftigen Aufsicht und Leitung ferner nicht fehle, gleichfalls morgen zu ihrer Tante, der Putzmacherin Spitzkugel, meiner seligen Frau würdige Schwester in Wenselburg, und damit Punktum! Gute Nacht, Madam!"

Er drehete sich gravitatisch auf dem linken Absage herum, nahm ein Licht und ging in die Kammer, während Rose ihm schweigend nachsah. Und als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, senkte sie mit sanfter Schwärmerei die Augenlieder, und sprach aus Mandelschafs Regelbahn:

Wie lange noch entbehren und ersehnen  
 Muß ich, o Liebling, deine holde Nähe!

Der Kammermusikus hatte sich eingebildet, sein Schüler werde in furchtsamer Anerkennung des von zürnenden Vaterlippen gebieterisch ausgesprochenen Reisepasses sogleich auf das Erkerstübchen eilen, die schuldisige Pension bis heute Abend abzählen, etwa ein paar verzweifelnde Liebhaberworte zum Abschied dabei schreiben, und dann seine Habseligkeiten zusammenpacken, um schon bei Sonnenaufgang dem Schauplatz seines kurzen Freudenrausches mit widerstrebender Resigna-

tion den Rücken zu kehren. Aber der Kammermusikus hatte sich geirrt. Bywater stand fest vor Mosettens Kammerthür, aufmerksam nach dem Ende des ehelichen Gezänkes hinunterhorchend, während er zugleich die drinnen schluchzende und seufzende Mosette durch leises Klopfen und flüsternde Worte zu beruhigen suchte, um mit ihr, wenn Alles still im Hause geworden, noch ungestört Verabredungen für die nächste Zukunft zu treffen.

Der junge Richard Bywater war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Chelmsford in der Grafschaft Essex. Nach dem Tode des Vaters hatte der Vormund nichts angelegentlicher zu thun, als sich den wilden Tungen vom Halse zu schaffen, indem er ihn dem Vorsteher eines Instituts für Knaben zu weiterer Ausbildung für die Universität oder den Handelstand übergab. In diesem Institute hingen die trefflichsten Gesetze an jeder Thür, nur fanden die jungen Leute, daß das monarchische Princip hier wenigstens durchaus unpassend, und eine Constitution förderlicher sei, die, von und nach ihrem Sinn entworfen, Jedem verstatte, zu thun, was er wollte. Der Vorsteher liebte Ruhe und Sicherheit der Existenz, er ließ daher die jungen Constitutionellen nach Herzenslust schalten und walten, bezog seine Pensionsgelder und quittirte jedesmal richtig mit den vortheilhaftesten Zeugnissen, so daß die Eltern kaum den Tag erwarten konnten, welcher die Trefflichen der staunenden Welt zuführen sollte. Ungeachtet aller Tollheiten, welche die Knaben gemeinschaftlich ausführten, entwickelten sich doch in den Mei-

sten gewisse vorherrschende Neigungen, und eben Richard hegte eine solche Vorliebe für Musik, daß er selten eine Oper oder ein Concert in dem nahen London versäumte. Eben in jener Zeit erregte Riesewetter in England allgemeines Aufsehn und Richard wurde hingerissen von dem Spiel dieses deutschen Orpheus. Ungeachtet des häufig in leerem Dünkel schwelgenden Nationalstolzes mußte der junge Mensch nichts Besseres zu thun, als seinen englischen Lehrmeister fortwährend einen Pfuscher und Stümper zu schelten und endlich steif und fest zu behaupten, nur in Deutschland könne man Musik hören und lernen, und er glaubte dies um so sicherer, als überall von Deutschland, von deutscher Poesie, Kunst und wissenschaftlicher Gründlichkeit viel Redens und Ruhmens war. Nun trug es sich zu, daß die wüste Wirthschaft im Institute, welche den Vorsteher schon in manche stillbeseitigte Verlegenheiten geführt hatte, den Eltern nicht länger verborgen blieb: sie nahmen ihre Söhne zurück, die ganze Anstalt zerfiel und Richard, der noch zu jung für den Handel war, lag seinem Vormunde so lange mit Bitten und Bestürmungen zur Last, bis dieser zu einer Reise nach Deutschland, die ihn zugleich der Aufsicht und Zucht des Mündels entledigte, seine Einwilligung gab, indem er auch dachte, ein zwei- oder dreijähriger Aufenthalt im Auslande wirke ganz besonders vortheilhaft auf die Ausbildung des jungen Menschen, und das nichtsnutzige Musikwesen werde das Comtoir demnächst leicht und schnell aus dem Kopfe fegen, um reelleren Dingen das

Feld zu räumen. So war also Richard nach Deutschland gekommen und hatte in dem Kammermusikus Grinsel einen tüchtigen Lehrer, in Mosetten aber ein liebenswürdiges Mädchen gefunden.

Das gute Kind war wirklich recht unglücklich in diesem Hause der Unordnung und des unaufhörlichen Lagens und Polterns. Sie hatte sich daher schon längst für den größten Theil des Tages auf ihr einsames Kämmerchen hinter den Stictrahmen zurückgezogen, und fast ihre einzige Freude war dann und wann ein Blick von ihrer Arbeit in das kleine blühende Gärtchen hinunter, aus welchem ihr alle Blumen lebendig entgegenlachten und nickten, die droben ihre Nadel emsig mit nimmerwelkender Farbenpracht zu lieblichem Frauenschmuck fesselte. Sie war nicht traurig, sie war nur sanft und still, und mit Recht hatte der Vater gerühmt, daß ihre ganze Seele ein Adagio von Mozart sei. Manchmal aber schlich dennoch ein Seufzer durch diese stille Brust, und mußte sich auszittern und ausjubeln in einem der ewigen Lieder Uhlands. Diese wunderbaren Töne schlugen wie mit Geistergewalt an das Herz des Engländers, und festgebannt an der Schwelle der Kammerthür hielt er den Odem zurück, während die bebende Hand vergeblich nach dem Schlosse strebte. Noch hatte der junge Mann nicht gewagt, ihr ein Wörtchen mehr zu sagen, als was die Gewohnheit des Tages so mit sich brachte, wie oft es ihm auch schien, als blicke sie ihn freundlicher, ja vertraulicher an, wie die Andern. Die deutsche Sprache war ihm noch nicht geläufig ge-



nug für den unendlichen Jubel in seiner Brust; der Uebermuth im Institute hatte noch nichts über die Blüthe der jugendlichen Scheu vermocht, welche jeden unverdorbenen Jüngling zum Adonis macht; denn seine Leidenschaft für Musik war immer noch größer, als die Leidenschaftlichkeit der Jugendkraft. Nun aber war der Herbst gekommen, und als Richard eines Tages über den Markt ging, lachte ihm ein Korb voll Weintrauben so einladend entgegen, daß er dem Reiz der Neuheit eines solchen Anblicks sogleich einen Thaler opfern mußte, und den Korb nach seinem Erkerstübchen bringen ließ. Als er an Mosettens Thür vorübergehen wollte, wurde diese geöffnet, und das liebliche Mädchen entließ einen schönen braunlockigen Knaben mit so zärtlicher Freundlichkeit, daß der Engländer den Gruß vergaß und stumm und glühend da stand. Mosette nickte ihm lächelnd und verschwand wieder in ihre Kammer. Da kam ihm plötzlich ein schöner Gedanke! er nahm den Kleinen an die Hand und sagte: „Hör einmal, liebes Kind, ich will Dir etwas schenken, komm nur mit auf meine Stube.“

Hier zeigte er dem Knaben eine Traube und versprach sie ihm als Botenlohn, wenn er thun wolle, was ihm gesagt werde. Mit beiden Händen zugreifend rief das Kind: „Gieb nur her! ich will schon Alles thun.“ Nun wurden die vollsten und klarsten Trauben ausgesucht, auf einem Teller zierlich geordnet, und dieser dann in ein Tuch gesetzt, dessen vier Zipfel der Knabe vorsichtig aber fest in die Hand nehmen mußte.

Darauf drückte er auf die lächelnden Knabenlippen einen langen heißen Kuß und sprach: „Diesen Kuß und diese Trauben bringe hinunter nach der lieben Mofette und sage dabei: das schickt Dir der Engländer. Hörst Du? Aber den Kuß mußt Du ihr zuerst geben! Vergiß das nicht und dann kommst Du schnell wieder heraufgesprungen und holst Deinen Lohn.“

Der Knabe ging hinunter, und als er die Kammerthür öffnete, rief ihm Mofette sogleich entgegen: „Kommst Du schon wieder?“ „Ja, erwiederte der Kleine, ich soll Dir schöne Sachen bringen: komm nur einmal her und bücke Dich!“

Neugierig lächelnd neigte sich Mofette zu dem Knaben nieder, dieser schlang seinen Arm um ihren Nacken, drückte einen Kuß auf ihren Mund, sprang dann zurück, und setzte den Teller auf den Fußboden. „Das Alles, rief er lachend, schickt Dir der Engländer oben! Was soll ich ihm wieder bringen?“

Mofette vermochte kein Wort hervorzubringen.

Von heißer Blut plötzlich übergossen stand sie da, und konnte den Knaben nicht ansehen, während dieser seine großen Augen erwartungsvoll auf sie richtete, aber bald ernst und sogar ängstlich wurde, weil Mofette noch immer stumm blieb. Endlich faßte sie sich bei dem Gedanken, daß der Kuß wohl eine Zugabe des Kindes sei: zugleich fürchtete sie, diese Zugabe dem Kleinen wichtig zu machen, wenn sie weiter nachfrage, denn wie leicht konnte der Knabe gegen dritte Personen in seiner Unschuld plaudern! Sie trug daher dem Klei-

nen mit ernster ruhiger Stimme nur einen kurzen Dank für das Traubengeschenk auf, und entließ ihn, um einsam ihre Unruhe zu bekämpfen, ihren Zweifeln nachzuspinnen. Kam der K — sie erröthete wieder und konnte das Wort nicht ausdenken. Kam er wirklich von Richard, oder war's nur, wie schon oft, ein Ausdruck der Zärtlichkeit von dem mit zutraulicher Liebe an ihr hängenden Kinde? Und kam er nun von Richard — was sollte sie dann beginnen? Wie sich gegen ihn stellen? Es fiel ihrer Unschuld nicht ein, daß sie ganz unbefangen, als sei nichts geschehen, ihm gegenüber sich bewegen könne. Und zürnen? Warum denn zürnen? — Hätte sie sich sagen können, daß sie Richarden liebe, schon lange liebe, sie hätte sich geschämt, wieder vor ihm zu erscheinen, und vielleicht wäre das Traubengeschenk gar ein ewig scheidender Grenzstein geworden. Aber wiewohl sie das Wort *L i e b e* so gut kannte, wie die übrigen Menschen, so wenig wußte sie, daß dieses kleine Wörtchen eben ein Gefühl ausspreche, wie es ihre ganze Seele durchblühte, wenn sie den Namen Richard hörte, wenn sie den jungen Engländer sah, oder gar einige Worte mit ihm sprach. Sie hatte stets geglaubt, dieses Beklommensein müsse sie bei jedem Ausländer ergreifen, und sei in der Ungeläufigkeit begründet, welche sich überall hemmend in das Gespräch schiebe. Nun aber sollte sie sogleich erfahren, was ihr wunderbarer Zustand alles zu bedeuten habe, denn sie war noch lange nicht mit ihren Zweifeln zu Ende, als nach leisem

Anklopfen Richard halb dreist, halb verlegen, hereintrat. Es war ihm schwer auf's Herz gefallen, daß Mosette seine Kühnheit als eine Beleidigung betrachten müsse, gegen welche sie kaum andere Waffen in Händen hatte, als schmerzlich schweigende Duldung, und dieser Gedanke war dem Süngling, dem Liebenden, dem grad sinnigen Engländer so peinigend, daß er kam, ihre Verzeihung zu erbitten und Abschied zu nehmen, weil sein Anblick ihr kränkend sein müsse. Sie aber hatte nichts zu verzeihen, denn sie war nicht gekränkt, und Abschied? — Wenn ihr Vater erführe, warum Richard das Haus verlassen, so werde sie's entgelten müssen! äußerte sie mit unschuldiger Naivetät, und Richard blieb, denn was sollte er anfangen, entfernt von ihr?

Er blieb, und schon nach wenig Tagen scherzten sie über den gemeinschaftlich verzehrten Liebesbrief. Dann aber kamen ernstere Dinge zur Sprache: mit Mosettens Vater, der gestern erst dem Schüler seine Absichten mit Tochter und Geige hatte merken lassen, glaubte man leicht einig werden zu können, denn Richard war wohlhabend. Dagegen gab es mit dem Vormund in England noch Vieles zu beseitigen, und eben heute, und in derselben Stunde, wo Grinsel seine Tochter an Klapstein verhandelte, beriethen sie unten im Garten sehr ernsthaft alle Mittel und Wege zu ihrem einzigen Glück auf dieser Welt. Da zertrümmerte nun derjenige das ganze beinahe vollendete Glücksgebäude, von dem sie schon morgen ohne Schwie-

rigkeit die Erlaubniß zum Einzug erlangen wollten; und nun stand Richard vor der verschlossenen Kammerthür und drinnen schluchzte die Geliebte!

Unten im Hause war es endlich ganz still geworden, da flüsterte Richard durch das Schlüßelloch: „Liebe Mofette! beruhige Dich doch endlich, weine nicht mehr. Vater und Mutter sind zu Bett gegangen, nun wollen wir ruhig zusammen überlegen, was wir thun müssen, um den Vater von seinem Irrthum zu überzeugen. Gehen muß ich, und das will ich auch gern thun, damit der Zorn des Vaters schneller sich lege. Weit aber geh ich nicht: in der Vorstadt find' ich leicht ein Stübchen, und dann wollen wir schon Gelegenheit finden zusammen zu kommen, nicht wahr?“

Aber die Gefangene schwieg länger, als der ungeduldige Richard ertragen konnte. „Mofette! fragte er endlich, Mofette, warum giebst Du mir denn keine Antwort?“

Da weinte Mofette so laut, daß Richard ganz ängstlich wurde. Er versuchte die Thür zu öffnen, aber nun rief Mofette: „Um Gotteswillen! Richard, laß das! Wenn's der Vater hörte — ach! liebst Du mich denn wirklich, Richard?“

„Dein Zweifel, entgegnete dieser, ist mir Beweis für Deine liebende Zuneigung. Aber warum nur jetzt diese Frage? Eben ja sagt' ich Dir Alles, was ich nur weiß in dieser verzweifelten Lage.“

„Das ist, flüsterte Mofette zurück, das ist wohl gut! doch hast Du schon vergessen, was der Vater

sprach vom Strick und Markt? Das hat mir die ganze Zeit im Kopfe gelegen. Ich habe schreckliche Geschichten davon gelesen, und denke Dir, Richard, wenn ich mit Dir nach England käme und Du sähest die Mädchen Deines Vaterlandes wieder, da würdest Du vielleicht kalt gegen die Fremde, und all ihr Bestreben, Deine Liebe zu bewahren, erschiene Dir gar in falschem Lichte. — Deine Abneigung verkehrte sich endlich in Widerwillen — ach! und Du thätest, was das englische Gesetz Dir erlaubt, und die arme, dem Vaterland entriffene Mosette würde die Beute — o Gott ich kann's nicht aussprechen!"

Richard hatte während dieser Worte mit steigender Ungeduld und Hast an der Thür gearbeitet, endlich in seiner Tasche den eignen Kammer Schlüssel gefunden und so glücklich benutzt, daß er eben bei den letzten Worten der Gelichten, diese lachend in seine Arme schloß. „Mädchen! rief er und hielt die vor Schrecken Wankende fester an seine Brust gedrückt, Mosette! warum quälst Du Dich nur so schrecklich? Kann ich denn jemals aufhören, Dich zu lieben? Und ich sollte Dich über den Theetanten meines Vaterlandes vergessen können? Nein! eben diese einfache schöne Natur, wie ich sie durch die Kunst habe kennen gelernt, die ist es, welche mich ein deutsches Mädchen lieben, und jenes englische Rührei von Philosophie und Sentimentalität herzlich verachten lehrte. Und — liebe Mosette, die Ausländerin würde wohl nicht so leicht zu dem Glücke des Strickes gelangen, ohne die Eifersucht

des ganzen weiblichen Englands anzufachen und wir müßten gar fürchten, das Parlament einem furchtbaren Sturm auszusetzen. Du siehst, fuhr er schäfernd fort, Du siehst, liebes Kind! daß ich Dich immerfort lieben muß, weil ich Dich nicht wieder loswerden kann.“

Mosette war nun völlig über einen Gegenstand beruhigt, welcher ihr die ganze Zeit wirklich das Herz gedrückt hatte. Daran dachte sie nicht, daß sie mit dem Geliebten allein in der Nacht auf ihrer einsamen Kammer sich befinde, vielmehr saßen die Beiden ganz unbefangen und die Hände vertraulich zusammengefügt, neben einander, die nächste Zukunft von allen Seiten besprechend, und das Ende ihrer Berathschlagungen fiel mit dem Anfange zusammen: Richard sollte dem Scheine nach morgen die Rückreise nach England antreten, die Reise sollte jedoch nicht weiter, als in die Vorstadt gehn, wo er sich Tages über still verborgen halten, Abends jedoch in dem Garten, dessen niedrige Befriedigung leicht zu übersteigen war, von der Geliebten selbst erfahren sollte, wann er wieder vor dem Vater, welchen sie leicht zu besänftigen dachte, sich zeigen dürfe.

Mit einer Umarmung, einem herzlichen Abschieds-  
fuß entfernte sich endlich Richard, ordnete noch schnell seine wenigen Sachen und verließ mit dem kommenden Morgen wirklich das Haus.

---

„Was dem alten Grinzel nur im Kopfe liegen mag?“ sprach Klapstein an einem heißen Nachmittage im Schatten der Regelbahn zur blauen Schnecke zu dem Fagottisten Mandelschaf, welcher in sich gekehrt unter einem Baum saß und dann und wann schnell und halbverstoßen einige Worte in sein Taschenbuch warf. „Seit vierzehn Tagen wenigstens, fuhr Sener fort, ist er durchaus umgewandelt und kaum noch zu erkennen. Sonst lief er, wie eine Wachtel, jetzt kann er mit einer Ente ein Wettrennen veranstalten, er bleibt sicher zurück. Dabei ist er so stumm, als sei er nun überzeugt, früher schon für zehn Jahre vorausgesprochen zu haben, und wolle daher seiner Zunge gern die nöthige Ruhe und Erholung schenken. Kurz, er ist kaum noch sein eigener Schatten und ich fürchte mich fast, den Geigenproceß mit ihm anzufangen, den ich schon einem tüchtigen Advokaten übertragen habe, weil ich doch nicht gern mir nachsagen lasse, daß ich schuld an seinem Tode sei. Und wie leicht kann er mir an der Klagschrift wirklich dahinsterben! Ihr wißt selbst, daß er schon einige Male bei seiner ärgerlichen Natur, von der Gewalt der Affecten niedergeworfen, von den Umstehenden für todt gehalten wurde. Damals war er noch jünger und kräftiger, aber jetzt —“

„Ihr habt plötzlich ein Gewissen wie ein Kolibri! erwiederte Mandelschaf. Laßt Euch immer etwas nachsagen, damit von Euch doch auch einmal die Rede sei. Es ist nichts Lustiger, als die Urtheile der Men-



schen über einen Menschen; diesen lernen wir daraus gar nicht kennen, aber Tene sicher, und darum antwortete ich den Leuten immer: ihr Guten — wie ihr nur so ganz und gar recht habt! Bitte, wiederholt mir doch den letzten Passus, er war schlagend und entscheidend. — Darum, lieber Klapstein, bringt den Alten nur unter die Erde, damit ich meine Menschenkenntniß vermehre, denn ich habe die Absicht, mich auch einmal in der Novelle zu versuchen, und notire hier schon Grundzüge zu einer solchen unter dem Titel: die demagogische Laterne.“

Klapstein drehte die Kugel eben wiegend in der Hand, als er bei diesen Aeußerungen von einem Gedanken so plötzlich überrascht wurde, daß er zum Erstenmal seit neun Wochen einen Pudel warf und sich fluchend auf dem Absatze herumschwang. Dieser Gedanke nun war kein anderer, als daß Mandelschaf Grinselfs baldigen Tod sehnlichst wünsche, um die Wittwe zu heirathen, denn mit Rosen, das wußte Klapstein recht gut, hatte der Fagottist mancherlei freundschaftlichen Verkehr. Wie leicht aber in diesem Falle die Geige in andre Hände als die Klapsteinschen gerathen könnte, war so klar wie das heiße Sonnenlicht, und das wäre doch ein ganz maliciöser Streich. Er änderte daher seine Grundsätze, seine Proceßentwürfe auf der Stelle, ja — er gab sie sogar auf, als er den Kollegen Grinself langsam mit seiner Frau durch den Garten nach der Regelbahn wanden sah. Freundlich ging er ihnen entgegen, begrüßte sie, besonders den Alten,

eben so freundlich und fragte, ob er schon Kaffee bestellt habe. Rose ließ sich neben Mandelschaf nieder, der sogleich hastig nach dem Hause rannte, den Kaffee selber herbeizuholen, und nun erkundigte sich Klapstein angelegentlich, warum Mosette nicht auch gekommen sei? Eine Unpäßlichkeit, dann die überhäuften Operproben hätten ihm bislang einen Besuch, den man gewiß längst und mit Recht von ihm erwartet habe, nicht erlauben wollen. „Morgen aber, versicherte er, morgen werde ich das Versäumte nachholen.“ „Uebereilt Euch doch nicht!“ erwiderte Grinsel, indem er sich in den für ihn herbeigebrachten Armsessel niederließ. Ihr versäumt gar nichts, fuhr er fort. Mein Kind habe ich nach Wenselburg zur Tante Spitzkugel gebracht, und mit der Hochzeit wird's sobald nicht werden. Der niederträchtige Master Bywater ist ohne Bezahlung davon gegangen: er will das Geld zwar schicken, aber ich kenne das! Von meinem Gehalte muß ich mir nun auch ansehnliche Abzüge gefallen lassen, wenn ich nicht Alles in einem Concurse verlieren will, und von Euren vierzig Pistolen läßt sich kaum Hochzeit und Aussteuer bestreiten.“

Der Cellist machte bei diesen betrübten Nachrichten ein Gesicht, das noch betrübter und um so länger war, als er von den versprochenen vierzig Pistolen in diesem Augenblicke selber noch nicht ein Drittel vorrätzig hatte. Außerdem fuhr ihm das Wort „Concurse“ gewaltig durch die Seele. Kam die Geige zum Besten der Gläubiger in die öffentliche Versteigerung, so fanden sich be-

mittelte Liebhaber und Kenner genug, die ihm auch nicht ein Fünkchen Hoffnung ließen, das Instrument jemals als sein Eigenthum zu betrachten. So leicht er daher bei Grinsels Unblick Hagestolzengrundsätze und Geigenproceß aufgegeben hatte, so schnell rief er sie jetzt zurück, und Mandelschafs Aeußerungen über das Urtheil der Leute zeigten sich nun in einem ganz andern Lichte; er bedachte, daß der Proceß, selbst wenn er länger dauerte, als Grinsels Leben, mit dem Tode des Geigenbesizers nicht aufhöre, daß die Geige daher ihm sicher bleiben müsse, so lange sie Gegenstand des Processes sei, und diesen zu gewinnen, gab sein Anwalt die schönsten Hoffnungen. Diese Ansichten hatten sich schnell während eines glücklichen Regelmurfes gebildet, und schienen ihm um so treffender, als er den Wurf für ein günstiges Prognostikon hielt. Daher trat er jetzt wieder vor den Collegen hin und sprach: „Aber, liebstes Männchen! Ihr werdet doch wissen, daß ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort ist und bleiben muß. Ich habe sicher darauf gerechnet, in drei Wochen Hochzeit zu halten; eine größere Wohnung ist unlängst gemiethet, der Schneider sitzt schon am Bräutigamsrocke — sogar meinen Hund hab' ich abgeschafft, er verzehrt seine Pension bei dem Nachtwächter. Auch muß ich mit meiner Familie ins Reine, und deshalb eine Reise machen, die ihre schweren Kosten verlangt. Ihr seht also, die Sache reißt schon enorm ins Geld! Ihr dürft daher nicht zurück bleiben, oder ich muß wirklich, so schwer mir das auch bei unseren collegialischen und

Freundschaftsverhältnissen fallen würde, sehn, wie ich zu meinem Rechte, wenigstens zu der Geige komme.“

„Macht, was Ihr wollt!“ rief Grinsel, entrüstet aufstehend. Doch er besann sich schnell, und setzte resignirt hinzu: „Klapstein, ich kann mein Wort nicht halten, ich kann wahrhaftig nicht. Wollt Ihr mich unter die Erde bringen, so thut's!“ Er ging nach seiner Frau, und Klapstein murmelte in den Bart: „Das ist mir einerlei! Morgen wird die Klagschrift eingegeben und dann wollen wir einmal sehen!“ Eine eigenthümliche Begeisterung hatte sich seiner bemächtigt, er warf nun seine Kugel so gewandt, so sicher gemessen, und traf so oft alle Neun, daß die ganze Spielgesellschaft in Erstaunen gerieth; er aber erwiederte geheimnißvoll lächelnd nichts auf ihre Regel-Terminologie der Bewunderung, als: „Das hat seinen guten Grund, Kinder! Wir sprechen uns wohl einmal wieder!“

Grinsel ließ sich neben Mandelschaf nieder und als ihm Rose die Tasse hinreichte, sprach er: „Es ist heute so schönes Wetter, lieber Mandelschaf, daß ich's wohl recht genießen möchte.“ „Freundchen! was hindert Euch denn?“ fragte der Angeredete.

„Ich selbst! entgegnete der Alte mit niedergeschlagener Stimme. Es ist eine große Veränderung in meinem ganzen Wesen vorgegangen, und im Grunde ist mir die ganze Welt zur Last, wie ich's mir selber bin.“

„Wirklich, sprach Rose sehr weich zum Hausfreunde, wirklich ist mir mein lieber Mann seit acht Tagen und länger ein ängstiges Räthsel. O Gott! ich mag

kaum denken, was ich denke, wenn ich ihn ansehe. Sonst so lebendig, beweglich, lebensfroh, sprachselig: jetzt schleichend, niedergeschlagen und stumm; und so bleich und abgefallen! Was soll daraus werden? Was aus Frau und Tochter? Und von einem Arzte will er nun gar nichts wissen, der vielleicht mit einer Kleinigkeit helfen könnte.“

„Ich kenne die ärztlichen Kleinigkeiten, erwiederte Grinsel. Laßt mir den Arzt vom Halse, wenn ich krank bin! Da quält mich der Mensch mit aller möglichen Weisheit in sein System hinein, ich mag wollen oder nicht, und wenn ich in den letzten Zügen liege, demonstriert er den Umstehenden handgreiflich, ich dürfe durchaus noch nicht an die letzten Züge denken, und da hat der Mann vollkommen recht, denn wie wenige Sterbende denken just daran? Nein, lieber Mandelschaf, da wir hier doch einmal so vertraulich sitzen, wollen wir auch ein vertrauliches Wort unter uns reden. — Noch eine Tasse, liebe Rose!“

Er schlürfte die halbe Tasse leer und fuhr dann gegen die Erwartungsvollen fort: Seht, College! hoffentlich werdet Ihr glauben, daß ich zu Euren poetischen und freundschaftlichen Besuchen bei meiner Frau nicht aus Dummheit geschwiegen habe, sondern nur des lieben Hausfriedens wegen, und weil ich der guten Rose für meine Häuslichkeitscheu gern den Kleinen Ersatz in Euren poetischen Mittheilungen gönnte. Jetzt ist meine Euch bewiesene liberale Gesinnung mir um so lieber, als ich fühle, wie leicht heut oder morgen schon die

schwere Dissonanz meines Lebens sich auflösen kann. Da wollt' ich Euch nun bitten, die gute Rose nicht zu verlassen. Für mein Mosettchen sorgt die Tante, für meine Gläubiger der barmherzige Himmel, der sie alle in Abrahams Schooß führen möge. Mehr, als diesen aufrichtigen Wunsch wird man von einem ehrlichen Christen nicht verlangen. Meine Frau hat mit meinen Schulden nichts zu schaffen, aber die Gläubiger möchten ihr vielleicht unnützer Weise zusehen, darum seid ihr Schützer und Rather, Mandelschaf. Wollt Ihr?"

Dieser und Rose hatten dem Alten mit Erstaunen zugehört. Beide waren unvermögend, ihn zu unterbrechen: Rose schämte sich und ein Grauen wandelte sie an, den ihr gegenüberstehenden Eheherrn als Leiche denken, und mit den zufahrenden Gläubigern sich herumzanken zu müssen; Mandelschaf aber sah seine Zunge von Bewunderung gefesselt, daß eine solche horrende Ironie, wie sie der Alte da eben ausgesprochen hatte, wirklich auf dieser erbärmlichen Erde zur Erscheinung komme.

Grinsel sah dem Fagottisten fest ins Auge und fragte: „Ihr antwortet mir nicht, College? Soll ich an Euch irre werden, wie an dem Klapstein da? Der Glende, mit dem ich die edelsten Absichten hatte, weil ich an seine Freundschaft glaubte, droht mir eben mit einem Prozesse wegen meiner Geige. Aber komm nur! Ich hatte die Geige dem Töchterchen zur Aussteuer bestimmt, doch die Tante wird schon anständig für das liebe Kind sorgen, und die Geige — wohin ich gehe, dahin geht sie auch. Mehr sag' ich nicht! Was sagt Ihr, Man-

belschaf? Seid Ihr reblicher, als Klapstein, so reicht mir Eure Hand und versprecht feierlich zu thun, wie ich gesagt habe.“

Mandelschaf hatte sich erholt. Die ganze Scene hier erschien ihm nun als eine Aufgabe für sein Dichtergenie, denn er fand sie durch und durch poetisch, ja noch viel poetischer. Daneben weinte Rose, dämpfte mit dem Taschentuche ihr Schluchzen und konnte nichts weiter sagen, als: „Wie ist denn das nur so gekommen? Es ist gewiß ein Traum — o ich bitte, weckt mich, oder ich muß vergehn!“ Da sprach der exaltirte Mandelschaf und reichte dem Alten die Hand: „Wach auf, Rose, Du edles Weib! Ich will thun, wie Dein Herr gesagt hat und Dich nimmermehr verlassen.“ Grinsel nahm Rose's Hand, vereinigte sie mit der des Fagottisten und sprach: „So seid ihr denn verbunden durch das Band der Freundschaft, und der Wunsch, der mir am schwersten auf der Seele lag, ist erfüllt. Mag nun kommen, was da will, und wär's meine letzte Stunde, der Sorgen bin ich quitt, und leicht und heiter kann ich, wenn die Stunde ruft, von hinnen scheiden. Darum Kinder, seid heiter wie ich — Kathrine! eine Flasche Barsac.“

Klapstein hatte diesen Ruf nicht so bald gehört, als er stehend und neugierig verstohlen aus dem Regelhause nach den Dreien hinüberlugte, von denen Grinsel so eben beschäftigt war, die Gläser zu füllen. „Daß dich alle T — ! murmelte der Lauscher zurückfahrend, da steckt was dahinter! Der alte Fuchs hat wahrhaftig

denselben Handel mit dem Fagottisten gemacht aber wart! Ich renne zum Anwalt — Kinder! sprach er zu den Regelfreunden, eilfertig nach Hut und Stock suchend, Kinder, ich muß schleunigst fort, oder ich bin ein Sohn des Unglücks! Ich habe 736 auf der Tafel, gut, wir wollen morgen abrechnen, jetzt kostet jede Minute Gold, Gold sag' ich; Adieu!"

„Solche Musikanten, meinte der gesetzte Steuer-calculator Kesselstecher, ach ja! die Musikanten haben doch immer einen Sparrn! Mich wundert, warum die Leute so frei umhergehen dürfen.“ Er stopfte während dieser vernünftigen Ansicht die Pfeife, zündete sie jetzt an und sagte nichts weiter, sondern kugelte weiter.

Der Kammermusikus aber stieß mit Mandelschaf und der zögernden Rose vergnügt an. Er wurde bald redselig wie in früheren Tagen, so daß die Frau wirklich glaubte, sie habe vor wenigen Minuten nur einen schweren Traum gehabt. Mit unendlicher Liebenswürdigkeit blickte sie auf den gesprächigen Alten, dann wieder voll Bärtlichkeit auf Mandelschaf, welcher, da die Poesie der Gegenwart aus ihrer Befangenheit durch Grinsels Ruf, „Kathrine!“ sich abklärt und zur höchsten Kunstfreiheit der Ironie erhoben hatte, begeistert den Augenblick ergriff, aus seiner Novelle „die demagogische Laterne“ jene Stelle zu recitiren, wo ein entfetzter und entsetzlicher Rathedermonarch die Monarchen zittern macht, indem er Rechte des Volkes proclamirt. „Kind! sprach Grinsel, Collegen und Hausfreund! schreibt doch solches Zeug nicht. Warum schreibt



Ihr überhaupt? Bläst Euer Fagott, gebt dem Notenschreiber die Dinte, und laßt die Welt gehn, wie's Gott gefällt." „Da muß ich berichtigen! entgegnete Mandelschaf rasch. Ich bin ein Theil der Welt, ich mag daher thun, was ich will, ich handle nur wie's Gott gefällt." „Dann hole der Henker nur gleich die ganze Wirthschaft! rief der auffspringende Grinsel. Der Mensch hat doch freien Willen, Vernunft und Herzensgüte, und wie der Bettel sonst heißen mag. Wenn ich daher zum Beispiel es den Umständen angemessen fände, meinen trefflichen Antonius Stradivari von 1725 gleich unserm Bürgermeister öffentlich und feierlich unter Glockenklang und Chorgesang auf dem Kirchhofe drüben begraben zu lassen, so thäte ich das offenbar aus freiem Willen, und ich sehe nicht, was der liebe Gott dabei zu schaffen haben sollte. Ja wenn der Apollo noch lebte! Unsre jetzigen Engel verstehn sich auf die Geige nicht, sondern tractiren nur die Posaune. — Aber laßt's gut sein, Kinder, wir müssen aufbrechen; es giebt jetzt auf der Welt keine hartnäckigere Feindschaft, als die zwischen meiner Brust und Abendluft."

Er theilte den Weinrest genau in den Gläsern aus, erhob dann langsam ernst das Seinige gegen den Mond und fuhr fort: „Du hast so oft meinen Wegen geleuchtet, schönes Licht der Erde, und ich bin dir gram gewesen. Ja! ich war so toll, dir zu fluchen, wenn du den Schleier der Nacht von meiner Gestalt abstreiftest und ein verstockter Gläubiger, ohne Sinn für das

Schöne, ohne Sinn für die stillerhabne Feier der Natur, die Andacht meiner Abendgefühle bei deinem Anblick zerriß mit seinem groben Mahnen an gemeine irdische Dinge. Du aber wandeltest ruhig deine Bahn und lächeltest auf den Sünder hernieder. Jetzt, wo ich den Schlacken der Welt zu entsteigen bemüht bin, jetzt danke ich für dein Lächeln. Jetzt, wo vielleicht dieser Tropfen Erdennektar der letzte ist, der meine Zunge feuchtet, diese halberstorbnen Nerven noch einmal belebt, jetzt hab' ich nur den einzigen Wunsch, daß du friedlich und freundlich die Blumen des Hügels küssen mögest, welche die morschen Gebeine des alten ehrlichen Kammermusikus Grinsel überduften."

Langsam leerte Grinsel sein Glas und wandte sich. Da sah er sein Weib an Mandelschafs Brust gesunken, von den Armen des Fagottisten umschlungen. Dieser hob jetzt ebenfalls sein Glas und sprach: „Wie du, ausgebranntes, ausgehöhltes Weltkörpergeripp, Licht einsaugest und spendest, Liebe, Andacht, Schmerz und Gram freundlich empor zu heben in den Himmel voll unendlichen Trostes: so laß mich, dessen ganze Seele nur ein Sarg ist für die todte Liebe meiner Jugend, laß mich Licht saugen aus dieser Rose, blühend auf meinem Sarge, daß die Todte drinnen den Deckel zer-  
schlage, daß sie emporsteige zum Leben und — freudig lächelnd hingebogen über dieser Blume an meiner Brust nimmerwelkend, immerduftend durch mein ganzes Sein und Leben grüne Rosamaria!"

Nun erhob sich Rose, das verklärt lächelnde Ange-

sicht zum Monde wendend. Sie schlürfte zugleich mit Mandelschaf den Weinrest und lispelte voll überschwenglicher Rührung: „Amen!“

Langsam, schweigend gingen sie dem Thore zu. Grinsel heimlich zufrieden über den Effect der letzten feierlichen Scene; Rose in Gedanken schon vom tiefsten Trauerschwarz umwallt, dann und wann hoffnungsvoll an dem Fagottisten hinauf blickend; dieser, angegriffen von seiner eignen Rede, nichts sehnlicher wünschend, als Alleinsein, um die ganze grauenhaftschöne Scene poetisch auf Papier zu fixiren. Fast vor Grinsels Hause fiel es der Frau ein, daß sie einer Freundin, vor welcher nothwendig die so eben auf das Lebhafteste geweckten Befürchtungen sammt daranhangenden Hoffnungen ausgeschüttet werden mußten, schon längst einen Besuch schuldig sei, und bat Mandelschaf, sie dahin zu begleiten. Man trennte sich daher und Grinsel ging allein in's Haus, um noch so manches zu überlegen.

Indessen — ein Querstrich sollte für das Mal seine Ueberlegungen abschneiden. Dieser Querstrich erschien nemlich in Gestalt eines ziemlich defecten Wesens, welches den Kammermusikus ohne Umstände in die Arme schloß und sich als seinen Bruder zu erkennen gab. Grinsel fragte nach dem Bruder fast nichts, weil er ihm körperlich und in manchen Dingen auch geistig zu ähnlich war. Ueberdem sah der Bruder mehr verlangend als bringend aus; dazu machte die unerwartete Störung den Alten verdrießlich, und deswegen fiel sein Empfang des in so manchen Jahren nicht gesehnen Bru-

bers ziemlich ins Barsche. Dieser aber ließ sich nicht irre machen, sondern forderte dringend Schutz und Hülfe vom Bruder, weil er sonst verloren sei. Er war nämlich — seit undenklichen Jahren Repetent — gegenwärtig auf flüchtigem Fuße, weil er seinen staatswissenschaftlichen Zuhörern verschiedne Grundsätze so oft repetirt hatte, daß die empfängliche Jugend endlich nahe daran war, eine General-Reformation der ganzen Welt mit Mund und Hand öffentlich zu proclamiren. Indessen kam das geheime Rathscollegium der Residenz diesen romantischen Geheimnissen auf die Spur: es erschien plötzlich Militair vor dem Musensitze und scheuchte die meisten Reformatoren, den Repetenten an der Spitze, zum Thor hinaus.

„Du bist also, hub Grinsel an, nachdem der Bruder die Abenteuer seiner Flucht erzählt, Du bist also Deiner Natur nach eigentlich ein Demagog, ein Umtreiber, oder Liberaler? Ich muß heute ausnehmend empfänglich für Revolutionen sein: Du bist schon der zweite Demagog, der mir aufstößt, und zugleich der Gefährlichste. Indessen muß ich Dich wohl die Nacht beherbergen, morgen aber mit dem Frühesten setzt man seinen Stab weiter, ohne daß selbst die Frau von Dir etwas sieht, denn da ich eben jetzt wichtigere Dinge vorhabe, so kann ich Dich unmöglich nach der Festung begleiten, und mich Unschuldigen mit dem Schuldigen unnöthiger Weise untersuchen lassen. Komm!“

Der Bruder wollte Einwendungen machen: seine

gänzliche Ermüdung, sein Mangel an Geld, an Kleidung, die überall und immer enger ihn umkreisende Gefahr, seine Verzweiflung selbst — nichts half ihm. Er mußte sich vom Kammermusikus aus dem Zimmer schieben, über den Hausflur zerrren und in ein verstecktes dunkles Hinterstübchen führen lassen, wo ihm nichts übrig blieb, als dem Felsenharten nachzurufen: „Alles Unheil kommt über Dich, Unmensch!“

---

In der ganzen fürstlichen Residenz gab es nicht eine denkende Seele, die sich nur entfernt einfallen ließ, mit welchem Plane Grinsels Gemüth schon längere Zeit sich unruhig umhertrug. Seine Frau und der Fagottist waren nach manchen Aeußerungen des Alten, vorzüglich durch sein auffallendes Benehmen im Garten zur blauen Schnecke wohl am meisten auf unheimliche Ahnungen vorbereitet, aber sie glaubten Grinsels weltresignirten Krankenreden nur so geradezu, und glaubten fehl, weil überhaupt kein Mensch Grinsels tollen Einfall sich träumen lassen konnte.

Der heutige Tag war der verhängnißvollste für den Alten und führte ihn raschen Schrittes zur Entscheidung. Er war, seinen geheimen Plan klüglich berechnend, in der letzten Zeit fast gar nicht aus dem Hause gegangen, hatte die meiste Zeit des Tages auf dem Kanapee verlebt und viel gestöhnt. Da mußte der Hinwelkende nun eben heute sich einer Rolle hingeben, die

ihm fast fremd war, weil er sie früher zu den weiblichen gerechnet, und daher gern seiner Frau überlassen hatte. Heute nämlich war ein fast unabsehbares Gläubigerheer in sein Zimmer gedrungen. Die Hartherzigen hatten nicht so bald erfahren, daß der Hauptgläubiger einen Abzug von Grinsels Gehalt erwirkt, als sie auch schon begriffen, wie unsicher nun ihre Ansprüche bei Grinsels geschmälernten Einkommen werden mußten. Daher versuchte Jeder für sich zuerst einen Generalsturm auf den zähen Schuldner, um beim Mißlingen desselben sofort das Gericht ebenfalls wegen Gehaltabzuges anzusprechen. Jeder hielt seinen Anschlag geheim, damit ihm kein Andern zuvor komme. Wie es aber in der Welt geht: sie kamen sich Alle zuvor, denn sie hatten einen und denselben Tag zum Generalsturm festgesetzt, und erschienen sogar fast gleichzeitig in der Morgenstunde bei dem auf das Kanapee hingelagerten Kammermusikus. Sie erschrafen heftig vor einander, denn wie leicht konnte nun dieser Privatconkurs zu einem gerichtlichen umschlagen! Dann aber ging Jeder so ziemlich leer aus. Indesß war ihr Schrecken, sich gegenseitig angeführt zu haben, nur von kurzer Dauer, da er den anfangs einzelnen, bald genug aber in lärmender Vereinigung hervorstürzenden Ausbrüchen des Mergers wich. Vorzüglich war ein spiziger Schneider ungemein bemüht, das Sündenregister des schweigend daliegenden Kammermusikus aufzurollen. „Das kann ein Jeder, schalt er mit scherenscharfschneidender Stimme, und dazu haben wir unsern Verstand nicht bekom-

men, daß wir eine reiche Frau heirathen sollen, um dreizehn vollständige Anzüge bei mir auf Borg auszunehmen, Staat zu machen, und das schöne Vermögen nur so mir nichts dir nichts durchzubringen auf Kunstreisen, wie sie das sündliche Zeug nennen, wofür ich kein Knopfloch gebe. Du — das war mir ein Leben! Brunnenfahrten, Bälle, musikalische Abendgesellschaften mit Leipziger Perchen und Champagner, daß ein ehrlicher schlichter Bürger und Meister des Henkers darüber werden sollte. Das mußte man so trocken und nüchtern ansehen und wunder denken, wie groß sein Geldbeutel. Aber keine Nacht hält ewig! Nun liegt er da, und läßt sich die Wahrheit sagen und muckst nicht einmal — ist das nicht zum crepiren? Aber wir sprechen uns wieder! Ich habe mein Geld nicht auf der Straße gefunden. Und wenn er nur bei der zweiten Frau nach Gelde gesehn hätte! So aber hat er sie ordentlich seinen redlichen Creditoren zum Troß ausgesucht, denn die ist mit allen Hunden gehezt und kein ehrlicher Mann mag vor ihr bestehn.“

„Lieber Herr Blaumeyer! begann endlich Grinsel und zog einen Brief hervor. Lieber Herr Blaumeyer — und Sie alle, die sich heute morgen von meinem leidenden Körperzustande, dem sicher eine baldige Auflösung folgen muß, überzeugen wollen — ich bedarf wahrlich der alten Erinnerungen nicht, um mir Ihre gerechten Forderungen so schwer ans Herz legen zu lassen, und es schmerzlich zu empfinden, daß ich für den Augenblick, außer Stande bin, mir selber zu hel-

fen, geschweige Andern. Sehen Sie diesen Brief und gestehen Sie selber, daß ich unglücklich bin. Sie wissen, ich hatte schon Jahr und Tag einen jungen Engländer im Hause. Der Mensch gab sich für wohlhabend aus und versprach mir eine wahrhaft ansehnliche Pension für Wohnung, Unterhalt und Musikunterricht. Aber noch habe ich keinen Pfennig gesehn und ich ließ das so hinlaufen. Er ist ein Engländer, und auf dessen Wort hätt' ich sonst Kirchen gebaut. Nun aber ist er mir vor einiger Zeit davon gegangen. Er versprach in einem zurückgelassenen Zettel ehrliche Zahlung: statt dieser kommt mir heute der Brief da, und der ist trostlos genug. Er versichert freilich nochmals Redlichkeit und gewisse Tilgung der ansehnlichen Schuld: was ist aber zu hoffen, wenn der Bankerott mehrerer Handelshäuser das Vermögen des Landstreichers verschlungen hat? Und so ist es! Lesen Sie selber."

„Was thu ich damit? rief ein Jude, das Papierche da hat keinen Cours bei honetten Häusern. Muß ich doch sehen, wie ich komme zu meinem Gelde. Hat man denn kein Pfandche, woran man sich kann halten?"

„Ein Pfand? entgegnete Grinsel, und stand nachsinnend auf. In dem ganzen Kumpelkasten von Hause hier ist wahrhaftig nichts Besonderes, als etwa die Geige da. Wollt Ihr, so nehmt sie hin." „Soll mich Gott bewahren vor dem Dinge! polterte der Hebräer halb erschrocken, und unwillig zurücktretend. Was soll mir das Bischen alt Holz? Reeller Werth



steckt doch für keine zehn Groschen drin. Wollen Sie mir foppen? Heiß' ich doch Gans Nachtigall, ich foppe Sie wieder. Adje!"

Er ging. Der schlaue Grinsel mußte vorher, daß auch von den Uebrigen Keiner den Werth einer Geige, besonders der Seinigen kenne, daher mußte sie ihm als Popanz dienen, die Ueberlästigen zu verjagen. Er bot sie Jedem an, und bald war die Stube geräumt und ruhig, denn Alle verließen unter ähnlichen Redensarten, wie sie der Jude zuerst angestimmt, das Haus, und Grinsel schlug ein lautes Gelächter auf.

Aber nur zu bald ging dieses in tief nachsinnenden Ernst über. Einem förmlichen Concourse war sicher nicht mehr auszuweichen, wenn das ganze Volk, welches noch in einzelnen Gruppen auf der Straße lebhaft debattirte, im frischen Aerger die Hülfe der Obrigkeit ansprach. Er konnte sich selber vor Gericht insolvent erklären, das Kostbarste, was er hatte, die Geige, vorher über die Seite schaffen und, möglichen Nachfragen zu begegnen, etwa sagen, sie sei total verunglückt. Dann war er freilich die Gläubiger leicht los, ihm aber war nicht geholfen. Von seinem Gehalte ward gewiß noch mehr gekürzt, die Habseligkeiten wurden verkauft, er mußte sein Haus verlassen und bei der gewiß über die Hälfte reducirten Einnahme sich ganz niederträchtig elend behelfen. Dabei durfte die schöne Geige, — und er konnte nicht leben ohne sie, — nimmer wieder in seinen Händen sichtbar werden, denn Klappstein erkannte sie im Augenblick, und mit dem war

nicht zu scherzen. Dessen Anwalt hatte, wie er's nannte, zum Versuch der Güte, eigentlich aber, damit alles mögliche Unheil über den Geplagten zu gleicher Zeit hereinbreche, mitten in der Gläubigerattaque ein Billet an Grinsel abgehen lassen, worin er ihm Kosten und Karger aus der ganzen Justiniana stricte deducirte, wenn er's wegen der Geige zum Proceß kommen lasse. Sein wohlgemeinter Rath sei daher, die Sache in der Güte abzumachen und zwanzig Pistolen gegen Auslieferung der Geige von Klapstein anzunehmen: im unverhofften Weigerungsfalle aber die sofortige Eingabe der Klagschrift und alle daraus entspringenden unangenehmen Folgen zu gewärtigen.

Nun gar nur zwanzig Pistolen! Das war schufsig! Wie Grinsel daher schon seit einigen Wochen der Idee nachhing, sich durch scheinbares Sterben und wirkliches Davongehen kurz und gut allen Verwickelungen und Verpflichtungen zu entziehen, und zu diesem Zwecke schon längere Zeit seiner Frau verstohlene Winke zugeworfen hatte, die am deutlichsten im Schneckengarten gegen sie und Mandelschaf hervortraten; so sollte, da nach dem heute Vorgefallnen nicht länger zu zaudern war, nun rasch die Ausführung begonnen werden.

Früher hatte Grinsel bei Freunden manchmal den Scherz gemacht, sein Herz plötzlich zum Stillstehen zu bringen, denn wie man hin und wieder Menschen findet, welche diese Kunst verstehen, so war auch Grinsel darin geübt. Die Erschreckten glaubten dann, der im Sessel starr Hingesunkene, an welchem kein Pulsschlag,

kein Athemholen zu entdecken war, sei an einem apoplectischen Zufall dahin geschieden, und er lachte ihnen dann eben so plötzlich laut ins Gesicht. Auch den Aerger, wie Klapstein schon einmal gegen den Fagottisten geäußert, konnte der Kammermusikus, wenn er wollte, leicht zum bürgerlichen Tode benutzen. Es waren ihm aber verschiedene Skrupel gekommen. Die erste Todesart war kaum eine Minute zu fixiren, und wenn auch die zweite mehrere Stunden anhalten konnte, so war diese Zeit doch viel zu kurz, als daß alles Volk, welches aus dem von der dürrsten aller Kämpferfäuste unwiderstehlich dahingestreckten Menschenkinde seinen pecuniären Nutzen gesetzlich und observanzmäßig ziehen muß, mit den Vorbereitungen zu dieser, die letzte Bekleidung genannten Plünderung fertig sein konnte. Und so lange, bis der Sarg für die Abfahrt am nächsten Morgen geschlossen war, mußte der Kammermusikus offenbar todt sein.

Beide Verscheidungsproceduren waren also nicht zu gebrauchen. Wenn wir aber einmal von einer Idee ganz beherrscht werden, so wächst sie mit den Hindernissen, welche sich ihrer Ausführung entgegenstellen, und bekanntlich tragen eben die tollsten Ideen einen fast unzerstörbaren und so fruchtreichen Keim des Wachstums in sich, daß sie oft mit Riesengewalt empor-schießen, wuchernd sich ausbreiten, und mit ihren knorrigen Aesten schonungslos alles, was ihnen Hinderniß scheint, niederdrücken. So ging es auch dem Kammermusikus. Sein Aerger über die Unzulänglichkeit der

beiden ihm leicht zu Gebote stehenden Sterbemittel steigerte das Verlangen dahin zu fahren, bis zur Peinlichkeit; besonders, da er sich immer sagen mußte: „ich habe wahrhaftig keinen Augenblick Zeit zu verlieren!“

„Es ist Alles eins! rief er endlich mit Hefigkeit vom Kanapee aufspringend und in die Mitte der Stube rennend. Es ist all Eins! Gibt es nicht Kohlendampf in der Welt? Läßt er nicht, nach dem Urtheil aller Sachverständigen, das lebende Wesen, also hier meine Wenigkeit, in einer unbeschreiblich angenehmen Betäubung dahinsinken? Man hat gar nicht einmal Lust und Neigung, dem Zauberkreise zu entfliehn. Also Kohlendampf! Ich nehme davon eine hinreichende Mahlzeit zu mir, die Frau öffnet vermittelst einer Schnur das Fenster nach etwa sieben oder zehn Minuten, entfernt dadurch den Kohlendampf und ich liege dann richtig so lange todt, bis der Tischler — bei diesem heißen Wetter muß er sich tummeln — mir den hölzernen Rock der Ewigkeit angezogen hat. Sollt' ich dann nicht von selber aufwachen, so drückt Rose den Brustkorb, damit ich den schändlichen Gaspunsch wieder los werde. Wasser, Essig, Flanell und das ganze Noth- und Hülfsbüchlein von Becker beleben mich vollends und der Schmetterling entwindet sich seiner hölzernen Puppe, die mit nassem Sande gefüllt den Weg alles Fleisches zum Kirchhofe getragen wird. Man nimmt seine Geige, wandert bei der Nacht zum Thor hinaus, ändert Namen und Gesicht, und giebt vorläufig der Welt Concerte, damit man zu

leben hat. Die Gläubiger und Klapstein sind geprellt; es läßt sich schon machen, daß meinem Töchterchen die Geige verbleibt; Rose hat die kräftigste Stütze am Fassgott des Hausfreundes, und kurz — Allen ist geholfen, besonders mir!“

In seiner Freude sprang der Alte nach der Thür, die in der Küche beschäftigte Frau herbeizurufen, sie zu stimmen und gehörig einzuweihen für den köstlichen Plan, und alles nöthige mit ihr zu verabreden. Als er die Thür öffnete, fuhr er plötzlich wieder zurück. „Alle Wetter! sprach er, wenn ich — das wäre doch ein verrückter Einfall, wenn ich nun wirklich todt bliebe, und mit dem besten Willen nicht so viel Luft erschnappen könnte, wie die Milbe zum Leben braucht? — Es ist all Eins! Ich will nun einmal von diesem Schauplatz des nichtswürdigen Geldjammers abtreten. Bleib' ich todt — auch gut! Die Geige kriegen sie doch nicht! — Rose! liebe Frau — o, ein Wort nur!“ Er bekam keine Antwort und trat auf den Flur hinaus. Im ganzen Hause regte sich nichts, nur glaubte der Kammermusikus, irgend woher ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen. Er horchte aufmerksam hier = und dorthin, und wirklich drang ein schwacher Ton vom Hintergrunde des Flurs herüber. Da schlug sich der Lauscher vor die Stirn: „der Demagog steckt mir noch im Hause!“ rief er und eilte nach dem Hinterstübchen.

Aber Welch ein Anblick! der unglückliche Repetent lag in den letzten Zügen. Was sein Bruder sonst als

ein Spiel behandelt, ein apoplectischer Zufall, hatte ihn wirklich und so ernstlich getroffen, daß an Hülfe nicht mehr gedacht werden konnte. Nach wenigen Minuten schon war der freihelddürstende Geist von den Banden des Körpers und damit von allen politischen Banden erlöst, und Grinsels Angst vor criminellen Untersuchungen, wenn man in der Leiche den demagogischen Flüchtling, von ihm versteckt gehalten, entdeckte, gebar im Zusammenfall mit seinen Plänen plötzlich einen seltsamen Entschluß.

Der Bruder sah ihm so ähnlich, daß selbst die nächsten Bekannten leicht getäuscht werden konnten, und geringe Abweichungen gleich der Tod leicht aus. Darum wollte der Kammermusikus noch heute verschweigen, und mit diesem Gedanken verschloß er sorgfältig das Stübchen, streckte sich wieder auf sein Kanapee, um sich die Sache noch gehörig zu überlegen.

Bald trat Rose, die vor der andringenden Gläubigermasse furchtsam das Feld geräumt, und einen Morgenbesuch in der Nachbarschaft abgestattet hatte, wieder herein, und mußte vor dem hinfälligen, schwachstöhnenden Eheherrn wirklich erschrecken. „Lieber Grinsel, was ist Dir? was hast Du?“ fragte sie besorgt.

„Bald, erwiederte er, bald werd' ich eben nichts mehr haben, gute Rose. Die wüthenden Mahner haben mir den Rest gegeben. In meinem Aerger über das Caraimenvolk lass' ich mir einfallen, ein Glas Wein zu trinken, und ich glaube, nun hat mich der Schlag getroffen.“

„Himmel! rief die Frau, da will ich gleich nach Hilfe — “

„Nichts, nichts, Rose! entgegnete Grinsel. Bleib, Kind! Es ist zu spät. Höre lieber geduldig und aufmerksam, was ich Dir noch zu sagen habe. Setze Dich zu mir — so! — Sieh, mein Schatz, ich habe längst gefühlt, und Du hast es auch gewußt, daß ich nicht lange mehr in dem wunderlichen Lebensconcerte mitgeigen würde. Du wirfst Dich daher als eine vernünftige Frau zu fassen wissen; überdem wird der Mandelschaf Dich nicht verlassen.“

„Wie magst Du nur, fragte Rose fast schluchzend, wie magst Du nur daran jetzt denken, lieber Mann?“

„Laß mich nur ausreden! fuhr Grinsel fort. Betrachte nun die unübersehbaren Vortheile, welche der Wittwenstand Dir gewährt. Vor allen Dingen streichst Du meinen halbjährigen Kammermusikusgehalt als Gnaden- und Sterbequartal mir nichts dir nichts ein, und kein Mensch kann Dir einen Heller davon nehmen. Sodann haben wir die Officiantenwittwenkasse! Denn was die Menschen auf Wittwen erpicht sind, das glaubst Du gar nicht. Nicht allein rottiren sich die verschiedenlichsten Gesellschaften zusammen als Leibrenten-Continen- Lebensversicherungs- Directionen, deren Zweck ist, den Tod der Ehemänner möglichst zu befördern alle Liebe, Anhänglichkeit, Freude am Dasein zu untergraben, und die schönsten häuslichen und Familien- Tugenden unter dem Schimmer kalter Berechnungen zu ersticken; — sondern außerdem sorgt auch der Staat

dafür, daß es brav Wittwen sehe, und etwas zu berechnen gebe. Haben wir denn je von meiner Besoldung leben können? Muß ich nicht, seit dem Tode der Seligen, deren schönes Vermögen schlechtes Gesindel mir zersplittert hat, muß ich da nicht zu jedem Lumpenerwerbe nebenher greifen, um die Familie zu erhalten, Steuern und Wittwenkassenbeiträge zu erschwingen? Bei solchen verzweifelten Einrichtungen quält sich der unglückliche Staatsdiener, der Künstler vorzüglich, Tag und Nacht ab, untergräbt seine Gesundheit, und muß früh ins Grab, damit die Andern nur von ihrer edelmüthigen und weisen Fürsorge zu reden haben, die sich der armen verlassenen Wittwen annimmt, und ich habe doch diese Fürsorge mit meinem schwererrungenen Gelde, ja mit meinem Tode bezahlt! Aber lassen wir's gut sein! Du bekommst nun das schöne Geld; mit den blutsaugenden Gläubigern hast Du gar nichts zu schaffen, kannst im Gegentheil mit dem Fagottisten ein Leben im ewigen Allegro vivace führen. Was willst Du mehr? In meiner Gesellschaft vom Morgen bis zum Abend Dich placken und plagen mit Juden und Schneidern und Nahrungsorgen?"

„Aber, mein Gott, stotterte Rose, Grinsel! Du bist recht krank — sprich nur nicht so viel — ich muß wirklich zum Arzte.“

„Es ist zu spät! Leuchte der Kammermusikus, erschöpft zurücksinkend. Versprich mir nur noch das Eine feierlich, meine letzte Bitte gewissenhaft zu erfüllen.“

„Alles, alles, lieber Grinsel!“ rief Rose. „Nun



gut! fuhr Zener fort, indem er sich, wie von letzter Kraft beseelt, erhob. Versprich mir, Rose — gieb mir die Hand darauf — versprich mir, jenen Geigenkasten dort mit in den Sarg zu geben.“

„Um des Himmelswillen! ja, ja! entgegnete die Frau, nur laß mich zum Arzte, laß mich wenigstens eine Freundin, oder Mandelschaf herbeirufen, — ich muß sonst vor Angst vergehn.“

„Geh getrost, mein Kind, nur laß mir den Arzt aus dem Hause. Geh nur immer — so schnell stirbt sich's nicht.“

Das waren die letzten Worte, die Rose hier aus Grinsels Munde vernahm, denn kaum war sie aus dem Hause, als Grinsel auffsprang, die Hausthür verschloß und nach dem Hinterstübchen eilte. In kurzer Zeit lag der Repetent in den Kleidern des Kammermusikus auf dem Kanapee ausgestreckt, eben so schnell war eine dem Stradivari ziemlich ähnliche Geige in den für diesen bestimmten Kasten gelegt und verschlossen, und mit dem Stradivari unterm Arm, mit einigen Schwaaaren und nothdürftigem Gelde in der Tasche, stieg Grinsel die Treppe hinan nach Bywaters Erkerstübchen, worin er sich sorgfältig verschloß.

„Jetzt, murmelte Grinsel, jetzt hilft kein Erbarmen weiter, und mich soll wundern, wie ich diesem hohen Grabe entsteigen werde. Es wäre lächerlich, wenn ich husten oder niesen müßte, während der Rath oder Secretair mich draußen versiegelt.“

Er betrachtete den Geigenkasten, und konnt' es

nicht lassen, ihn aufzuschließen, um sein theures Instrument mit den zärtlichsten Blicken anzulächeln. „Schändlich, daß ich so still sein muß! sprach er, im Begriff die Geige herauszunehmen. Da muß das Ding nun eben so still und todt liegen, wie ich selber, wenn ich mich nicht verrathen will. Oder ich könnte so eine Spußgeschichte anstellen. Wie in der Werkstatt des Tischlers vorige Nacht sicher Hobel und Hammer, Meißel und Säge privatim geschreinert haben, und der Meister im Bette seiner Frau ins Ohr geflüstert: denk an mich! morgen oder übermorgen muß ich Einem das letzte Maß nehmen! — wie gesagt, eben so könnte hier im Hause die Geige tönen und spielen auf eigne Hand. Mandelschaf machte gewiß ein Gedicht von dem Vorfall, denn poetisch ist er, vielleicht poetischer, als seine andern Siebensachen.“

Er streckte schon die Hand aus, da wurden Stimmen unten vor der Hausthür, welche Rose in der Verzerrung abgeschlossen haben wollte, bald darauf unruhiges Hin- und Hergehn vernehmbar, und Grinsel ward nun in seiner Einsamkeit ängstlicher, als vielleicht Rose da unten im Tumulte der Kreuz- und Querfragen, der Condolationen, Rathschläge, Bestellungen und Anordnungen. Indessen ging doch Alles gut, die Nacht brach herein, nach und nach ward es unten ruhiger; endlich wurde gar die Hausthür verschlossen, und tiefe Stille schlich durch das Haus.

Da legte sich der Kammermusikus ins Bett, aber trotz der vielfältigen Anstrengungen des nun verschwunde-

nen Tages wollte kein Schlaf in seine Augen kommen, denn nun trat mit einem Mal sein einziges Töchterchen vor ihn hin, und schwer fiel's ihm auf's Herz, das liebe Kind in dem Wirrwarr ganz vergessen zu haben. Was sollte daraus werden, wenn sie, und das verstand sich doch von selbst, die Nachricht von seinem Tode erhielt? „Es ist ja kein Sterbenswort wahr an der ganzen Geschichte!“ murmelte er unter der Bettdecke hervor. Das zarte Mädchen wird einen Schreck davon weghaben, der um so gefährlicher auf sie einwirken kann, je überflüssiger er ist. Aber, was soll ich unglücklicher Vater machen? Hier muß ich nun einmal ausdauern! Warum hab' ich sie denn eigentlich zur Tante geschickt? Der Master war ja fort — das bißchen Caprice gegen Rose! — Mir bleibt wahrhaftig kein andrer Weg, als meinen ersten Weg nach Wenselburg einzuschlagen und die Leute dort zu avertiren, mit dem Trauerbriefe sei's ein Irrthum und so weiter. Dann aber geht's schnurstracks nach England hinüber, man macht als deutscher Violinspieler Furore, und erkündigt sich beiläufig nach dem Master Bywater und seiner Schuld.“

Ueber dem fortgesetzten Nachgrübeln schlief er bald und so fest ein, daß er am nächsten Morgen nicht eher die Augen öffnete, als bis er draußen auf der Treppe gehn hörte. Mehrere Menschen ruschelten an seiner Thür auf und nieder und endlich sprach eine Bassstimme: „Also der Schlüssel zu diesem Erker ist nicht aufzufinden? Das ist übel, wir hätten ihn nach genom-

mener Ueberzeugung, daß er zu diesem Schlosse gehöre, versiegelt im Gerichte niederlegen müssen. Paßt denn kein Andrer?“

Jetzt rasselten Schlüssel; sie wurden zwar vergeblich im Schlosse versucht, aber der Eingesperrte stand Höllenangst aus und troff von Schweiß. Die Angst war um so peinlicher, als er sich sagen mußte: „Dummkopf! warum schob ich nicht zwischen Drücker und Schloß einen Keil? Und hätten sie den Schlüssel Petri in den Fäusten, sie könnten sich draußen todtdrücken an dem Dinge, es half nichts, und die Frau sagte leicht, das Schloß sei verrostet. Kommen sie nun herein, so —“ draußen schien eine Hand Anstalt zu einem Druck auf das Schloß zu machen. Davor erschrak der freiwillige Gefangene dergestalt, daß er ohne Rücksicht auf die Gefahr, sich durch eine verunglückte Bewegung zu verrathen, rasch den Zeigefinger der linken Hand zwischen Drücker und Schloß schob. Aber eben so rasch zog er, als wirklich von draußen ein Druck erfolgte, den Finger zurück, biß die Zähne wie vor Schmerz zusammen, und hätte beinahe mit dem Finger geschnippt. „Verflucht! wehete es ihm leise zwischen den Lippen, der Finger wär' um seine ganze kostbare Applicatur, vielleicht zeitlebens, betrogen, wenn die Justiz draußen mit einem Druck vigoroso mir das vordere Glied zerquetschte. Hol's der Henker! Kommen sie, so — weiter ist dann nichts zu machen — so producir' ich mich den starraufgerissnen Augen mit einem tiefgehorsamsten Bückling.“

Indessen, die Thür ward versiegelt, man ging die Treppe wieder hinab, und Grinsel athmete aus tiefer Seele frei auf. Er wurde nun auch nicht weiter erschreckt, nicht einmal gestört, und verbrachte die Zeit mit Planschmieden, aber auch von Langeweile gequält, die er dadurch einiger Maßen vertrieb, daß er die Sperlinge auf dem Dache gegenüber zählte. Dabei mußte das Fenster, sogar die Bewegung sorgfältig vermieden werden und er ging nur beim äußersten Nothfall vorsichtig in Strümpfen.

Endlich war der dritte Morgen da: die Fenster gegenüber wurden geöffnet, neugierige Köpfe zeigten sich darin, unten im Hause ging man hin und wieder, Kutschen fahren heran, und nach einer langen bangen Stunde langsam wieder ab. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich des alten Menschen; er vermochte nichts zu denken, als immer nur die Worte des alten Kirchenliedes:

O Ewigkeit, du Donnerwort,

Du Schwert, das durch die Seele bohrt!

Er hätte weinen, die Thür aufreißen, hinunter stürzen und ausrufen mögen: „Kinder ich bin ja nicht todt!“ Aber zu Allem war er unfähig. Er durfte nicht ans Fenster, aber lebhaft stellt' er sich vor, wie er seinem eignen Leichenzuge nachsehe, denn es fiel ihm ein Traum wieder ein, der ihn vor Jahren furchtbar geängstigt. Es bewegte sich ein Leichenzug schwankend und langsam durch die Gassen. Männer und Frauen gingen klagend und weinend hinter dem Sarge,

während weißgekleidete Mädchen Blumen auf den Weg streueten und sangen. Da drängte sich der alte Grinself in Harlekinsjacke mit seltsamen Sprüngen unter die Leidtragenden, und schnitt den ernst und unwillig auf ihn blickenden Leuten lächerliche Gesichter. Und als endlich Einer ihn fortdrängen wollte, da schrie er: seht ihr denn nicht, daß ich meine Seele bin! was wollt ihr? Dürft ihr mir das Recht nehmen, zu sehn, wohin ihr meinen Leib verscharrt? — Und mit einem gewaltigen Sprunge schwang er sich auf den Sarg, erhob grade aufrecht stehend, ein widerliches Gelächter und schrie nach dem Sarge hinunter: Heda! alter Grinself! wie liegst Du nun so still da, und hast so viel gekreißelt auf Erden und gezeigt dazu. Nun — wenn auch Keiner dafür Dank sagt, ich danke dir! Fahr' wohl! —

Darauf war der Kammermusikus am ganzen Leibe zitternd erwacht, und jetzt konnte er diesen schweren Traum nicht wieder von dem Auge der wankenden Seele verjagen. Er drückte sein Gesicht tief in die Sesselfissen und heftig schlug ihm die Brust. „Ist es nicht Sünde, mit dem Tode zu spielen? sprach er beinahe schluchzend. So lange schon die Welten um das Haupt Gottes dahinrollen, hat der Tod täglich, stündlich, in jedem Augenblicke an die Thüren geklopft; sie haben ihn Alle gesehen und dennoch kennt ihn keiner, denn nur der könnte von ihm erzählen, dem er die Augen geschlossen hat, aber auch die Lippen. Ein schauerliches Schweigen ruht unter dem Mantel des

Rafen, und droben die Lebendigen sagen mit allen ihren Grundsätzen, Trost- und Stärkungsreden doch nichts weiter, als die kahlen Worte: sterben müssen wir Alle! — Warum hab' ich nicht bis dahin gewartet? In meinen alten Tagen wäre der Tod doch wohl bald gekommen. Warum den Geheimnißvollen herausgefordert mit einer Lüge vor den Lebendigen? Der Mensch, den sie da eben hinaustragen, ist mein Bruder und manches herbe Wort fällt auf seinen Hügel, das mich nun doppelt schwer treffen muß. — Und leb' ich denn nun? O ich bin todt, todt — todt für Weib und Kind und Freund und Stadt und Land, für alle Welt, für mich selbst am meisten todt! Denk' ich an mich, so muß ich erschrecken, denn ich darf nicht denken, daß ich lebe. Nur als Leiche muß ich unter den Menschen wandeln, und Keiner darf in mir den alten Kammermusikus Grinsel erblicken, oder ich bin verloren. — Wenn doch dieser Tag erst vorüber wäre!"

Solche Gewalt übt die Einsamkeit selbst über einen Menschen von Grinsels Natur. Er konnte mit völliger Seelenklarheit den Todesplan fassen und verfolgen, dabei sogar mit kalter Ruhe in einer Weise geschäftig sein, deren Gedanke schon tausend Andre mit Grausen erfüllt hätte. Jetzt aber, ganz auf sich selbst zurückgewiesen, war er weich, zerschlagen.

Er mochte den entsetzlichen Zustand seines Innern, diese grauenhafte Leere, die gleichwohl seine Brust zu sprengen drohete, als eine Strafe für den frevelhaften Vorwitz betrachten, und er that es auch. Nur gegen

Abend kehrte die Besonnenheit bei der Hoffnung, bald erlöst zu sein, allmählig wieder.

Wirklich hatte der Cellist Klapstein mehrere Tage nach seiner glücklichen Schneckenkegelei sich auf die Reise gemacht, freilich nicht wegen der Hochzeit mit Mofette, sondern weil sein Anwalt darauf gedrungen hatte, daß er die vierzig Louis'dor jeden Augenblick bereit halten müsse, da man vor dem Beginn eines Processes klüglich versuchen wolle, die Geige privatim so billig als möglich zu erlangen. Für seine Bemühung verlange er dann weiter nichts, als den Ueberschuß von den 40 Pistolen. Klapstein war also zu einem wohlhabenden Vetter gereiset, hatte das Geld glücklich erhalten, und fuhr mit diesem Schatz vergnügt so eben in's Thor, als ihm ein Leichenzug begegnete. Der Wagen mußte halten, Klapstein steckte den Kopf aus dem Schlage, und erkannte bald in den langsam Vorüberwandelnden mehrere Kollegen, namentlich Mandelschaf, der ihm zunickte und angelegentlich nach dem Kirchhofe hinaus winkte.

„Sie werden doch nicht, murmelte der Zuschauer, sie werden doch nicht so unvernünftig sein, und mir den Grinsel begraben!“ Er erkundigte sich bei einem Vorübergehenden, und richtig! Grinsel sollte bestattet werden.

Da stand nun der Cellist mit seinen vierzig richti  
1839. S



abgezählten Pistolen in der Tasche starr dem Zuge nachsehend, und kaum etwas Andres denkend, als: „Die Geige hat der Henker geholt! Sie ist längst mit dem übrigen Nachlaß versiegelt, und Zeugen, oder andere Beweise meines Rechtes daran hab ich nicht. — Doch halt! gewiß hat der Selige meinem Anwalt auf dessen Billet schriftlich geantwortet, und daraus läßt sich wohl alles Mögliche beweisen. Hätt' ich nur den Anwalt erst gesprochen! Ehrenhalber muß ich dem Zuge folgen, denn er war doch immer mein College, und ich habe manche vergnügte Stunde mit dem närrischen Kauz zugebracht. Dann aber zum Anwalt, denn Recht geht vor Freundschaft!“

Er ließ seinen Wagen in die Stadt fahren und wandte sich nach dem Kirchhofe. Hier kam er an, als man eben den Sarg in die Gruft senken wollte, und die Todtenfrau eine von Lorbeern umschlungene Leier vom Deckel hob. Bei diesem Anblick fiel ihm Grinsels Drohung wieder ein, die Geige mit ins Grab nehmen zu wollen, und wie er sich über den lästerlichen Vorsatz schon einmal beim Hahn im Korbe tüchtig abgèrgert, so ward er, als nun die Schaufeln geschäftig die Gruft füllten, heiß und kalt, an Leib und Seele. Er reckte das Ohr weit über die Voranstehenden hinaus, ob er vielleicht einen durch die Erschütterung geweckten Saitenton aus dem Sarge hervorhören könne, und fuhr plötzlich betroffen zurück, denn weil er durchaus hören wollte, so klang ihm wirklich so etwas in's Ohr. Die Kollegen hatten eine Trauermusik am Grabe des Hin-

geschiedenen verabredet, der Morgenwind strich durch den Contrebaß, und der tiefe Ton, vom Geräusch der Schaufeln und der herabrollenden Erdschollen gedämpft, mochte leicht dem horchenden Cellisten wie aus der Erde hervordröhnen. Still und nachdenkend schlich er davon. Die Leichenfrau hatte kein sonderlich musikalisches Gemüth, sie wollte sich daher bei der langweiligen Trauermusik nicht versäumen, und war schon in der Nähe des Stadthors, als der Cellist sie erblickte, und schnell seine Schritte verdoppelte. Bald war die Frau eingeholt und auf seine Fragen erhielt er denn endlich eine Auskunft, wie er sie eigentlich erwartete, die ihm aber doch ein derber Schlag vor die Stirn war. „Freilich, lieber Herr Hofmusikus, sagte die Frau, freilich hab' ich dem Seligen so ein Ding in den Arm legen müssen. Die Frau bestand darauf, weil der Selige das kurz vor seinem plötzlichen Tode ausdrücklich so verlangt hat. Es war gewiß bei dem alten Herrn eine Ahnung, oder ein Vorspuß, wie ich denn täglich dergleichen erlebe. Der Frau war's ein Trost, den letzten Wunsch des Hingeschiedenen zu erfüllen, und die Violine ist gewiß auch keinen Gulden werth, es war ein alter verrosteter Kasten.“

Die Frau ging, aber Klapstein rannte wie ein Verzweifelter nach dem Hahn im Korbe. „Dietrich! schrie er schon auf dem Hausflur, Dietrich, eine halbe Saint Julien — aber schnell!“ Er trat in's Zimmer; hier fing er Herrn Günther auf und rief ihm entgegen:

„Seelengüntherchen! Stellen Sie sich um des Himmels willen den desperaten Streich vor! der Grinsel da — Sie wissen, er ist eben begraben — der alte tolle Kammermusikus — Gott weiß am besten, ob er ihn selig haben kann — also Grinsel hat richtig, wie er hier auf dieser Stelle vorher gesagt, seinen unbezahlbaren Stradivari mit in's Grab genommen. Ueber der schändlichen That seufzte selbst das ewig verlorne Instrument — ich hab's mit eignen Ohren so deutlich, wie jetzt meine Stimme, gehört — aus dem Sarge dumpf herauf. Man sollte darüber erstarren, denn was ist nun zu machen? So gut wie nichts!“

Er trank hastig mehrere Gläser, setzte sich, stützte den schweren Kopf und starrte nach seinen schnell auf und niederwippenden Füßen. Herr Günther war ein bedächtig überlegender Mann; als daher der Cellist so stumm da saß, sprach er ruhig: „Die Geige, lieber Herr Klapstein, ist damit ja nicht verloren. Ich kann über Ihr Recht an dem Instrumente so wenig urtheilen, wie über seinen Werth. Können Sie aber Ihr Recht geltend machen, so thun Sie das. Sprechen Sie mit Ihrem Anwalt, ob dann die Geige nicht wieder ausgegraben werden muß. Man legt dem für die Ewigkeit Schlafenden, um doch seinen letzten Willen zu ehren, eine andre Geige in den Arm, denn es ist ihm nun wohl gleichviel, was er darin hält, wenn's nur eine Geige ist. Was Sie aber thun wollen, muß rasch geschehn, sonst möchte das Instrument verderben. Leben Sie wohl! Ich muß nun auch nach dem Ge-

richte, um die kleine Weinrechnung von 127 Thalern zu liquidiren. Ich mochte den guten Mann bei Lebzeiten nicht drücken, er war mir eine schöne Kunde, die manchen Verdienst in's Haus brachte."

Der Günthersche Rath fiel auf dankbaren Boden, denn es kam dem Cellisten, während er ihn gespannt mit gefülltem Glase am Munde, und mit starr auf den Sprecher gerichteten Blicken anhörte, zwar nach und nach, aber immer heller ein Gedanke, der mit Günthers letzten Worten zum Entschluß reifte. Schnell leerte daher Klapstein jetzt sein Glas, sprang auf, und rief dem Scheidenden nach: „Günther! ich hab's schon einmal gesagt — und sollt' ich die Geige vom Galgen holen, mein muß sie werden, denkt, Klapstein hat's gesagt! Finis coronat opus!“

Er ließ ein Gabelfrühstück und noch eine halbe Saint Julien bringen und verlor sich bei diesem Genuße, dann und wann mit der Gabel auf dem Teller trommelnd, in allerlei Grübeleien. Endlich flüsterte der Nachdenkende in sich hinein: „Richtig — so geht's! — da müßt' ich doch von meinen fünf Sinnen verlassen sein, wenn ich Anwalt und Gericht offenbar ganz überflüssiger Weise incommodiren und ihnen mein schönes Geld für eine Geige in den Hals werfen wollte, die ich nur so hinnehmen kann, daß weder Hund noch Hahn danach kräht. Und das köstliche Sümmechen — sechszig Friedrichsd'or unter Brüdern! — Wer wird die Geige hier denn wieder erkennen, wenn sie mein geschickter Instrumentenmacher zehn Meilen von hier acht

Wochen lang unter den Händen gehabt hat? Kein Mensch! Und, fuhr er, sich selbst belügend fort, um seinen Entschluß noch sichrer zu begründen, und ich bringe sie hier in der Stadt noch nicht einmal zum Verkauf. Ist da nicht in Brühlberg an der Grenze der Herr von Weilchenpelz? Der Mann hat Geld, versteht weder von der Geige noch vom Spiel etwas, ist eben deswegen ein Kenner und auf drei Quadrat-Meilen, richtig abgemessen, der berühmteste Violinspieler in den ländlichen Winterclubbconcerten. Wie gesagt — der edle Herr hat Geld und fährt sicher aus der Haut vor Freuden, wenn ihm das Ding unter die Finger kommt. Sie ist wahrhaftig schon so gut wie verkauft, ich habe daher keine Zeit unnütz zu verlieren.“

Darum wanderte der Violoncellist Klapstein, der weder Furcht noch Tadel kannte, gehüllt in einen langen dunkelfarbigen Oberrock, versehen mit einem Spaden, einem großen Bohrer und feiner Säge, bei finsterner stiller Nacht, nur von seinem Rattenfänger begleitet, nach dem Kirchhofe und gerade auf das frische Grab des vermeinten Collegen zu. Hier stehen bleibend, blickte und horchte der Herzhafte vorsichtig überall in die Dunkelheit hinein, und als nirgends ein lebendiges Wesen sich regte, weder in nahen noch entfernteren Häusern ein Lichtschimmer zu entdecken war, stach er langsam, damit Geräusch möglichst vermieden werde, den Spaden in den lockern Hügel und legte die Erde vorsichtig zur Seite nieder. Er fuhr damit so beson-

nen fort, daß nun der nächste Spadenstich hohltönend auf den Sarg traf. In diesem Augenblick trat der Mond über der fernen Hügelreihe hervor, und der musikalische Schatzgräber, durch den anschlagenden Rattensänger, der treulich und eifrig schnaubend mitgewühlt hatte, aufmerksam gemacht, glaubte Fußstritte zu vernehmen. Mit halbem Leibe in der Erde war's ihm leicht sich zu verbergen: aber ihn beschlich ein fröstelndes Bittern, als wirklich Fußstritte näher kamen. Er hielt den Hund an sich, gebot ihm Still! und — welches Entsetzen! Mit dem Geigenkasten unterm Arme, den Hut in's Gesicht gedrückt, ging der alte Kammermusikus und College Grinsel, wie er leibte und lebte, keine zehn Schritte weit an ihm vorüber und seufzte. Die Haare sträubten sich dem Cellisten bei dieser grausenvollen Geistererscheinung; krampfhaft umklammerte die Rechte den Spadengriff, während die Finger der Linken sich dermaßen fest in den Nacken des Rattensängers krallten, daß dieser in ein jämmerliches Geheul ausbrach. Die Erscheinung wandte das bleiche Antlitz, die glühenden Augen, nach dem Zurücksinkenden, und langsamer schwebte sie weiter.

Der unglückliche Bergmann ward am nächsten Morgen von Vorübergehenden in einem heftigen Fieberzustande gefunden. Man brachte ihn in die Stadt; er lag in schweren Phantasien, aus welchen die Umstehenden nur die Worte deutlich verstanden: Keinen Pflifferring drunter — sechszig Friedrichsd'or — vollwichtig, Herr von Weilchenpelz! Antonius Stradivari von

1725. — Zahlung auf der Stelle — oder ich will nicht gesund vor Ihnen stehn!

---

Der Kammermusikus Grinsel hatte mit der Geige unterm Arme seine Wanderung angetreten. Was nur ein leichtes Spiel werden sollte, lag nun als eine schwerdrückende Nothwendigkeit auf seinen Schultern. „Gottlob, daß ich nur erst die Stadt hinter mir habe!“ seufzte er, und dennoch bemächtigte sich seiner unendliche Angst: es war kein andrer Weg zu nehmen, als über den Kirchhof! Die Füße wurden ihm schwer wie Blei, als er diesen schauerlich stillen Raum betrat; es war immer als gehe dicht hinter ihm eine dunkle Gestalt, und wolle jeden Augenblick an ihm vorüber, und ihm ins Ohr flüstern.

Da schob das aufgehende Mondlicht den Nachtschleier von Hügeln und Grabsteinen, und der zitternde Wanderer, starr vor sich niederblickend, wollte seine Schritte verdoppeln, als Klapsteins Hund jenen schneidenden Schmerzlaut ausstieß, in welchem Grinsel deutlich seinen Namen zu hören glaubte, und von plötzlichem Schrecken gefesselt war er überzeugt, der Demagog fordere drohend aus dem Grabe hervor seinen ehrlichen Namen zurück. Das Entsetzen trieb ihn vorwärts und dennoch mußte er die Augen zurückwenden. Er sah nichts, und rasch wanderte der lebendige Todte weiter durch die Mondnacht. Er hatte beschlossen, bis an die Landesgrenze nur Nachts zu reisen,

Tags über dagegen in einsamen Dorfschenken, bei Köhlern und andern von der Gesellschaft entfernten Menschen still zu liegen, denn wiewohl er sich möglichst unkenntlich gemacht und wirklich fast nichts zu fürchten hatte, so fürchtete er eben deswegen Entdeckung desto mehr, und jene dunkle Gestalt dicht hinter ihm verließ ihn fast gar nicht.

Nach mehreren Tagen schritt er glücklich mit aufgehender Morgensonne über die Grenze. Wie er bisher immer stumm und still, aber mit einem unbeschreiblichen Schmerz in der Brust und ohne aufzublicken grade vor sich hingewandert war, so lösete sich jetzt ein schwerer Seufzer tief aus der Seele und erleichtert sah er zum Erstenmal um sich her. Wenselburg war nur noch zwei Meilen entfernt; weil er sich nun ganz sicher hielt, so beschloß er, das Tageslicht nicht ferner zu scheuen, um den kurzen Weg zurückzulegen, und seiner Missethat den Trauerflor nicht vom Haupte, sondern von der Seele zu streifen, und endlich — endlich dem Gefühle ganz und voll sich hinzugeben, daß die dunkle flüsternde Nachtgestalt ihn verlassen, und die Welt wieder freundlicher vor ihm ausgebreitet liege.

In einiger Entfernung fuhr ein Wagen schnell die Landstraße herauf, und da Leute in Reisewagen zu derjenigen Menschenklasse gehörten, welche der Kammermusikus möglichst vermeiden wollte, dem schon näher Herangefahrenen aber nicht mehr auszuweichen war, so trat er unter einen Baum und wandte sein Gesicht abwärts von der Straße. Das Fuhrwerk war auch schon



halb an ihm vorüber, und er wollte so eben seinen Weg eiligst fortsetzen, als eine weibliche Stimme hinter ihm rief: „Nein gewiß, er ist es! Laß den Wagen halten.“ Der Kammermusikus, von der Angst getrieben, nun dem Verrath und damit tausend Verdrießlichkeiten, am Ende gar der Obrigkeit in die Hände zu fallen, bot seine äußersten Kräfte auf, der Gefahr zu entkommen. Dabei fiel ihm nun erst ein, wie leicht man ihn für seinen Bruder ansehen, und als Demagog einfangen könne. Die Beine hinter ihm mußten wohl länger und jünger sein, als die seinigen, denn nun waren sie mit weiten Sägen dicht hinter ihm, und nun ergriff eine Hand so kräftig seinen Rockschöß, daß an weitere Flucht nicht zu denken war, vielmehr dem Erschrockenen der Geigenkasten unter dem Arme weglitt und nur ein glücklicher Griff des Verfolgers den Schatz vor Zertrümmerung rettete.

„Lieber Herr Grinsel, sprach jetzt eine bekannte Stimme, theuerster Meister, warum fliehen Sie denn?“ und Grinsel stand vor seinem Schüler Richard Bywater und wußte nicht, was er sagen sollte. Mofette kam ebenfalls schnell herbei und sank dem Vater mit Thränen = aber auch freudeglänzendem Blick an die Brust. „Kinder! stammelte der Alte verwirrt, was wollt Ihr? Und Sie, Master Bywater — Sie haben schon einmal, denken Sie nur an Ihren letzten Brief, unedel an mir gehandelt — ich fürchte, Ihnen wiederum zürnen zu müssen. Was haben Sie mit meinem Kinde?“ „Vater! rief Mofette, beruhigen Sie

sich. Kommen Sie zum Wagen. Sie sollen Alles erfahren. "

Der Alte bemerkte kein Zeichen der Trauer an seiner Tochter, daher folgte er halbberuhigt den Beiden und machte nur die Bedingung, daß der Wagen nicht weiter fahren, sondern nach dem nicht fern an der Heerstraße liegenden Gasthose wieder zurücklenken solle. Bald war man hier angelangt, hatte ein eignes Zimmer eingenommen, und nun bestürmte der Alte Tochter und Begleiter mit so mannigfachen Fragen, daß Beide gar nicht erst zu Worte kommen konnten, und als ihnen dieses endlich gelang, da unterbrachen sie sich wechselseitig so oft und hastig, oder sprachen zugleich und so verwirrt durch einander, daß der Kammermusikus sich die Ohren zubielt und mit dem Fuße stampfend Schweigen gebot. „Daraus werd' ein Andrer klug! rief er, wollt ihr mich zum Besten haben mit eurem furiosen Tutti? Hübsch in der Ordnung! Bywater, beichten Sie, und Du, Rosette, rührst Dich als Ripienistin nur auf mein „Attacca!“

Man erzählte. Getreu seiner Verabredung mit der Geliebten hatte Bywater die Stadt nicht verlassen, sondern am Abend nach seiner Pseudoreise das erste Stelldichein nach der Trennung versuchen wollen. Gegen Mittag schon wird ihm ein Brief von der Post gebracht; er will ihn erbrechen, als Wagengerassel ihn ans Fenster lockt. Da muß er sehn, wie seine Rosette, reisemäßig gekleidet, neben dem Vater in einem offenen Wagen vorüberfährt. Er stürzt hinterdrein

dem Thore zu, und kaum hat er sich gemerkt, welchen Weg der Wagen nimmt, als er auch schon bei dem nächsten Pferdeverleiher das am wenigsten steife Thier satteln läßt und den Reisenden folgt. Nichts ist nach seiner Ueberzeugung gewisser, als daß der Vater sein heimliches Bleiben und den Grund desselben erfahren hat und nun die Tochter gegen fernere Zusammenkünfte in Sicherheit bringen will. So kommt Richard fast gleichzeitig mit den Beiden nach Wenselburg, sieht den Vater zurückreisen, und da er nun weiß, wo die Geliebte zu finden ist, fällt ihm jener Brief erst wieder ein. Er war schon alt, denn dem Dampfschiffe waren unterwegs die Kohlen ausgegangen, und der Inhalt war nicht erfreulich: er sagte genau, was Grinsel seinen Gläubigern aus Richards Schreiben, welches eine Folge dieses Briefes war, mitgetheilt hatte. Nur darin war der bestürmte Kammermusikus in der Noth von der Wahrheit abgewichen, daß Bywaters Pension für die ganze Zeit seines Aufenthaltes im Grinselschen Hause, nicht aber für das letzte Quartal allein rückständig sein sollte. Ungeachtet der niederschlagenden Nachricht aus England hatte Richard dennoch guten Muth und versuchte, mit der Geliebten, die den fast unaufhörlich am Hause Vorüberschreitenden gewiß schon gesehn haben mußte, zu sprechen. Das war aber schwieriger, als er dachte. Wenn Tante Spizkugel auch nicht zur stabilen, wie Mosette zur fortschreitenden, Kirche gehört hätte, so war sie doch eine Tante, ferner eine alte Jungfer, und Beides ist oft schlimmer,

als ein Glaubensschisma. Dazu hatte der Vater das einzige Kind ihrer Obhut dringend empfohlen: es war also nichts natürlicher, als daß Mofette vom Morgen bis zum Abend in einem Hinterstübchen Hauben und Hüte drapiren, und dann der andächtigen Putzmacher- tante aus dem „Erquickborn gläubig schmachtender Seelen“ Gesänge und Gebete vorlesen mußte.

So waren einige Wochen hingegangen, und Richards immer wachsende Verzweiflung stand schon im Begriff, einen Engländerstreich zu machen — er wollte nämlich das Spitzkugelsche Haus in Brand stecken, die Brandflecken seines Gewissens dann aber durch eine edle That, nemlich durch Mofette's Rettung wieder verwischen — als ein zweiter Brief aus England, von einem starken Wechsel begleitet, allen Häuserbrand löschte, indem er den Herzensbrand zu hochauflobernden Flammen anfachte. Der Brief enthielt nemlich nur die ganz ordinäre Nachricht, daß Bywaters Oheim mit Hinterlassung eines in Deutschland unerhörten Vermögens gestorben sei, und dem einzigen Neffen den Besitz dieser Reichthümer gönnen wolle, aber er müsse sogleich nach England zurückkommen. Nun war Richards nächster Gang gradezu in das Spitzkugelsche stille Jungfernhaus, denn ohne die Geliebte wär's ihm unmöglich gewesen, Deutschland zu verlassen. Er hatte Mofette niemals am Fenster gesehn, deshalb, schloß er, mußte sie nothwendiger Weise dahinten irgendwo stecken, und beging daher geflüßentlich den Fremden- irrthum, die Zimmerthür gleich vorn im Hause nicht

zu bemerken, vielmehr schritt er ohne Umstände über den ganzen langen Hausflur, und öffnete ganz hinten, für den Nothfall mit einer Haubenbestellung im Kopfe, richtig Mosettens Thür. Das stille Mädchen erglühete und erschrak heftig bei seinem Anblick. Statt die Haubenbestellung vorzubringen, umarmte Richard die Geliebte, drückte einen Kuß auf ihren bebenden Mund, einen Brief in die zitternde Hand und ging wieder davon, ohne von der Tante, die im Bordzimmer der Morgenandacht oblag, bemerkt zu werden.

Der Brief sagte Mosetten vom Glücke des Geliebten und sprach den sehnlichsten Wunsch aus, mit ihr ein stillvertrauliches Wort zu reden, ohne die Tante, deren Gesicht eine Landkarte des infernalischen Welttheils im Himmel sei, deshalb weitläufig anzusprechen. Der kürzeste Weg, als der beste, sei, wenn Mosette das Gefängniß heimlich verlassen könne. Jeden Augenblick stehe der Wagen bereit, der sie mit dem ungeduldig harrenden Geliebten zum Vater bringe. Das Alles weckte nun eine unendliche Freude in der Brust des lieben bekümmerten Mädchens, und dennoch schwankte sie. Heimlich das Haus zu verlassen — den Gedanken mochte das reine Gefühl nicht dulden. Die Tante zur Vertrauten des Briefes machen, ging nicht, weil ihr Portrait darin lag. Sie um einen Gang aus dem Hause zu bitten, war vergeblich, oder sie wäre mitgegangen. Ein Vorwand, die Kirche zu besuchen, wäre dem frommen Kinde Lüge gewesen. Und sie durfte nicht einmal in ihre Kirche, weil die

Tante, die jeden Schritt der Nichte gewissenhaft bewachen wollte, sie zu betreten scheuete: wogegen wieder die stabile Kirche dem Mädchen nicht zusagte, ohne die lästige Begleiterin auch nicht zu erreichen war. Dieser Zwiespalt ward noch größer, wenn Mosette bedachte, daß der Geliebte, von Ungebuld getrieben, jeden Augenblick wieder erscheinen, mit der Tante zusammentreffen, und dann ein widerwärtiger, die Erlösung nur hemmender Scandal entstehen könne. Und diese ängstigende Betrachtung entschied endlich unter Mosettens Zweifeln, indem sie zu dem ersten Einfall, heimlich das Haus zu verlassen, wieder hinführte. In diesem Schritte, meinte das gute Kind, lag doch wenigstens Wahrheit, und die Folgen mochten sein, welche sie wollten, so stand sie nach wenigen Tagen gerechtfertigt vor aller Welt, wenn auch nicht vor der Tante.

So hatte sie denn heute den ersten freien Augenblick benützt, war aus dem Hause geschlichen und mit Richard davon gefahren. „Und nun, fragte Mosette mit naiver Verlegenheit, hab' ich Ihren Segen verwirkt, lieber Vater?“

Während dieser Mittheilungen gerieth der Kammermusikus in den schwersten Kampf seines Lebens, und dennoch war die Erschütterung seines Gemüths nicht heftig genug, die Thränen, welche seine Seele durchwogten, hervorstürzen zu lassen. So war denn sein ganzer, mit eiserner Beharrlichkeit gesponnener und ausgeführter Todesplan eine furchtbare Verhö-

nung des heilig waltenden Geschickes! Selbst daß ihm der Bruder in die Hände gestorben war, konnte seine That nicht entschuldigen, wenn er auch damals geglaubt haben mochte, der Himmel wolle die Ausführung derselben begünstigen und erleichtern, denn die That selber war Sünde, und was ihm Fingerzeig des Himmels schien, war Versuchung. Hätt' er dieser widerstanden — nach wenigen Tagen, eben jetzt wäre der rettende Gottesengel auf das Haus des Niedergedrückten mit jubelndem Flügelschlage herabgeschwebt. Aller Noth entbunden konnte der Kammermusikus, geehrt und geachtet von Collegien und Mitbürgern, neben der geliebten Tochter, dem reichen redlichen Schwiegersohn den Rest seiner Tage in der glücklichsten Ruhe verleben, und seine Rose wäre, frei von Nahrungsorgen, bei ihrem gefühlvollen Sinne gewiß mit liebender, treuwaltender Anhänglichkeit eine Lebengefährtin geworden, wie sie jedem Wunsche als die freundlichste Erfüllung erschienen wäre. Und nun — „Ich kann, erwiderte Grinsel seiner Tochter mit fast gebrochener Stimme, ich kann, mein theuerstes Kind, weder segnen noch fluchen — ich bin todt!“ Er wollte den Kopf stützen, aber er sank im Sopha zurück. Mofette stürzte mit einem Ausruf des Schreckens vor ihm nieder, und Richard wollte nach Hülfe hinauslaufen, da erhob sich der Gebeugte schon wieder, legte die Hand freundlich lächelnd auf das Haupt der vor ihm knieenden, mit angstvollem Blick nach ihm aufsehenden Tochter, und winkte Richard zurück. Die fortwährende

Geistesanspannung seit mehreren Wochen, die Begebenheiten der letzten Tage, die nächtlichen Wanderungen hatten die starken Nerven, seine ganze kräftige Natur doch zu sehr herabgestimmt, als daß die letzte Scene und die daraus hervorgegangenen Betrachtungen spurlos an dem eisernen Körper vorübergehen sollten. Aber eben so schnell überwand er die augenblickliche Betäubung, richtete sich empor und sprach: „Es war nichts, Kinder! Seid nur ruhig und hört mich an. Ihr werdet sehen, daß ich nicht wahnsinnig bin. Nur einen Tropfen Wein gebt mir.“ Bywater sprang fort, sich selber scheltend, daß er Essen und Trinken so ganz vergessen habe. Bald stand Beides auf dem Tische, und als der ermattete Grinsel sich etwas erquickt hatte, begann er nach kurzer Einleitung die Ereignisse der letzten Tage den immer mehr, und oft fast ungläubig staunenden Zuhörern zu erzählen.

„Seht Kinder! beschloß er dann, das ist die Geschichte eines tollen, am Himmel verzweifelnden Menschen. Die vorschriftsmäßige Terminologie reuiger Sünder versteh ich nicht, aber ihr könnt glauben, daß mein Irrthum schwer mir auf der Seele liegt. Nur eine Betrachtung richtet mich auf: wäre das Alles nicht geschehn, und der steinreiche Schwiegersohn hätte dann großmüthig aller Noth ein Ende gemacht, wahrlich! das alte lustig gemeine Leben wäre wüster und verwüstender wieder hereingebrochen, und die Thorheit des Alters wäre Kinderspott geworden. Darüber bin ich nun hinaus! Aber nach der Residenz darf ich nicht



zurück, nicht einmal in Deutschland kann ich bleiben. Nehmt mich nach England mit hinüber, und laßt meine Rose nicht zurück. Das gute Weib muß schrecklich gelitten haben, ich muß ihr wahrlich jeden Tag zum Dankfeste machen.“

Bywater sprang auf. „Und das kann ein Deutscher? rief er. God damm! das ist ein Schimpf für den ganzen englischen Spleen. Und wenn Sie auch wollten und könnten, ich duldbete Sie durchaus nicht in Deutschland. Ein solcher Mann kann nur großbritannische Luft athmen. Fort nach England!“

Mosette hatte den Vater fest an ihre Brust geschlossen. Die Erzählung wirkte so gewaltig auf ihre weiche Seele, daß ihr immer war, als höre sie die Nachricht von Tod und Begräbniß des Vaters aus fremdem Munde, und sie strebte nun nach der innigen und festen Ueberzeugung, daß der Vater selber gesprochen, daß sein Herz wirklich noch schlage an ihrer bebenden Brust.

Als sie endlich ruhiger geworden waren, hatten sie noch manche Verabredungen zu treffen, Briefe zu schreiben, tausend Einrichtungen zu machen, zu schnüren und zu packen, bevor nach zwei oder drei Tagen Vater und Tochter nach Bremen, Bywater aber nach der Residenz, fahren konnten. Sene wollten in Bremen Mutter und Bräutigam erwarten, um dann gemeinschaftlich nach dem großbritannischen Asyl hinüberzusegeln. Schon saß der Kammermusikus neben der Toch-

ter im Wagen und Bywater reichte den Geigenkasten hinauf, da sprang der Alte plötzlich auf und wehrte mit beiden Händen den Kasten ab. „Nein! sprach er in heftiger Bewegung, die Geige kommt nimmer wieder in meine Hände. Wenn ich Alles genau überlege, so ist sie es, die das Unheil der letzten Zeit über mich herbeigeführt hat, und ich mag wahrlich nicht gern daran erinnert sein, oder ich muß, so ein gutes Ende sich auch daran knüpft, dennoch fürchten, in meinen alten Tagen den Verstand zu verlieren. Tener Cellist aber, der Klapstein, ist eben der rechte Mann für das Instrument, denn er versteht nichts davon. Mag er sie von mir erben zum Dank für die Noth, die er mir bereitet hat, und kommt auch diese Erbschaft in unrechte Hände, so theilt sie nur ein fast allgemeines Loos. Weg damit!“

Bywater nahm, beifällig nickend, die Geige mit dem Versprechen zurück, sie richtig dem Cellisten auszuliefern, und so fuhr man denn endlich nach verschiedenen Richtungen ab.

---

Die Wittwe in der Einbildung, die gebildete Rose, hatte der innern und äußeren Vorbereitungen in so mannigfacher Weise sich zu erfreuen gehabt, daß sie über die ersten und heftigsten Erschütterungen bei dem nach ihrer Zuhausekunft vorgefundenen Todesfalle leidlich genug hinwegkam. Indessen hielt sie es der Decenz an-

gemessen, ihren Schmerz in den ersten beiden Tagen bei einer mitfühlenden Freundin auszuweinen.

Als sie in ihr Haus zurückgekehrt war, kam Manches so, wie Grinsel vorhergesagt. Gnaden- und andre Gelder wurden gebracht, worüber sie als Wittwe quittiren mußte; sodann verlangte man verschiedene Papiere von ihr zur Begründung der Pensionsansprüche, und ein behagliches Gefühl von Wohlhabenheit, wie sie's seit dem Hochzeitstage nicht empfunden, durchdrang beruhigend ihre Brust. Dazu ging Mandelschaf fleißig ab und zu, und versäumte keine Gelegenheit, einen Lebensplan für die Freundin zu entfalten, wie ihn, nach seiner Versicherung, nur die reinste Neigung im Verein mit sicherer Benützung der Mittel und Umstände schön und auf die Dauer zu entwerfen vermocht habe, — worin er denn auch seiner Wenigkeit die gebührende Stelle angewiesen hatte. Freilich lag eben keine Heirath im Vorgrunde, nicht einmal im Hintergrunde, denn dergleichen war dem Fagottisten zu prosaisch, und Rose hätte ja dann auch ihre Pension, also einen Theil der Mittel verloren, auf welche bei Verwirklichung des köstlichen Lebensplans besonders gerechnet werden mußte: aber das Verhältniß sollte eben in seiner Ungebundenheit die Kraft der Fessel besitzen und bewahren, und damit die große Aufgabe gelöst werden, den ewigen Conflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zum Bilde der reinsten Schönheit zu erheben. „Sie wissen selbst, sprach er zuletzt, theuerste Freundin, Sie wissen am besten, welch ein Schmerz mein ganzes Gemüth erfüllt und

verdüstert. Wie oft und schön hat Ihre große Seele diesen Schmerz mitempfindend besänftigt! Aber eben darum versagt mir das Geschick, die an das Grab verpfändete Liebe zu lösen, um sie dem Leben, besonders den bürgerlichen Einrichtungen, mit der ganzen Kraft und Fülle meiner Jugend wieder zu schenken.

Rose lächelte bei so zarten Empfindungsworten still vor sich nieder, und richtete dann bei ausnehmend schönen Stellen einen eben so ausnehmend schwärmerischen Blick auf den süßflüsternden Redner. Es fiel ihr nicht ein, daß das sie getroffene Geschick ihr eine ernste Gelegenheit darbot, allen ärmlichen Bildungstransparenzschimmer ihrer Seele in der Morgensonne wahren Gefühls, reiner, fester und echtweiblicher Gesinnung auf ewig untergehen zu lassen, — sie mußte ja dann ihr Gefühl als ein falsches erkannt, an ihrer Gesinnung wenigstens irgend einmal gezweifelt haben, und wie kann dahin ein Mensch gelangen, der sich selber immer als trefflich voraussetzt, und die eignen Gebrechen nur an Andern bemerkt? Rose war überdem von ihrer Gouvernantenschaft her noch gewohnt, sich für klüger und besser, als die Kinder zu halten, an denen täglich, stündlich zu Hofmeistern war, und als sie nicht mehr erziehernte, traten ihr an die Stelle der Kinder natürlich die großen Leute. Und dann war Rose jetzt Wittwe eines Mannes, bei dem sie Herzeleid genug erfahren; ihr zur Seite dagegen saß ein Fagottblasender Poet, eben so verschoben, wie sie, also gänzlich mit ihr sympathisirend! Wenn daher selbst ein ganz ungebil-

detes Weib Mandelschafs sogenannten Lebensplan, worin die erniedrigendste Kränkung lag, welche je ein Weib treffen kann, mit wahrhaft schönem Stolze verachtend abgewiesen hätte, so ließ dagegen Rose die lieblichen Reden ihr ganzes Wesen zerschmelzend durchklingen und durchdringen. Dabei war es immer, als hörte sie neben diesen Reden noch die Worte aus Mandelschafs Regelbahn:

— endlich, ach du Süßer! endlich, endlich  
Erkennst du, daß Vergangenheit und Zukunft  
Nur Dornen sind im Rosenkranz des Daseins,  
Nur trüber Bodensaß im Festpokal  
Der Luft, o Freund, kredenzt —

Da schloß Mandelschaf seinen Sermon:

Und dieser Plan ist keine Seifenblase!  
Wie nur das Schöne wahr und wirklich, und  
Wie du mir Psyche für Maria's Leib,  
So, Ugeliebte, so laß mich umschließen  
Mit meiner ganzen Seele Jugendkraft —

Er kam nicht dazu. Vielmehr erschienen aber jetzt mehrere Gerichtspersonen in der Absicht, den Nachlaß des Geschiedenen gehörig zu inventiren, damit er zum Besten der Gläubiger verkauft werden, und ein gutes Zweidrittel vom Erlös in Sportelkassen und Advokaten-taschen zerfließen könne, wie das hier so ländlich und sittlich war.

Die Gerichtspersonen wollten ihre Arbeit von Oben anfangen: man stieg daher die Treppen hinan, und — „was ist das?“ rief der Secretair, mit der Hand nach Bywaters Thür zeigend, und einen ernstzürnenden

Blick auf die Wittwe zurückwerfend. Der Papierstreif, welchen die Gerichtssiegel als Schloß an der Thür hielten, war ungeachtet seiner Unverletzbarkeit freventlich zerrissen. Grinsel mußte nothwendig diese Hülle sprengen, wenn er als Nachtfalter davon flattern wollte. Rose verstand nichts von der heiligen Sache, und als der Secretair mit krauser Stirn und zuckenden Lippen eine Erklärung hervorgerichtet, glaubte sie mit den einfachen und unbefangenen Worten: „Ich weiß nicht, wie das zugegangen“ dem Themisbonzen genug gethan zu haben. Dieser aber wurde noch heftiger, und konnte erst nach weitläufigem Demonstrationdonner, gegen welchen Mandelschafs poetische Entschuldigungsflöte vergebens antrillerte, dahin gelangen, in Gegenwart der stets ängstlicher werdenden Frau und ihres ohnmächtigen Defensors ein Protocoll über den Befund der Sache aufzunehmen, und die Thür von Neuem zu versiegeln. Darauf ward der Wittwe, die mit thränenden Augen bat, sie nicht ins Unglück zu stürzen, angekündigt, sie habe sich morgen freiwillig auf dem Rathhause zu weiterer Vernehmung und Untersuchung einzufinden, widrigen Falls man sie holen lassen müsse.

Das war zu viel für die unschuldige Frau. Wie dem Jagottisten am Ende seines Gedichtes die alte Kathrine, statt einer Göttin, aus der Bodenluke entgegengreint, so starnte Rose jetzt aus den paradiesischen Traumgebilden, vor wenigen Minuten noch von dem dichterischen Geliebten ihren trunkenen Blicken entrollt,

in einen düstren Kerker voll zischender Schlangen und klirrender Ketten, und nicht als Psyche, sondern als Delinquentin sank sie jetzt in die Arme Desjenigen, der wirklich alle Jugendkraft aufbieten mußte, die Aufgeregte zu halten. Er ließ sie sanft auf das Kanapee nieder und rannte davon, theils Hülfe für die endlich von Ohnmacht Gefesselte herbeizurufen, theils zwischen Bürgermeister und Rath um Schonung für die unschuldige Frau umher zu betteln, und hier zeigte sich ihm die passendste Gelegenheit, seinen Füßen eine angemessene Schule beizubringen. Es war nemlich so hergebracht, daß der erste Bürgermeister an den zweiten Rath, dieser aber an den Secretair verwies, welcher nichts eiliger zu thun hatte, als die Leute nach dem zweiten Bürgermeister zu schicken, und da dieser in der Sache nicht arbeitete, so mußte man den ersten Rath ansprechen, der nicht einmal für sich selber, geschweige für Andre zu Hause war.

So war denn der Fagottist Mandelschaf sehr nahe daran, Erfinder der modernen Schnellläuferei zu werden, wenn die Sterne nicht beschlossen hätten, ihn anstatt in den Tempel des Erfinderruhms an den Abgrund der Verzweiflung zu führen. Von einem Mitgliede des Gerichts erhielt nemlich Mandelschaf endlich die trostreiche Nachricht, daß die Wittwe Grinsel Angst und Sorgen fahren lassen könne, da so eben sich ein Weg eröffne, sämtliche Gläubiger vollständig zu befriedigen. Freilich ward dieser Weg nicht deutlicher beschrieben, als eben, daß er ein Weg sei: allein dies war dem

Fagottisten schon genug, um auf ziemlich schwerfälligen Flügeln erschöpfter Kräfte nach der Geliebten zu eilen, — und eben vor ihrer Hausthür begann seine Verzweiflung, denn sie war verschlossen, und nirgends im ganzen Hause zeigte sich ein Lichtschimmer, vielmehr erfuhr Mandelschaf von dem Nachbar: die Dame sei mit einem jungen Herrn schon vor mehreren Stunden davon gefahren.

Da stand nun der Fagottist auf der Gasse, und suchte vorläufig Athem zu gewinnen, und als ihm das gelungen war, ging er mit der sichern Hoffnung davon, daß in seiner Wohnung ein Billet von seiner Rose, als Compaß auf dem Meere der Liebe, ihn erwarte. Sein Weg ging am Hahn im Korbe vorbei. Die Fenster waren geöffnet, und aus dem kerzenhellen Gastzimmer vernahm er deutlich die Stimme des Cellisten Klapstein. Mandelschaf wollte sich eben wundern, den Kranken im Weinhaufe zu finden, als dieser sprach: „Seht Günther! die Tollheiten des alten Grinsel spuken noch fort bis ins dritte und vierte Glied. Hat jemals ein Mensch etwas Aehnliches in die Zeitung setzen lassen! Hört nur:

„Theuerste Mitsterbliche!

Mit Hinterlassung einer noch trauernden Wittwe, einer lebenswürdigen Tochter und des allgemeinsten Rufes hat am 9ten ein Mann das Ewige mit dem Zeitlichen verwechselt, dessen Name im Andenken zahlreicher Freunde fortleben wird, den zu nennen aber eben deswegen überflüssig ist.



Zugleich empfiehlt sich dessen Wittwe dem Mitgefühl und der Freundschaft sämmtlicher Bekannten bei ihrer Abreise mit Tochter und Schwiegersohn dankbar und ergebenst.

Richard Bynwater."

„Der Mensch, meinte Herr Günther, ist der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, daher die Verwechslung des Diesseit und Jenseit gar leicht erklärlich.“ Da trat Mandelschaf ins Zimmer. „Mandellämmchen! rief ihm der Cellist entgegen, trefflicher Poet! es ist gut, daß Ihr kommt. Wir trinken ein Gläschen zusammen und Ihr sollt plötzlich erfahren, wie ich so plötzlich kerngesund geworden bin. Stellt Euch um des Himmelswillen vor, da sitz' ich eben mit dem behaglichsten Genesungsgefühl in meinem Stübchen, als der Grinselsche Schüler aus England die Thür öffnet, den bekannten Geigenkasten vor mir auf den Tisch stellt, und erzählt, daß ihm bei seiner Abreise vor mehreren Wochen die Geile diesen Kasten und in demselben den herrlichen Antonius Stradivari von 1725 in die Hände geworfen. Jetzt habe er sich freie Disposition über das Instrument rechtlich verschafft, und da ich den Besiz derselben immer sehnlichst gewünscht, so wolle er mit dem Geschenk des Stradivari mir Gelegenheit geben, mich öfters meines alten würdigen Freundes und Collegen, des heimgegangenen Grinsel in Liebe zu erinnern. Und da hab' ich nun den Stradivari! In meiner Freude wollt' ich wahrhaftig die Mofette heirathen: der Bynwater aber meinte, das Mädchen habe

keine Neigung für mich übrig. Gut! sagt' ich, so will ich wenigstens der Wittwe — das gute Frauenzimmerchen mag ihre liebe Last haben — ich will ihr zwanzig Louisd'or geben, die ich doch längst für den Kauf der Geige bestimmt hatte. Da meinte aber der Bywater wieder, die Wittve brauche kein Geld; sie reise nach Bremen, und werde dort, wenn ich recht gehört habe, den Roland heirathen. Ich kenne den Mann nicht, er soll aber steinreich sein. Aber ich bin glücklich und folglich gesund: ich rette meine Grundsätze, meinen Hund, mein Geld und — habe die Geige!“

„Nach Bremen! schrie Mandelschaf. O schrecklicher Verrath der Liebe! Was geht mich Euer Glück an? Ich habe den Mittelpunkt meines Daseins, die Basis, das prometheische Princip meiner poetischen Natur verloren! Rose ist fort, und mit ihr jeder Gedanke, die im Grabe schlummernde Liebe im Gesange zu verherrlichen. Ach — wär' ich nur noch, was ich gewesen, es gäbe in der ganzen Christenheit keinen glücklichern Juden!“

„Aber Freundchen! entgegnete Klapstein, — ich habe früher nichts dazu sagen mögen — aber wie kommt Ihr eigentlich auf den wunderlichen Einfall, durchaus ein Jude sein zu wollen? Es giebt — flüsterte Klapstein dem Fagottisten ins Ohr — es giebt hier doch Leute, die recht gut wissen, daß Eure Mutter eine christliche Schneidertochter, und Euer Vater ein eben so christlicher Husarenlieutenant war —“

„Wer sagt das?“ rief Mandelschaf entrüstet. „Das

Kirchenbuch," antwortete Zener gelassen. „Indessen, fuhr er besänftigend fort, liebstes Freundchen! thut das etwas zur Sache — ich meine, zu Euerer Poesie? Sind in der jetzigen verhängnißvollen Zeit unter getauften und ungetauften Juden einige Dichter, so kann es unter diesen auch christliche Fagottisten, abstammend von Schwert und Nadel, geben.“

„Nun ist es aus mit mir! schrie Mandelschaf aufspringend. Was mir, wie allen übrigen Erdensohnen, die Poesie möglich machte, das Geheimnißvolle meines, wie alles Daseins — dieser Isischleier liegt zerrissen mir zu Füßen. Die nackte, nüchterne Wahrheit vernichtet mit ihrem unerfreulichen Glanze die Zauberschatten der Sehnsucht in meiner Brust und tod, wie meine Maria, liegt nun mein Leben, meine Poesie, der ganze Zweck meines Daseins im Rothe der Wirklichkeit. Ja! so schrecklich tod bin ich, daß ich nicht einmal jene Sehnsucht wieder zurückzusehnen vermag — sie, die Vergangenheit und Zukunft in meiner Brust verschmolz unter dem Bilde Rosamaria's! Klapstein, Euer Verrath hat wie ein Zauberwort mich plötzlich in die Gegenwart geworfen, und jetzt erst fühl' ich die große Wahrheit meines letzten Gedichtes, worin die Gegenwart Kathrine heißt. — Ach! es ist doch ein schönes Gedicht, und mein letztes, mein Schwanenlied! Ich ahnte das gleich, als mir der Novellengedanke kam, und jetzt ist es mir klar geworden, daß ich Prosa schreiben muß.“

„Spart Mühe und Dinte! sprach Klapstein, die

Gläser füllend. Kommt, trinken wir einmal. Kann's denn nun fehlen, daß ich an Grinsels Statt Primgeiger werde? Auf mein Primgeigerwohl — so! Ich habe mir freilich damals bei der nächtlichen Vision den Zeigefinger etwas verstaucht und mit dem reinen Griff wirs hapern, aber was thut's? Ich habe die Geige! und wo mein Stradivari tönt, denkt kein Mensch an meine Applicatur. — Nun auf Euer Wohl, Mandelschäfchen! Dankt Gott, daß die alberne, wetterwendische Person, die Rose, fort ist. Der Bywater sagte mir, sie gehe einem schönen Glück entgegen, drum laßt sie gehn."

„Ja — ich denke groß! entgegnete Mandelschaf pathetisch. Wenn Alle gewonnen haben, wenn Alle glücklich sind, da ist es schön der Einzige zu sein, der verliert und unglücklich ist. Ich fühle mich stark, das Unglück einer ganzen Welt auf meinen Schultern zu tragen; und sollt' ich darunter zusammensinken, wer trägt dann ein Mausoleum, dem meinen gleich? Lebt wohl!"

Er ging. Klapstein sah ihm lange nach mit gefülltem Glase an den lächelnden Lippen. „Freund Günther, sprach er dann und leerte sein Glas, theuerster Gastgeber, in diesem Zimmer hier sind doch schon wunderliche Dinge vorgegangen, aber an dem Fagottisten und Belletristen da — Ihr könnt mir's glauben — ist Hopfen und Malz verloren. Geberdet sich wie unsinnig, daß die Rose seine magern poetischen Fagottistenbissen verschmäht, weil sie's besser

haben kann! Ist das nicht toll und unchristlich?  
Nein — ich gönne der Menschheit alles Gute, und der  
Rose sammt ihrer Mofette das herrlichste Glück in  
meiner stillen Genügsamkeit. Bally! Komm, gutes  
Thier, es ist schon spät. Gute Nacht, Freund Gün-  
ther — Ihr gebt mir Recht, nicht wahr? Was  
will ich denn mehr? Ich habe ja die Geige!“

---

---

# Drei Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von

W. Haring. (W. Alexis.)

1. Walladmor.
2. Dreimal in Weimar.
3. Meine Zeitgenossen.

---

## 1.

### Walladmor.

Wenn ich mich der Zeit erinnere, wo der Roman Walladmor entstand, erschien und wirkte, möchte ich glauben, daß in jedes Schriftstellers Leben etwas von dem Dämonischen spukt, von dem Goethe spricht, und was sich besser fühlen, als erklären läßt. Sein Werden, Wirken und Nachwirken kommt mir heute, wenn ich meine Schriftstellerlaufbahn überdenke, fabelhaft vor. Ich dachte weder an den Erfolg, als ich ihn schrieb, noch, als er da war, war ich bedacht ihn zu nutzen; denn mir fehlte das Bewußtsein des ungewöhnlichen Glückes, das den angehenden Schriftsteller, für den eine beifällige Notiznahme schon Lohn gewesen wäre, überschüttete. Das Ereigniß lag eigentlich außer mir; es war eine Seifen-

blase, die ich in übermüthiger Laune von mir wegblies, und nun wurde es ein Luftballon, der mich selbst in die Höhe hob. Aber auf diese Art zu steigen war ich nicht vorbereitet, ich wußte nicht, wie man einen Luftballon lenkt; und daß ein Luftschiffer, dem es einmal so geglückt ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln, den Gegenstand festhalten und die gewonnene nicht auf andere lenken muß. Ich hätte mich wieder in den Luftballon setzen müssen, zu einer, wo möglich, noch höhern, weitem Reise, aber ich zog es vor, mit meinen Füßen auf den Berg sicher hinaufzusteigen, und glaubte, die Leute müßten mich dort besser sehen, weil ich fest stand. Aber sie wollten nicht mich sehen, sondern den Ballon.

Es war eine glückliche Zeit in der Literatur, als Walter Scotts Gestirne auf der Mittagshöhe standen. Oder kam es nur mir so vor, weil ich selbst einer jungen, frischen Schöpfungskraft mir bewußt war? Weil die Umstände mir den naiven Glauben eingaben, daß das Tüchtige sich immer geltend machen müsse? Weil die Zweifel in gewisse Schranken gebannt waren, und der mächtige Geist, der durch seine positive Kraft am meisten dazu gethan, ihre revolutionirende Kraft nach allen Seiten hin loszugeben, Byron, damals nur wie ein einzelnes, wunderbares Meteor am alten Horizonte angestaunt wurde? — Ich liebte Scott, wie man nur einen Schriftsteller lieben kann; aber die Liebe war weit entfernt von der Pietät, die ich gegen Goethe und Tieck hegte. Indem ich mich in seiner Behaglichkeit wärmte, war ich nicht blind gegen seine Schwächen. Wann und

wo der Gedanke entsprungen, daß man, ohne Scott zu sein, ein eben solches Werk, wie seine, schreiben könne, weiß ich nicht mehr; aber er war lange vorher da, ehe ich an die Ausführung ging. Ich glaubte gar nicht, daß es dazu einer Kraft, Scotts ähnlich, bedürfe; ich meinte, es könne das ein Jeder, der sich nur die Stoffe, Farben, Effekte, mit denen er wirkt, recht merke, und sie geschickt mische. Ich sprach das oft in Gesellschaften aus, und forderte dazu, als zu einer spaßhaften Aufgabe, auf; es sei gewissermaßen unsere deutsche Ehrensache. Man schüttelte ungläubig den Kopf. — Es war in Breslau, wo ich eines Abends in Gesellschaft einen Bekannten traf, der eine trübe Reise nach Glas am andern Morgen antrat. Wegen eines Duells erwartete ihn ein sechsmonatlicher Arrest. Man überlegte, womit der arme Gefangene sich in der Einsamkeit beschäftigen könne, und packte für ihn Scottische Romane zusammen. Ich sagte, wenn mich das Loos statt seiner träfe, so wisse ich, mit welchen Gestalten ich die öden Räume des Gefängnisses bevölkern würde, und brachte mein altes Thema hervor. Baron G. . . v. S. . . . ., dem ich noch dafür Dank schulde, antwortete: „Das können Sie ja, ohne in Glas zu sitzen.“ Das hätte ich mir freilich selbst sagen können. Warum geschah es nicht, warum mußte das Wort eines Andern plötzlich in mir den Entschluß klar und zur Nothwendigkeit machen? Ja, ich mußte einen Walter Scottischen Roman schreiben.

Man hat gemeint: ich habe es gethan, um mir einen Namen zu machen, und hat milde über die Täu-



schung geurtheilt, weil der Erfolg so überaus glücklich war, und gewissermaßen ein nationeller Ehrenpunkt wurde. Ja bei einem berühmten literarischen Prozesse, dem gegen Wilhelm Hauff von Claren wegen des Mannes im Monde angestellten, wurde als Vertheidigungsgrund für dessen Täuschung der Success, den meine Mystification davon getragen, angeführt, und in den Gründen des Urtheils erwogen. W. Scott habe nicht gegen den Verfasser des Walladmor wegen Betruges Klage erhoben, im Gegentheil die humoristische Täuschung günstig anerkannt, und die allgemeine Stimme habe dem Mystificanten den erstrebten Ruhm gegönnt. — Ich kann gegen diese Zumuthung mit bestem Gewissen protestiren. Nicht etwa, daß ich nicht eitel gewesen, nicht nach Ruhm verlangt. Ja, es war mir so sehr darum zu thun, wie je vor und nachher einem jungen Schriftsteller. Aber ich hatte den stolzen Glauben in mir, daß ich ohnedieß auf dem Wege zu dem Namen sei, nach dem ich trachtete. Ich glaube, meinen frühesten Novellen, wie die Schlacht bei Torgau u. A., welche meinen Cabanis, der ein sehr früher Plan ist, vorbahnen sollten, wird auch die abgünstigste Kritik keine Nachahmung Scotts vorwerfen. Diese Mystification war für mich ein reines Spiel, ohne große Absicht auf Erfolg, eine tolle Laune des Uebermuthes, die hinaus mußte, je schneller, desto besser, um wieder zu mir selbst zu kommen und zu dem, was ich für besser hielt.

Wie der Plan von mir entworfen wurde, weiß ich nicht mehr. Es schien mir, er machte sich von selbst

Das Gestell war natürlich zuerst im Kopfe fertig. In allerhand Krause, bunt romantische Begebenheiten mußten zwei Personen verwickelt werden, ein junger Deutscher und ein mystischer Engländer. Beide erscheinen als Sammler. Jener geht darauf aus, zu einem Englischen Roman in neuer Manier Stoffe aufzufinden und stößt dabei überall auf den Unbekannten, der ihm in die Quere kommt, weil er dasselbe will, bis es am Schlusse sich ergibt, daß es der große Unbekannte selbst ist. Nun handelte es sich um die Frage, ob der kleine Unbekannte nicht dasselbe Recht zur Herausgabe habe, als der große Unbekannte? Diese Idee war mein Eigenthum, gewiß kein Diebstahl. Natürlich durfte diese Entdeckung aber erst zum Ausgange des dritten Bandes ans Tageslicht kommen, um die Täuschung bis dahin zu erhalten. Und deshalb erschienen die Bände einzeln.

In allem Uebrigen überließ ich mich vollkommen der Laune des Tages, wo ich schrieb. Das erste Kapitel, die völlig unnatürliche Begebenheit auf dem Meere, wo zwei Schiffbrüchige sich um dasselbe Bret streiten, und mitten im Toben des Meeres und Wetters einen contrat social schließen, wie sie einer um dem andern sich darauf ausruhen wollen, wurde in Greifswalde im Wirthshause zum deutschen Hause niedergeschrieben. Ich hatte am Tage vorher selbst einen kleinen Sturm auf dem großen Haf erlebt. Diese ernste Erfahrung dämpfte bei mir nicht den tollen Uebermuth, in diesem Kapitel die juristische Frage von dem Rechte der Nothwehr, und das beliebte Collegien-Beispiel, daß in gleicher Todesgefahr

Einer den Andern vom Brete stoßen darf, zu debattiren und ins Lächerliche zu übersezen. Großen Spaß machten mir nachher die ernstesten Kritiken, die auf höchst besonnene Weise die Unwahrscheinlichkeit der Situation darthaten. Freilich hätte so etwas Scott nicht gedichtet. In den Uebertreibungen seiner Manier mußte ich mich in der Folge selbst zügeln, um mich nicht zu früh zu verrathen. Schon im nächstfolgenden, die gespenstische Alte der öden Fischerhütte, war ich um mehrere Grade über Scott hinaus, der in seiner auch gespenstischen Meg Merrilies doch das rein Menschliche erfreulicher vortreten läßt. Seine Norne im Piraten war entweder damals nicht geboren, oder ich kannte sie wenigstens noch nicht. Der, Frauen eigene Takt, aus Einzelnem treffende Schlüsse zu ziehen, ließ eine geachtete Schriftstellerin jener Tage, Sophie Mai, zuerst unter allen meinen Bekannten aus dem Charakter dieser Alten an der Echtheit des Scottischen Ursprungs zweifeln. Denn Mutter Gillie sei mehr den spukhaften Weibern des Ettrikschäfers James Hogg, als den klugen alten Frauen Walter Scotts verwandt. Wie ich ihn auch zügelte, dieser Uebermuth brach immer wieder heraus. Ich schrieb ja mir zur Lust und schwelgte in meinen übertreibenden Schilderungen. Man erinnere sich an die vielen halbsbrechend peinlichen Lagen, in die ich den armen Helden gerathen und zappeln lasse, die mit mehr als Scottischer Genauigkeit beschrieben werden. Eine Lebensgefahr ringelt sich aus der andern vor, und, geschunden und gebunden, bei Haaren und Füßen wird der unglückliche Bertram her-

ausgerissen. Das Nachtlager im Schnee und unter den Schafen lockte unwiderstehlich zu einer Fiction, die mir im Schaffen und Walter Scott später im Lesen ein Vergnügen gemacht, welches die wenigsten Leser in dem Grade empfunden haben mögen. Ich lasse nemlich den Schottischen Dichter, um es wahrscheinlich zu machen, einer ähnlichen Situation aus seinem eigenen Jugendleben sich erinnern und sie mit höchst trockenem Ernste dazwischen erzählen. Scott erklärte dies in seiner launigen Anzeige des *Walladmor* für den Gipfelpunkt des Uebermuthes; aber er war ein Mann, der Spaß verstand, und um ihn vollständig zu machen, erwähnte er eines wirklichen Vorfalles aus seiner Jugend, der dem Ausgang dieser nächtlichen Verirrtung nicht ganz unähnlich ist. — Scott ist sparsam, auch in den legendenartigen Episoden seiner Romane, im Gebrauche des Wunderbaren; mich amüsirte es, in den *Waliser Märchen* ganze Regionen von Geistern zu citiren. In den *Nachtstücken* und *Naturschrecken* habe ich ihn gewiß um das Zehnfache überboten. Gegen das Ende sollte der arme *Tom* die *Walter Scottische* Lehnstreue auf die äußerste Spitze treiben, und sich wirklich statt seines Feudalherrn am Galgen aufhängen lassen. Ein Freund, der durch Zufall in das Geheimniß gerieth, wehrte eine Tollheit ab, welche dem Buche wohl manche zarte Leserin abwendig gemacht hätte.

Daß ich im Verfolg des Schaffens nicht selbst warm geworden wäre, wie mag ich das leugnen! Wer kann eine Satyre mit kaltem Blute durch drei Bände fortspinnen. Aus den *Karikaturen* wurden Menschen, für

die ich mich interessirte. Nichols wurde mein Held, der Radicale Dulberry, der ganz mein Eigenthum ist, meine Lieblingsfigur; Giniebra, der alte Walladmor, selbst Bertram flößten mir Theilnahme ein. Ich milderte aus eigenem Antriebe manches Schrofte, und ich leugne bei mancher Situation die oft belächelte und doch so wahre Autorrührung nicht ab. Wer sich nie selbst zu rühren versteht, ist kein Dichter. Auch wuchs die Fabel mir über den Kopf. Ich konnte nicht mehr mit den Begebenheiten spielen, sie machten sich von selbst, ich war ihr Diener geworden. Erst, wo das Unwillkürliche Macht gewinnt über den vorangegangenen Willen, dichten wir.

Die Scenerie des Walladmor mag keinen geringen Antheil an dem Beifall haben, der ihm wurde. Wilhelm Müller sagte mir: „Sie müssen sich das alte Castell vorher in Pappe zurecht geflebt haben; sonst könnten Sie unmöglich seine Lage so anschaulich von allen Seiten geschildert haben, und sich immer treu bleiben.“ Ich brauchte weder Pappe, noch eine Karte von Wales, mit dessen Küsten meine Gegend wenig Verwandtschaft haben mag. Ueberhaupt haben mir Deutsche und Englische Kritiker eine unverdiente Ehre erzeigt, wenn sie meine statistischen und historischen Studien zum Buche rühmten. Was ich nicht ohnedies wußte, da griff ich aus dem Blauen; zum Nachschlagen hatte ich weder Zeit noch Lust, wie denn auch der größere Theil der Motto's, selbst aus bekannten Autoren, von mir selbst gemacht sind. In einem in Waldnacht verborgenen Dorfe auf Rügen, unfern den romantischen Ufern der

Halbinsel Nasmund und der Herthaburg, verlebte ich einen schönen Sommer. Dort setzte ich die in Greifswalde angefangenen Kapitel fort, und die schroffen Kreideufer der Stubbenkammer, wie sie aus dem Meere sich erheben, können meinen Waliser Gegenden den ersten Typus geliehen haben. Im übrigen war hierin Scott mein Meister, ich Nachahmer, und darin habe ich ihn, wenn erreicht, doch nicht überboten.

Nie habe ich eine Arbeit so schnell geschrieben. Ich erschrecke heut, wenn ich hineinklicke, über den Wust von Worten. Und doch fühlte ich beim Schreiben die Nothwendigkeit immer mehr zu dehnen, um dem Meister ähnlich zu werden; denn allerdings überstürzen sich, im Vergleich mit Scott, meine Begebenheiten. Er hätte aus dem Balladmor drei Romane componirt. Aber seine Breite ist immer behaglich. Mit der Weltmannskunst eines Mannes, der viel erlebt, weiß er die langen Wüstensteppen des Trivialen mit einem angenehmen Lichtschein zu übergießen. Meines war rohe Jünglingsarbeit; neben dem Ergreifenden, vielleicht aus tieferer Auffassung geschöpft, steht das triviale Geschwätz holpricht und nackt da. Schon daran hätte ein geübter Blick den Nicht-Scott entdecken müssen.

Wie sie geschrieben waren, kaum überlesen, wanderten die Kapitel in die Druckerei. Der erste Band erschien, der zweite folgte bald nach, und eine Wirkung war da, von der ich nicht geträumt hatte. Wenn man in den Gesellschaften in meiner Gegenwart davon

sprach, konnte ich mich in die Seele eines Pasquillanten denken, dessen Pasquill Aufsehen macht, und er muß alle Urtheile und Schmähungen ruhig anhören und allenfalls mitschmähen, um sich nicht zu verrathen. Es fehlte nicht an ungünstigen Urtheilen. Ein Buchhändler, mein Freund, sagte, indem er den brochirten Band mir verächtlich zuwarf, ich könne mich darauf verlassen, das Buch sei falsch und ein Betrug. In Leipzig wisse Niemand von einem neuen Scottischen Roman. Ich fragte: ob es sonst nicht gut sei? Er erwiderte: darauf käme es nicht an. Mit dem zweiten Bande stieg die Aufmerksamkeit des Publicums. Ein anderer philosophischer Freund, der jetzige Professor F. W. Siege, der mir eben nie ein Wort des Beifalls, noch weniger der Bewunderung gesagt, empfahl mir angelegentlich die Lectüre des neuen Romans. Ich könne viel daraus lernen. Meinem Einwande, daß er ja nicht echt sein solle, entgegnete er, daß darauf nichts ankomme, und er hatte die Güte mir auf einem Spaziergange im Thiergarten den ganzen Inhalt der ersten Bände zu erzählen. Den Schluß kannte er noch nicht; ich aber, ich hatte ihn eben in die Druckerei geschickt. Mein einziger Vertrauter, außer dem Verleger, war Professor Marx geworden. Dem in hundert kühnen Plänen damals schwelgenden Musiker war die Mystification ein gefundener Bissen. Später errieth mein gelehrter Freund Dr. Deycks, der sich jüngst durch seinen geistvollen Commentar über den zweiten Theil des Faust vortheilhaft bekannt gemacht,

meine Autorschaft. Er ist es, der dem armen Tom das Leben gerettet hat.

Von einem kleinen Betrüge kann ich mich nicht freisprechen. Auch als der Beifall allgemeiner und entschiedener wurde, war mir um den Ruhm der Autorschaft wenig zu thun. Um die Entdeckung abzuwehren, begünstigte ich manche Gerüchte, welche, da doch Scotts Unschuld am Walladmor nicht mehr zu bezweifeln war, ihn diesem oder jenem Engländer zuschoben. Auch bekenne ich, daß ich es war, der damals Scotts Polygraphie durch die Hypothese erklärlich zu machen suchte, daß Viele unter der einen Firma arbeiteten. Ich habe nie daran geglaubt; aber unter vielen kleinen Scotts ließ sich leichter irgend Einem die Vaterschaft des Fingelkindes zuschieben, und mein Jugendübermuth zu dergleichen Erfindungen war noch durch keine trübe Erfahrung gedämpft. — Der dritte Band öffnete endlich die Augen.

Der Kritiker in den Brockhausischen Blättern hatte schon nach dem ersten Bande gegen die Echtheit gestritten, und das Publicum gewarnt vor dem Impostor. Er war mit so schwerem Geschütz gegen mein leichtes Product zu Felde gezogen, daß ich mich gedrungen fühlte ihn durch einen anonymen Brief freundlich zu warnen; das Ding könne eine Wendung nehmen, an die er nicht denke, und seine Schüsse als Ricochetkugeln ihn selbst treffen. — Er erklärte bei Anzeige des zweiten Bandes, er werde auf dem Felde stehen bleiben, und seine Ansicht männiglich durchsetzen. Als



Zeichen seiner feindlichen Gesinnung ließ er meinen scherzhaften Warnbrief abdrucken. — Da erschien der dritte Band und eine dritte Anzeige folgte. Ob es noch vorkommt, daß ein Kritiker aus freien Stücken drucken läßt: ich habe mich geirrt? Dieser that es, mit edler Offenheit stieß er selbst seine ganze Kritik um; erklärte dem Publicum seine sehr verzeihliche Täuschung und überhäufte, was er vorhin als einen talentvollen Betrug denuncirt, als ein Originalwerk mit einem Lobe, das weit meine eigene Schätzung übertraf. Die Geschichte dieser Kritik gehörte für mich zu den ergößlichsten Accidenczien des ganzen Spiels; werthvoller noch, weil sie mich mit meinem Kritiker persönlich bekannt machte und besfreundete. Es war Wilhelm Müller.

Wenn ich das Publicum überrascht hatte, so war nun die Reihe an mir, überrascht zu werden. Wie mystificirte man meine Mystification, die meines Dafürhaltens ausgespielt war, nachdem der Spasß geglückt, entdeckt und belacht war. Was sollte ich nicht in den Charakter des Nichols gelegt haben! die revolutionaire Kraft des Genius, der auf den Trümmern der alten morschen Weltordnung den neuen Bau des Geistes aufzuführen den Beruf fühle, meinte eine Dame, die einst eine hohe politische Rolle gespielt und bestimmt schien Mutter einer Dynastie zu werden. Die Dynastie wäre eine reactionaire geworden. Die Mutter dagegen hatte von Jugend auf den Verhältnissen die Spitze geboten, und wenn es den

Kopf an der Mauer gekostet hätte, sie mußte durch \*). Die liberale Dame aus dem ancien regime, erklärte

\*) Die Schicksale dieser merkwürdigen Dame selbst würden einen wunderbaren Roman liefern. Seit ich dieses Kapitel schrieb, ist sie aus dem Kreise der Lebenden geschieden; aber noch nach ihrem Tode spielte ihre Geschichte in einer grauenvollen Art fort. Von edler Geburt, von königlichem Wesen, wie, die in ihrer Jugend sie gekannt, sie schildern, ergab sie sich einem königlichen Willen nicht aus Schwäche, sondern in einem stolzen Selbstgefühl, welches den Rücksichten lieber Gesetze gab, als sie von ihnen nahm. Diese Selbstständigkeit bewahrte sie während der ganzen Dauer des Verhältnisses. Als es an der Unbeugsamkeit ihres Sinnes brach, entsagte sie den Ansprüchen und dem Glanze, die sich nach einer solchen Lage von selbst verstehen, und sie, die als Königin an einem Hofe gegläntzt und gegolten, zog sich in die Einsamkeit eines sehr beschränkten Landlebens zurück. Eine härtere Prüfung für die hochaufgeklärte geistesfreie Frau, stand ihr bevor. Ihre Tochter reichte einem Fürsten die Hand, welcher, bevor er zur Regierung seines kleinen Landes berufen war, als Krieger einen ehrenwerthen Namen sich errungen hatte. Aber als Regent huldigten Fürst und Fürstin den Lockungen einer ultralegitimen transmontanischen Propaganda. Die Gründe sind bekannt. Beide traten in Paris zur römischen Kirche über, und wollten in ihrem protestantischen Ländchen das Spiel im Kleinen treiben, was seit der Restauration in Europa im Großen gespielt wird. Der Fürst starb zur rechten Zeit für den Frieden seiner Unterthanen, der katholische Dom stürzte ein, die Bettelmönche des neuen Klosters, das man aus Bagabunden aller Himmelsstriche zusammengebracht, liefen davon, zu ihrem alten Metier, und zur großen Freude der Gutsbesitzer und protestantischen Geistlichen, zu denen sie beim Terminiren freilich nur als Bettler kamen, aber wie Gellerts Bettler, den Degen in der Hand, auf dem geschrieben stand: Es ist des Fürsten Wille! Niemand fühlte sich durch das Spiel tiefer gekränkt, als die eigene Mutter der Fürstin. Sie hatte es gegen Niemand hehl. — Es war eine seltsame Erscheinung, diese Frau. Im Aeußern, Tracht, Schminke, Frisur, fast unverändert das vergangene Jahrhundert; sie hielt es darin nicht der Mühe werth die gewohnten Formen abzuliegen. Aber da sie das Abgetragene auch kaum erneute, hatte ihr Aufzug, ihre alternde Bedienung, die altmodische lackirte Landkalesche, in der sie fuhr, zugleich etwas von adelichem Bettelstolz, von dem ihr Geist weit entfernt war. Sie verfolgte mit der regsten Theilnahme die Entwicklung der Geschichte in Politik, Kunst,

meinen Nichols zum Favoriten, und erwartete von mir nichts weniger als einen neuen Roman von dem, was der Verstoßene ferner angeben werde. Vielleicht übernimmt ein Dichter aus dem jungen Deutschland die Aufgabe. Ich hatte im Nichols meiner Meinung nach nicht mehr gebracht als eine Maske aller der Verstoßenen, Geächteten, Verbannten, die vom jungen Schiller an bis zum jungen Byron zum Ueberdruß dagewesen sind, und die junge Dichter gewiß immer wieder auffärben werden, so lange es Unzufriedenheit in der Welt giebt, und die jüngste Generation sich berufen fühlt, alle vorangegangenen in den Sack zu stecken und es besser zu machen. Scott hat nur einen Charakter aus diesem Geschlecht ins Leben gerufen, im Kerker von Edinburg. Aus Robertson, der in der Jugend ein Räuber ist, um kein langweili-

---

Literatur. Wo ein kräftiges Streben, ein freier Sinn aufleuchtete, für Entdeckungen, Erfindungen, für Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes, in jeder Art, und von wem sie ausgingen, äußerte die alte Hofdame eine rege Theilnahme, die an Schwärmerei gränzte. Doch wie auch allen neuen Ideen hold, denen zumal, welche rostige Institutionen angriffen, hing sie mit aller Pietät an ihrem Preussischen Vaterlande und dem Fürstenthum, der Intelligenz und Fortschritt zu seiner Drifflamme gewählt hatte. — Sie starb. Da erweckte ein grauenhafter Vorfall die Erinnerung an die Vergessene. Mehrere Tage nach ihrer Bestattung fand man den Leichnam der Gräfin entkleidet, und verstümmelt im Graben einer Feldmark. Im Glauben, daß man sie mit allen ihren königlichen Schätzen begraben, hatten die Diebe ihre Gruft erbrochen, und den Leichnam weit fort in die Felder geschleppt, wo sie ungestört ihr Raubwerk begehen konnten. Sie hatten natürlich nichts gefunden, und an dem Leichnam ihre Wuth ausgelassen.

ger Gentleman zu sein, wird im Alter ein arger Philister, dem Anstand und Etiquette über Alles gehen! —

Unter den Kritikern überbot die im Monthly Magazine meine kühnsten Erwartungen. Erwachsen während der Continentsperre, ein Freund der Engländer, weil es uns verboten war sie zu lieben, freute mich als Knaben nichts mehr, als einen deutschen Dichter jenseits des Canals gekannt zu wissen. Fing doch noch jene berühmte Kritik des Edinbourgh Review über Goethe (und nach dem Kriege!) mit den Worten an: „Von Deutschland wußten wir bisher nicht viel mehr, als daß es dort gute Philologen und viel Husaren giebt!“ In einem Engländischen Journale recensirt zu werden, dünkte mich ein fast fabelhaftes Glück. Dies Glück wurde mir, und wie und von wem? Es leidet keinen Zweifel, daß nur Scott der Verfasser des geistvollen Auszuges und der humoristischen Kritik sein kann, welche den Walladmor zuerst bei seinen Landsleuten einführte. Er glaubte vielleicht Grund zu haben, dies Geschäft selbst übernehmen zu müssen. Seine Anzeige bereitete die Uebersetzung ins Englische vor. Wie diese auch ausgefallen ist, wie anmuthig scharf der Kritiker de jure meine Kritik de facto auch durchhechelte, Scott gehörte zu den Leuten qui entendent la raillerie, er erkannte den Spaß, das war ein Lohn, der mir erst spät in Deutschland ward, und nicht in dem Maaß, wie er es verdiente. Er nannte den Walladmor „den kühnsten Verirrtreich unserer Zeiten,“ das war mein höchstes Lob. Wenn er, mit manchem un-

zufrieden auf die *certi denique fines* verwies, so hatte er als Engländer auch Recht. Nur sind die *fines* der conventionellen Rücksichten diesseits des Canals andere, als die jenseits. War es aber nicht ein noch lustigerer Bezirkstreich, wenn ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage die gelehrten Heidelberger Jahrbücher meinen *Walladmor* noch unter der Reihe der Scottischen Romane in Bausch und Bogen ohne Arg recensirten!

Den Kritiken folgten die Uebersetzungen. Zuerst die sogenannt Englische Rückübersetzung, offenbar von einem Freunde Scotts veranstaltet, wenn er nicht selbst die Hand dabei im Spiele hatte. Meinen Roman erkenne ich im Englischen *Walladmor* nicht wieder; denn was mein Eigenthum darin ist, die „ehrliche Parodie,“ wie sie der Schwedische Uebersetzer nennt, ist ganz gestrichen! Weder erscheint der große Unbekannte, noch ist Bertram ein junger deutscher Schriftsteller, der in die Welt läuft um einen Scottischen Roman zu schreiben. Was also blieb als die nackte Fabel des Romans mit ihren Lebensrettungen, Nachtscenen und was sonst auf Nerven und Lachmuskeln wirkt. Das was bei mir Parodie war, wurde für die Engländer die Wahrheit, allerdings geschickt behandelt; alle Uebertreibungen hatte der Bearbeiter gestrichen und interessante Züge aus den wahren Antiquitäten von Wales eingeflochten. So ward den Engländern schleunigst das Buch in die Hände gegeben, welches in Deutschland und auswärts einen so merkwürdigen Ruf erlangt, und wenn einer

nach der Lectüre der Uebersetzung begriffen hat, wie dies möglich war, ist dies eine noch größere Merkwürdigkeit. Wenn Scott später im *St. Ronans-Brunnen* den lustigen Betrüger *Dusterswivel* zum Verfasser des *Walladmor* macht, so habe ich ihm die kleine Rache gern vergeben, und herzlich darüber gelacht; aber ich hatte ihm die Freiheit des Geistes zugetraut, daß er seinen Landsleuten eine deutsche Parodie nicht vorenthalten würde, die seinem Ruhm keinen Eintrag thun konnte.

Nach diesem Englischen wurde der französische *Walladmor* übersetzt. Unter dem sonderbaren Titel: *Walladmor, roman attribué en Allemagne à Sir Walter Scott, traduit de l'anglais par M. A. J. B. Defauconpret* (Paris, Charles Gosselin 1825) beginnt der deutsche Roman eine *Bibliothèque des meilleurs Romans modernes Anglais et Américains* — Die Schwedische Uebersetzung, welche mich, am Glasfenster eines Buchladens in Stockholm ausgehängt, eines Morgens dort überraschte, ist getreu nach der deutschen Ausgabe, nur ist dem ursprünglichen ein zweiter Titel beigefügt: *Walladmor, oder der Mörder aus der Gatostraße, eine Walisische Novelle*. Vortrefflich, wie es die Schwedische Sprache kann, sind die volksthümlichen Lieder und Sprüche übersetzt, z. B. das:

När Morers stormande brupp genom porten går  
Skall glädje Komma till Walladmor.

Die holländische, polnische und U. habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Wäre es ein erstes Werk gewesen,

würde die Ruhmbegier nach jedem gedruckten Zettel gegriffen haben.

Und was half es mir, daß die Gymnasiasten, wenn sie aus Leibeskräften ans Thor klopfen, sich zuriefen:

Wer hebt den Klopfer? Wer schlägt ans Thor?  
Heben kann ihn nur ein Walladmor!

Was war mein von dem Ruhme? Dieck, als ich competente Stimmen über das Werk der zweiten Auflage vordruckten wollte, fragte mich verwundert: Ob ich noch mehr Anerkennung verlange? Keines seiner eignen Jugendwerke habe ähnlichen Succes erlebt! Das erschreckte mich fast. Aber was war denn mein von dem Succes, wiederhole ich? — Sie fragten mich freundlich: Werden Sie nicht recht bald wieder einen solchen Roman schreiben? — Was sollte ich denn wieder schreiben? Eine zweite Satyre auf Scotts Schwächen? — Ach das Lob, der Ruhm, der Beifall galt nicht meiner Erfindung, nicht meinem Eigenthum, sondern dem, was Scott gehörte. Nicht meine Satyre, sondern was sie mit der Geißelspiße kitzelte, das gefiel, es gefiel um so mehr, weil ich es übertrieben, mit glänzenderen und dunkleren Farben aufgetragen hatte, die brillanten und die graufigen Scenerien, die heulenden Stürme über den Feudalthürmen, die herrlichen Familienflüche und Prophezeihungen, die rohen Massen von Ergreifendem und Interessantem, die ich aus dem Chaos aufgewühlt und vor der Kunst ungebändigt hingeworfen hatte! Ich theilte das traurige

Schicksal jenes Predigers, der gegen das Lotto geeifert hat, und die thranende Wittwe dankt ihm für den herrlichen Vortrag, bittet ihn aber um die Nummern, die er genannt, um sie zur nächsten Ziehung zu besetzen.

Ein Dichter muß, wie jeder Künstler, eitel sein; jeder Schriftsteller wird sich in dem Vorgefühl dessen, was wirken wird, und nicht, täuschen, aber nachher weiß er sicherer, als Kritiker und Publicum zu unterscheiden, was gewirkt hat und was nicht. Oft ist der lauteste Jubel die trostloseste Persiflage für ihn selbst. Wie hat mich nicht das Lob des Walladmor bis zur Verzweiflung verfolgt. Das ist nicht aus eitler Bescheidenheit gesagt. Es tönte mir wie das Marlborough dem reisenden Britten, wo er nach seinem rule Britannia lechzt. Ich weiß und ich wußte, daß ich fortgeschritten war. Aber hatte ich etwas geschaffen aus voller Lust der Begeisterung, und es war mir geglückt, und ich glaubte, sein Lob zu hören aus dem Munde des Mannes, der mich kennen lernen wollte, so wußte er gewiß von nichts als vom Walladmor. Das Abgethane, Beseitigte, das Todte ward hervorgeholt, um das Lebendige todt zu machen.

Besser noch, wenn der und jener, der von mir nichts gelesen, doch über irgend ein Buch, was ich übersetzt, oder vor dem nur ein Name stand, der meinem ähnlich klingt, entzückt war und meinen Genius rühmte. Das Lob war doch spaßhaft und nicht niederdrückend. — Freilich blieb mir der ökonomische Trost, wo ich mich verkannt und nicht gewürdigt fand, wie



ich es zu verdienen glaubte, konnte ich das Minus aus dem übertriebenen Plus der Werthschätzung des Walladmor herüber rechnen.

Schon bei meinem nächsten Romane: Schloß Avalon war dazu Gelegenheit. Während jenes ein Spiel, war dies ein Werk. Ich war für meinen Gegenstand begeistert gewesen; das Publicum theilte dies Gefühl nicht bei dem respect d'estime, den es ihm erwies. Vielleicht um deshalb, weil es doch nur die Begeisterung für etwas Negatives war. Scott hatte in allen seinen historischen Romanen den drohenden Sturz oder die wieder auflebende Hoffnung der Stuarts zum Gegenstande, also immer etwas positives, was das gewöhnliche Gefühl erfassen konnte. Ich, der den Mittelpunkt dieses Kreises zu treffen glaubte, den Moment ihres definitiven Sturzes, konnte und wollte weder mich noch das Publicum für den albernen Jacob II. begeistern. Die Begeisterung war für einen Begriff, während das personelle Interesse sich zersplitterte. Und dieses muß da sein, und massenhaft, wo Wirkung sein soll. Ich erprobte es auch bei dieser Arbeit; denn die Partien des unglücklichen Monmouth, die nur eine Episode bildeten, wurden der Hauptgegenstand der Theilnahme. Und doch hat dieser historische Roman seine Aufgabe erfüllt, er hat ein Bild von dem dargestellt, was gewesen war, und wiederkommen mußte; denn mit der festen Ueberzeugung, daß der Sturz der Stuarts in Frankreich sich wiederholen müsse und Schritt für Schritt mit Hin-

überblick auf die vorletzten blinden Schritte der ältern Bourbons schrieb ich diesen Roman. Specieller als ich erwarten konnte, hat die Julirevolution meine Prophezeiung zur Wahrheit gemacht. Damit ist die Dichtung beseitigt, sie mag historisch reponirt bleiben.

Nur eines spaßhaften Vorfalles erwähne ich noch. In Töpliz sah ich (1828) im Buchladen eine lange saubere Reihe Wiener Nachdrücke der Scottischen Romane. Unter Numero 18 prangte mein Schloß Avalon, in 4 Bände getheilt. Ich äußerte mein Bedenken: ob der Roman auch echt von Scott sei? — „Darauf gebe ich Ihnen mein Wort, sagte der Buchhändler. Sie meinen, weiß ich schon, einen andern Roman, der heißt Balladmor, welcher nicht echt ist, sondern von einem jungen Schriftsteller in Berlin herrührt. Dieser Roman dagegen ist echt, Sie können sich darauf verlassen.“ Ich glaubte ihm, und kaufte ihn.

Jüngeren, denen ein Roman selbst schon etwas Unbedeutendes ist, mag die Geschichte eines solchen zu schreiben unnöthige Mühe dünken. Aber ein Roman in jener Zeit konnte eine Begebenheit sein, und Scott war mehr, als wozu ihn die Mode gemacht, ihr Schriftsteller. Den Hunger der Müßigen zu stillen, hat sie nach ihm andere Idole mit Heiligenscheinen umblasen, aber es war nur Flittergold. Seines mag verrostet sein, aber es bleibt Gold. Um einen Cooper, oder wie die Modesterne heißen, die seitdem aufglänzten, um wieder zu verlöschen, lohnte sich keine Mystification, wie meine war. Sie ist auch Niemand in

den Sinn gekommen. Nur ein deutscher Schriftsteller besaß die Mittel, ihn zu überflügeln; hätte Spindler neben seiner glühenden Einbildungskraft und seinem großen Gestaltungsvermögen, Scotts ethische Kraft und historische Bildung gehabt, wir besäßen vielleicht einen größeren Dichter in ihm, als die Britten in ihrem historischen Maler, dessen Unsterblichkeit doch gesichert ist, wenn auch die Mode auf eine Zeitlang ihn beseitigen mochte. Er hat die Töne historischer Wehmuth und großer Erinnerungen angeschlagen, welche allüberall in jedem Volke wiederklingen müssen, wo die Gegenwart den Geist nicht befriedigt. In die Zukunft hineindichten, scheint eine herrliche Aufgabe des Dichters, aber die prophetischen Dichter haben noch nie beim Volke Anklang gefunden. In der Vergangenheit liegen die Schätze, die die Dichter ausbeuten und so ausprägen sollen, daß sie gelten.

2.

Dreimal in Weimar.

Es war als Student, im Jahre 1819, als ich zum ersten Male Weimar sah. Von einer großen Reise, voll frischer wunderbarer Eindrücke heimkehrend, betrat ich, mit heiliger Scheu erfüllt, die heilige Stadt. Ein Student im Jahre Neunzehn, der im Strome der brausenden Meinungen mitschwamm, war ein anderer, als die sich drei Lustra später denselben Strömungen überließen. Man durfte noch bewundern;

noch gab es Heiligenscheine, und wer kein Keger war, mußte den Hut vor ihnen ziehen, wo sie glänzten. Es gab viele neue Heilige, die, sei's auch nur durch Zweifel anzutasten schon blutige Genugthuung forderte. Ich hatte Beispiele erlebt, die man heut nicht mehr für möglich halten wird. Einen jungen Freund sah ich in heiliger Wuth entbrennen, weil ein Aelterer nicht die Bier begriff, mit der er die Zaubertränke des Helden-  
 sängers Fouquè schlürfte. Seine leuchtenden Augen fragten, ob solch ein Stumpfsinn für den christlichsten Dichter nicht schon Strafe verdiene? Eine halbe Uni-  
 versität hatte ich in wilder Wuth entbrennen sehen, weil einem Studenten eine unbedachte Aeußerung, harmlos gemeint, über Steffens entschlüpft war. Und welche Glorie strahlte für so viele Tausende um Scheitel und Stirn des unfehlbaren Jahn! Kaum Aehnliches, Gleiches nicht, zeigte die Verehrung Hegels in der Blüthezeit seines Einflusses; und wie viel Berech-  
 nung mischte sich auch da schon in die Begeisterung seiner Jünger. Ich hatte die Sudeten zum ersten Male überstie-  
 gen. Welche Bilder hatte der Durchflug durch Böhmen, mit seiner, durch die Gewaltigkeit ihrer Lage, wie durch den Zauber ihrer Erinnerungen, gleich bedeu-  
 tungsvollen Hauptstadt erweckt! Franken, Schwaben, die Pfalz, der Rhein, mit allen seinen Wun-  
 dern, standen noch in glühenden blühenden Farben vor dem Auge. Aber nicht Gradschin und Wischerad, nicht Wunsiedel mit Jean Pauls Geburtshaus, und dem des unseligen Sand, um dessen Haupt — er

lebte noch — damals noch ein unseligerer Heiligenschein für Einige schwebte, nicht Nürnberg mit seinen Denkmälern, nicht der kahle, windumfegte Scheitel des Hohenstaufen, den ich mit stummer Scheu erstiegen; nicht der Schwarzwald, noch der Straßburger Münster, oder Heidelberg und der Kölner Dom, oder die hundert Burgen am Rhein, hatten etwas von dem Gefühl erweckt, das mich beim Eintritt in Weimar ergriff. Das Herz pochte laut, schon eine Stunde vorher, mir war eigentlich bange vor dem ersten Anblick der Stadt, wo Herder, Wieland, Schiller schliefen und Goethe lebte. Ob die Sinne es auch recht auffassen, ob ich auch recht würdig das heilige Pflaster betreten würde, das ihre Füße berührt. In einer so klassischen Stadt müsse alles klassisch sein, Straßen, Häuser, Menschen, Holz und Stein, das war so die ungefähre, dunkle Vorstellung, die ich aus der frühesten Knabenzeit mit herübergenommen, ohne als Jüngling mir Mühe zu geben, sie zu berichtigen. Zwar war ich schon einmal, weit früher, enttäuscht worden, als ich mir von Lemgo, weil Herder dort gelebt und gedruckt worden, eine ähnliche Vorstellung gemacht, und als Freiwilliger dort einquartirt, eine schmutzige, häßliche Stadt gefunden hatte; aber was ist Weimar gegen Lemgo! Herders Ernst, Schillers Idealität, Wielands Grazien, Goethes Größe dachte ich, müsse aus jedem Fenster, aus der Miene jedes Spaziergängers mir entgegen nicken. Vor allem mußte die Architectur ganz das Gepräge der Hauptstadt der Deutschen Bildung tragen.

Und hatte nicht eben erst Frau von Krüdener auf ihrem Buße- und Bekehrungszuge nach dem Orient vor Weimars Thoren angehalten, und den Staub von ihren Schuhen geschüttelt? Sie wollte nicht in die heidnische Stadt eintreten, wo die Götzen, Goethe und Schiller angebetet wurden; also war es für mich eine heilige Stadt, jedes Haus darin ein Tempel, jeder Mensch, der darin wohnte, ein Priester.

Nun, wer Weimar gesehen hat, weiß — wie es aussieht. Nicht gerade wie Lemgo, aber auch nicht wie Athen und Palmyra. Die Soldaten des Cortes hielten aus der Ferne die weißgetünchten Mauern einer mexikanischen Stadt für gediegenes Silber. Als sie näher kamen, wurden sie ihren Irrthum inne. Aber sie ließen es sich gefallen, und haben, wenn auch keine silberne Cyclopenmauer, doch echte Silberstücke gefunden. Ich habe damals alle Gräber besucht, und ein Grab ist so echt als das andere; nur über das, worin Schiller lag, sind nachher Zweifel entstanden. Alle Häuser in Weimar sind nicht Tempel, worin die großen Dichter verehrt werden; selbst das alte Theater, das nachher abbrannte, war es nicht. Denn mehr, als den Götzen Goethe und Schiller, wird dem Götzen Kozebue, der ein Stadtkind ist, darin geopfert. Was nun die Bewohner von Weimar anlangt, so wußte wohl ein jeder die Namen Schiller und Goethe; aber wenn ich von der großen Epoche der Stadt redete, so kannte die auch ein Jeder, und sprach gern und viel davon, wie man sich immer mit einem wollüstigen Kizel des Schrecklichen erinnert.

Aber die Weimarsche Epoche ist nicht die Zeit der Dichter, sondern die Schlacht bei Jena, und es hat für den Weimarschen Bürger in Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag nichts Merkwürdigeres gegeben, als wie die Franzosen drohend und plündernd zum Thor einzogen.

Nur Weimar wollte ich sehen; die Luft athmen, die Goethe athmete, das war mein höchstes Verlangen. Daß es möglich sei, mich bei Goethen melden zu lassen, und einen Besuch zu wagen, kam dem Studenten nicht in den Sinn. Es circulirten wohl Anekdoten, wie der Gewaltige, als eine Anzahl neugieriger junger Leute sich auf seine Treppe gedrängt, um ihn beim Heruntersteigen zu sehen, ihnen ärgerlich den Rücken gedreht und die Thür hinter sich zugeschlagen habe. Der Dichter war damals noch in der Periode, die Woltzmann sein Frankfurter Schultheißenthum nennt. Aber wir, die Jugend, waren noch in der pietätvollen Periode, wo man einem großen Mann kleine Schwächen nicht zurechnet. Der Heiligenschein blieb um seinen Scheitel, auch wenn er uns nur den Rücken zuehrte. — Wie glücklich wäre ich damals gewesen, nur seinen Rücken zu sehen; aber ich sah nicht einmal Zeltern, den Goethe einst in übermüthiger Laune ans Fenster stieß, als neugierige Studententrupps in unbescheidener Stellung das Haus belagerten, um ihn zu sehen. Die Studenten waren zufrieden, hingen im Elephanten ihre Känzel um und wanderten weiter. Sie hatten Goethe gesehen. Das unterrichtete Publicum sieht ihn in dem berühmten Briefwechsel nicht besser. In

jene Zeit gehört auch die berühmte Anekdote von der ältlichen Berlinerinnen, die in stummer Bewunderung seine Bekanntschaft suchte, und die Goethen selbst so ungemaines Vergnügen gemacht. Sie ist, so viel mir bekannt, noch nicht gedruckt. Der Heros trat auf sie unerwartet zu, und fragte, napoleonisch rasch, wohl in der Absicht sie zu verwirren: Kennen Sie mich? und die Dame entgegnete mit ehrfürchtigem Knix: „Großer Mann! wer sollte Ihnen nicht kennen: Fest gemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt!“ — Mit einer unscheinbaren Schlächterfrau aus Gerà, die von einem benachbarten Markte zu Fuß einige Meilen herübergewandert war, um den großen Dichter nur einen Augenblick zu sehen, und die bescheiden unter einem Baume des Parkes auf den Vorübergehenden harrte, unterhielt er sich freundlich mehrere Stunden, die bürgerlich aufgeschürzte Marktgängerin am Arme auf und ab führend. Ueberhaupt mochte in jener Zeit die natürlichste Unbefangenheit von Frauen, die ihn unerwartet antraten, dem Sichern die meiste Theilnahme entlocken, und der Mensch Goethe gleitete durch ein Nebenspörtchen unvermerkt aus dem verschlossenen Heros vor.

Ob ich gleich drei Tage hintereinander vor seinem Hause vorüberging, und auch lauschend hinter dem Brunnen stand, habe ich Goethen damals doch nicht zu Gesicht bekommen; nur seinen Sohn, den Kammerjunfer. Er ging rasch vorüber; ich grüßte, und er nahm den Hut wieder ab. Das war nicht viel, aber doch



haben kann! Ist das nicht toll und  
Kein — ich gönne der Menschheit alles Gu  
Rose sammt ihrer Rosette das herrlichst.  
meiner stillen Genügsamkeit. Wally! Fe  
Thier, es ist schon spät. Gute Nacht, E  
ther — Ihr gebt mir Recht, nicht wa  
will ich denn mehr? Ich habe ja die Geig.

---

... war der Weg zu  
... wirklich sehen,  
... die Fährlichkeiten  
... endlichen Wortwechs-  
... ter, war doch auch  
... e würdiger Geistli-  
... nicht dulden, daß  
... in dem Einen. Er  
... er meinte, Goethe  
... immer ein Mensch  
... enn zwar das Verz  
... üsse man doch nicht  
... nicht in den Tem-  
... oßherzoglich Säch-  
... riebene Verehrung  
... und nicht getheilt.  
... Vieles zur Spra-  
... und anspruchsvol-  
... aus geltend ge-  
... daß sein Enthuz

... unsere Em-  
... und wurden  
... uns voraus-  
... sag, wie verz  
... lig Weimar!  
... der sich an  
... ockenschlage  
... Das wir im

mehr, als wenn ich Zeltern für Goethen am Fenster angegafft hätte. — Als ich abreisen wollte, weil doch nichts mehr zu sehen sei, verwunderte sich der Gastfreund, ein Primaner, bei dem ich nach damaliger Studentensitte einlagerte, denn drei Tage darauf war — Markt. Wenn man denn doch einmal von Berlin, über Heidelberg und Bonn nach Weimar gereist sei, begriff er nicht, wie man wieder abreisen könne, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, was es in Weimar giebt, — den Jahrmarkt!

Ich war nicht mehr Student, und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste — um Goethen zu sehen. Ein werther Freund aus Würtemberg, er war auch already printed, begleitete mich; er hatte denselben Zweck. Von Dresden aus führte uns unser Weg durch das anmuthige Gera'sche. Die Fluren lachten so heiter im Herbstkleide, die alten Laubwälder rauschten so lockend, daß wir einige Strecken zu Fuß gingen. Meinen Freund, der an Fußreisen nicht gewöhnt war, überkam eine neue Lust; in mir erwachte die alte Freude dafür, und sie kann berauschend auf mich wirken. In einem dieser herrlichen, dunkeln, deutschen Wälder, wo Buchen und Eichen wechselten, überfiel uns ein heftiger Regen. Der fette Thonboden machte das Marschiren sehr beschwerlich, die Nacht drohte dazu, und es war sehr einsam. Während mein Freund verdrießlich wurde, ward ich ausgelassen. Das Rauschen der mächtigen Wipfel, das Knarren der Aeste, der Güsse Raß, die sie auf uns herabschüttelten, erhö-

ben meine frohe Stimmung; denn es war der Weg zu Goethen, und diesmal sollte ich ihn wirklich sehen, sprechen. Wir geriethen, nachdem die Fährlichkeiten überwunden waren, in einen freundlichen Wortwechsel. Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog — und er ist jetzt ein sehr würdiger Geistlicher — und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus, er meinte, Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. Denn man trete nicht in den Tempel von Sais, sondern zu einem Großherzoglich Sächsischen Minister. Die Berliner übertriebene Verehrung des Dichters werde in Süddeutschland nicht getheilt. In freundlich harmloser Weise kam da Vieles zur Sprache, was späterhin, weit gehässiger und anspruchsvoller, sich vom Wohnort meines Freundes aus geltend gemacht hat. Wer läßt sich beweisen, daß sein Enthusiasmus ein Irrthum sei!

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus, und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. Wie lang war der Tag, wie verdrossen die Stunden, wie todt, langweilig Weimar! Von 4 Uhr an gingen wir in dem Park, der sich an das Haus lehnt, spazieren, um mit dem Glockenschlage über die verhängnißvolle Schwelle zu treten. Was wir im

Walbe gesprochen und später, ward hier wieder recapitulirt. Er war so ruhig, und mir schlug das Herz von einer Bangigkeit, die ich noch nicht kannte. Was war der Moment, wo ich zum ersten Male die Büchse im Arm auf nächtlichem Vorposten stand, und der blasse Mond dem sechszehnjährigen Schützen hinter seinem Bersteck die feindlichen Bayonette auf dem Walle zeigte, was die Bangigkeit vor einem Examen gegen den Moment! Selbst das Wiedersehen einer Geliebten, heute dünkte mich das etwas, was nicht zu vergleichen sei mit dem, was hier bevorstand. Ich und Goethe! Unter einem Dache, Aug in Auge, er sollte zu mir sprechen, Mund zu Munde, und ich ihm antworten. Wahrhaftig in der Fieberhize, die mich durchglühte, kam mir die Vergleichung des Freundes mit dem Eintritt in den Tempel von Saïs noch schwach vor. Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich. Das Salve, die antiken Statuen des Atriums grüßten uns, wie sie andere vor uns und nach uns gegrüßt haben, und wir stiegen die Treppe nach dem kleinen Kabinet hinauf. Alles das ist oft geschildert. Jede Treppe, auch die sanftest sich aufwindende, kostet Athem, wenn eine Entscheidung uns oben erwartet. Bei der goldenen breiten Treppe, die zum Audienzsaal im Münchner Schlosse führt, dachte ich unwillkürlich an die viel bescheidenere des Goetheschen Hauses zurück. Meine Reisegefährten sprachen von dem Herzklopfen, das oft hier an den kalten Wänden wiederklingen möchte, und fanden es unrecht, daß man durch den grellen Gold- und weißen Marmorglanz den

schweren Steig noch unbehaglicher gemacht habe. Die Treppe im Goetheschen Hause ist behaglich, nichts blendet das Auge; aber manches Herz wird dort lauter gepocht haben, vor der Schwelle des Dichtercabinet's, als vor den Pforten des Thronsaales.

„Excellenz werden alsbald erscheinen!“ sagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgestellten Stühle weisend. Und wenige Secunden darauf, als habe sie schon hinter der Thür bereitgestanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen, blizenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten uns tief, wir stammelten einige Sylben, die Excellenz erwiderte andere, und deutete einladend auf die Stühle. In der nächsten Secunde saßen wir, den Rücken gegen das Licht, dessen voller Glanz auf die auch sitzende Excellenz vor uns niederfiel. Die Excellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schooße gefaltet, mit dem Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen, ehrfurchtsvoll über gebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet, und floss in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend schwarze Frack, oder der blizende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ, und mich plötzlich in die baare Wirklichkeit zurück versetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war

fort. Nicht Goethe, der Dichter des Werther, Götz, Faust, nicht der Liedersänger, war zu uns getreten, sondern Goethe, der vornehme Mann, gab uns Audienz. — Ich habe einen Geburtsfehler, den ich aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ablegen kann: ich lasse mich leicht imponiren. Es währt nicht lange, wenn nichts dahinter ist, aber der erste Augenblick ist doch verloren. So lasse ich mich im Gespräch von angehenden Philosophen, in denen die empfangenen Lehresätze noch gähren, leicht übertäuben, da ich selbst nicht Philosoph bin; und so schnell der systematische Dunst, wenn ich wieder mit mir selbst bin, verfliegt, bin ich doch in dem Momente gedrückt, da ich nicht weiß, wie ich eine Speiche in diesem Mühlrade ergreifen soll. Daß das ganze Mühlrad auf einen Fingerdruck, wenn man in die Mühle selbst tritt, stille steht, ist freilich ein Erfahrungssatz, dessen Praxis uns aber nicht immer beim Brausen und Rauschen einfällt. Auch jede wirklich große Persönlichkeit kann mich fesseln, und nicht für den Augenblick allein. Sie dauert das Leben, auch wenn die Erfahrung mir Schwächen in der Größe allmählig entdeckte. Die Wirkung des Zauberblicks aus Tiecks dunkelfeuchten Augen, wie er mich beim ersten Eintreten in sein Studierzimmer maas, dauert noch heute fort. Wie ich ihm auch näher getreten bin, und seinen Ansichten die eigenen entgegen treten mögen, noch üben diese Augen einen überwältigenden Zauber. Es dauert die ehrfurchtsvolle Scheu fort, die eine so magisch begabte Persönlichkeit auf empfängliche Gemü-

ther ausüben muß. Vielleicht ist für mich diese Wirkung um so größer, weil Tieck in der Erscheinung nicht imponiren will. Goethe erschien mir da als ein vornehmer Mann, und im Augenblick war die Magie fort. Außere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappiren, und ich war im Momente darauf wieder ein ganz freier Mann. Statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich, im Gefühl eines gewissen Uebermuthes das Wort, und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Barmhagen, und sagte, daß Letzterer ein sehr respectabler Mann sei, und sein Cirkel sehr zu empfehlen. Raumer's Hohenstaufen waren eben erschienen. Goethe sagte, auf mein Anklopfen: diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe. Wolff's Darstellung des Königs Johann gab zu einem indirecten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe: daß Wolff ein wohl-



gebildeter, beachtungswerther Künstler sei. Hinsichts jenes Shakspearschen Dramas und des standhaften Prinzen von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken: daß nämlich eine Theaterdirection auf die realen Begriffe ihres Publicums Rücksicht zu nehmen habe, und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann, meinte ich, käme König Johann wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Yngurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick, und meinte, auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publicum auf diese Art mit werthvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit banger Schritten gemessen hatten. Von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. Die frische Luft that mir wohl. Also das war Goethe! ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — „Nun, er hat mir sehr gefallen. Vielmehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt, diese offene, mächtige Stirn, und vor allem das klare, große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich lieb gewonnen, und nehme den

freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit.“  
 — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Texte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich sei, und von einem Extrem zum andern führe. Was sollte mir die Weisheit! Mein Goethe war dahin. Und gewiß mit großem Unrecht. Wie sollte der mit Besuchen überlaufene Dichter sich anders gegen zwei junge ihm wildfremde Männer äußern, die nur gekommen waren, ihre Neugier zu befriedigen, und von denen er nicht wußte, ob sie nicht im nächsten Morgen-, Abend- oder Mitternacht-Journal alle Vertraulichkeiten abdrucken ließen, falls er sich zu solchen bewogen gefühlt hätte. Wenn Tieck anders handelt, und gegen jeden Fremden sich giebt, wie er ist, und was er denkt, so ist dies eine besondere Eigenschaft, die der Fremde dankbar anerkennen muß, aber nicht fordern darf, und die ihrem Besitzer nur zu oft den Verdruß gemacht hat, welchen Goethe, wenigstens so lange er lebte, mit löblicher Klugheit zu vermeiden wußte.

Dennoch möchte auch von unserm Besuche Mehre- res, wenn gleich mit blühenden Zusätzen und in anderer Gestalt, noch bei Goethes Lebzeiten ins Publikum gekommen sein. In Wilhelm Hauff's „Memoiren des Satan“ wurde ich in der sarkastischen Schilderung des Besuches bei Goethe lebhaft an meinen eigenen erinnert, und ich fand darin sogar Reminiscenzen, welche mir jetzt entfallen sind. Wilhelm Hauff war nicht in Wei-

mar gewesen, er hatte Goethen nicht gesehen; er componirte nach mündlichen Mittheilungen seiner Landsleute, und der Freund, mit dem ich die Rolle des Verzückten nach dem Besuche ausgetauscht, stand dem Seligen nahe im Leben.

Zehn Jahre nach jenem ersten Besuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte sich zwischen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Kerzen an, und schwenkte Weihkessel, und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Raagen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden sollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieser Liturgie. Aber er sandte denen, die fest an ihm hielten, freundliche Sprüche zu, und denen, die in seinem Dienste laut sprachen, Ehrenmedaillons mit seinem Bildniß. Auch ich hatte ein solches erhalten, ich meine aber nicht um Koluthendienst. Denn ich habe nie den Weihkessel geschwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erstorben, und meine Liebe wieder gewachsen war. Weniger um schuldigen Lehnendienst, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu sehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmuthigen Landhause am Park. Ich ging bei einem Frühspaziergange

heran, um, indem ich meine Karte abgab, selbst anzufragen, ob ich am Nachmittage zur gewohnten Stunde, Zutritt erhalten könne? Es sah schlicht und einfach in dem Häuschen aus, keine bronzenen Statuen, kein Salve, aber die grünen Büsche, die Rosen und das Weinlaub nickten in den Flur und in die Fenster des Untergeschosses. Der Diener war zur Hand, und eilte mit der Karte die Treppe hinauf, um mir sogleich Antwort zu bringen, und sie lautete: ich möchte nur in das untere Zimmer treten, Goethe werde sogleich erscheinen.

Wahrscheinlich hat der Diener auch diesmal Excellenz gesagt, aber ich hörte das Wort Goethe. Das Zimmer war einfach möblirt und heiter wie das ganze Haus, und auch ich war in keiner Feststimmung. Das heißt, ich war nicht vorbereitet, ihn schon jetzt zu sehen. Aber die Erwartung wie die Ueberraschung war eine ganz andere als voriges Mal. Von Bangigkeit keine Spur, aber herzliche Freude durchströmte mit angenehmer Wärme die Adern. Und hier bewährte sich wieder, die Ereignisse erscheinen uns in dem Lichte, wie unsere Stimmung ihnen entgegen tritt.

Noch war keine Minute verflossen, seit ich in das Zimmer trat, als ich auf der Treppe seine Fußtritte hörte. Die Thür ging auf, und, im grauen Schlafrock, trat der Mensch und Dichter Goethe ein. Das war die hohe Gestalt, die herrliche Stirn, das große blaue Auge, das damals meinen Freund entzückt, als mich der Glanz des schwarzen Frackes und des silbernen Sternes den Menschen über der Excellenz nicht sehen

ließ. Diese war diesmal beim Kammerdiener, welcher die Thür hinter ihm schloß, vollständig zurückgeblieben. Goethe reichte mir die Hand und seine sonore, vom Alter unangefochtene Stimme begrüßte mich: „Sehen wir Sie auch einmal hier. Das ist ja recht von Ihnen. Wo kommen Sie her?“

Wir saßen diesmal nicht auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Canapee neben sich, und Keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da, und ging in anmuthigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mittheilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, F. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Theilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: Hat denn unser Freund auch mit Appetit von dem Rennthierschinken in ihrer Pappenhütte gegessen? so war es Goethen wohl weniger darum zu thun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Scandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre und ein Goethe, der jüngern Literatur nicht fremd bleibt, und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmittheilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Ge-

sprache, das eben deshalb keine leuchtenden Punkte und keine schroffen Spitzen bot, die besonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine Europäische oder Weltliteratur, eines der Lieblingsthemata in seinem noch von Phantasieen umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuscht und nicht berauscht, angenehm gesättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hause. Das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blühte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm existirten, und die mir nachher zu Gesicht kamen, drücken das nicht aus, was ich gesehen. Das Bild ist noch jetzt nicht verschwunden, die theure Reliquie von einem Manne, wie ein nächstes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letzte Mal, daß ich Goethen gesehen habe.

Diesmal sah ich auch den Jahrmarkt und das Vogelschießen. Es störte den empfangenen Eindruck nicht; und jetzt verdachte ich es den Weimaranern nicht, daß sie so viel Gewicht auf dies Volksfest legten. Da ich kein junger Engländer war, suchte ich indeß die Circle nicht auf, von denen man mir sagte, daß es nöthig sei, sich dort zu präsentiren und zu accreditiren, wenn man näheren Zutritt zu Goethe wünsche. Was ich von Goethe wollte, hatte ich. Ich bin meiner Natur nach zu jedem Antichambre = Dienst verborben, und jedem Klubb = und Coterienwesen so abhold, daß ich selbst zu

Goethes Ehren mich keiner Verbindung anschließen kann insofern sie mir auch nur den geringsten Theil meiner Freiheit zu rauben droht. Ja mich verdroß dieser lauschende Wächterdienst um den erhabenen Geist, theils bestimmt, das Unangenehme von ihm abzuhalten, theils die Opfergaben, die man erwartete, controlirend. Wenn man mir andeutete, wie die Ehrengaben aus ganz Deutschland strömten, und die ihm gewidmeten Seltenheiten Goethes Haus zu einer Schatzkammer alles Merkwürdigen machten, so weiß ich wohl, daß hier von dem gewöhnlichen Eigennuß nicht die Rede war; aber bedurfte Goethes Größe, Ruhm, Glück, oder auch nur sein Vergnügen, dieser Spenden, die im Gegentheil seinen Feinden Waffen in die Hand gaben? Es war von einer äußerst geringfügigen Rarität die Rede, und man deutete an, es würde Goethen als ein Zeichen der Aufmerksamkeit erfreuen, wenn ein Freund ihm etwa eine Probe sende; aber gerade weil man aufforderte und erwartete, verdroß mich der Gedanke es zu thun. Woher kam es, daß Goethes Zeitschrift: „Kunst und Alterthum“ so wenigen Einfluß geübt? „Ist das die Dankbarkeit der Nation gegen ihren größten Genius, fragte mich der Verleger, daß sie nicht einmal durch einen mittelmäßigen Absatz darthut, wie sie diese unmittelbare Zusprache zu ihr zu schätzen weiß?“ Gewiß war es eine betrübende Erscheinung, aber da man wußte, unter welchen Verhältnissen sie redigirt wurde, und welchen persönlichen Einflüssen ein Schriftsteller oder Künstler es zu verdanken habe, wenn er darin erwähnt wurde,

so war der Grund gegeben, weshalb selbst eine Empfehlung Goethes, die man dreißig Jahre früher für den Parisbrief nach dem Olymp geachtet hätte, in Deutschland gar nichts galt. Daß Goethe bis zuletzt in mancher Beziehung doch freier gestanden, als das Publikum glauben konnte, haben wir erst später durch Eckermann's Mittheilungen erfahren.

Diesen lernte ich in jenen Tagen kennen. Aber je mehr die anspruchlose Liebenswürdigkeit des gemüthvollen jungen Mannes gewinnen mußte, that der Gedanke weh, sein Talent verbraucht zu sehen. Freilich hat er seitdem durch sein Werk bewiesen, daß ein solches uneigennütziges, liebevolles Hingeben und persönliches Aufgehen in eine andere große Persönlichkeit, auch Aufgabe des Lebens sein, und ihr positives Verdienst haben kann.

---

### Meine Zeitgenossen.

In unserer neuesten Literatur scheint der Beweis geführt, wie der Einzelne nur etwas wird als tragendes und getragenes Glied einer Verbrüderung. Ist doch die erste Frage der Kritik, wie sie heut geübt wird: Gehörst Du zu uns, oder nicht? Die anderen machen und beantworten dann sich von selbst. Es war nicht immer so in Deutschland. Schulen hat es von je an gegeben; aber das Solonische Gesetz, daß Jeder sich zu einer halten müsse, galt noch nicht. Im Gegentheil



standen die Schulen vereinzelt gegen die große Macht der Unabhängigen; nicht wie jetzt in der Offensive, sondern in der Defensive, niemals eine herrschende Partei, stets in der Opposition. Ich rede nicht von einer alten Zeit; die Mehrzahl unter uns Lebenden hat sie als eine gegenwärtige gekannt. Ich klage auch nicht, daß es so ist, und sonst besser war. Möglich, daß wir auf einem Uebergangspunkte stehen, und durch das Zusammenhalten der Kräfte in der Literatur etwas bezweckt wird, was wir Deutsche außer der Literatur nie erreichten. Und wenn mich das Zusammenhalten, wie es geschieht, anwidert, was verbietet mir den Trost, daß es nur ein Durchgangspunkt zu einem Zustande der Freiheit ist, in dem Schulen und Cliquen nicht mehr aufkommen können, weil durch den Mißbrauch ihrer Künste und Manöuvres sie sich selbst bloßgegeben haben! Und wenn die Appellation an den gesunden Sinn der Menge zu weit aussehend ist, dürfte für den sich der Trost nicht schon in dem Zerfallen aller Schulen in sich selbst offenbaren? Es giebt eine Kritik die, wenn auch keine Feder ihr diene, alle Partekritik niederschlägt; der Erfolg. Ihm muß endlich auch die gedungene Feder huldigen. Es ist eine Macht, die über allen Rücksichten steht, die unbestechlich, unwiderstehlich, immer siegen muß. Sie tritt auf, wenn es Zeit ist, nur kennen wir noch nicht das Maas ihres Umlaufs, und unsere Ungeduld allein verführt uns zu Zweifeln.

Unsere Jüngsten müssen jeden Schriftsteller rangirt wissen, etwa wie in Rußland jeder Mensch von Staats-

wegen in eine Classe gehört \*). Die Independenten sind ihnen unbequem. Es ist nicht immer böser Wille, oft nur die Absicht sie los zu werden, wenn man sie zu Schulen zählt und in Cliques wirft, mit denen sie nichts gemein haben wollen. Mir ist das oft widerfahren, weshalb man mir nachsehe, wenn ich wärmer für die Rechte der Unabhängigen spreche. So weit zurück ich mich erinnere, enthielt ich mich jeder Verbrüderung, und hielt mich fern von jedem Cliquenwesen; zuerst aus einem unbewußten Verlangen, meine Kräfte nicht gefangen zu geben unter Anderer Willen, später ward dieser Kampf um individuelle Freiheit erst zum Bewußtsein. Auf der Universität warf man mir vor, daß ich mit beiden Parteien, die, ich weiß nicht mehr um was, stritten, Freundschaft hielt, die Leidenschaftlichen zu verständigen, die Parteihäupter zu versöhnen suchte. Wenn man mich in literarischen Kämpfen ebenfalls in der Mitte sah und sieht, wird man mir, hoffe ich, so wenig, als es auf der Universität geschah, den Vorwurf der Parteigängerei und des Schwankens zwischen rechts und links, vorwärts und rückwärts machen können. Im Gegentheil spielte ich, wenn der Zufall mich in eine Partei warf, dann gern den Advocaten

---

\*) Und die Schriftsteller classificiren sich dort auch schon so. Ich hörte einen sehr namhaften so zählen: „Numero 1, ist Puschkin, Numero 2, Bestuchef (Merlinsky) Numero 3, bin ich, dann erst kommt u. s. w. Da Puschkin todt ist, rücke ich in Numero 2,“ (Und da nun auch Bestuchef todt ist rückt \*\*\* in Numero Eins!) Wenn die Literatur in Rußland fortschreitet, zweifle ich nicht, daß, wie der Adel, die Beamten und Kaufleute, auch die Dichter von Staatswegen in Classen eingetheilt werden.

für die Gegner. Der Kiesel der Eitelkeit findet in der Opposition süße Lockungen, und der, ein Märtyrer zu sein, kommt häufiger vor, als man meint, selbst in einer Zeit, wo sie behaupten, das egoistische Interesse werde allein auf den Hausaltären angebetet.

Von den politischen Ansichten rede ich nicht. Daß wir jetzt zum Schweigen verdammt sind, ist vielleicht um deshalb gut, daß wir uns erst selbst verstehen lernen, und unsere Sprache läutern. Sie strozte von Superlativen der Anschuldigungen und Verleherungen, bevor wir über den Positiv von Glauben und Schuld selbst klar geworden. Ich rede hier nur von den Verleherungen auf dem literarischen Gebiete. In meiner kurzen Laufbahn, was sollte ich nicht alles gewesen sein, weil ich nicht gerade das sein wollte, was Diese und Jene von mir wollten! Da einer historischen, da einer ironischen Schule zugeschworen, da auf Schritt und Tritt Leibeigen und hörig unter Walter Scott; da ein Bögling Tieck's, auf dessen Worte schwörend! Für servil galt ich dem Einen, während mich die Andern als revolutionair zur Untersuchung ziehen wollten; für zu vornehm auftretend Diesem, Jenem machte ich mich nicht rar genug. Einigen ein Feind der Juden, Andern ein gedungener Advocat derselben. Zu weich und feusch Mehreren; Vielen in Derbheiten, die zarte Ohren beleidigen, geflissentlich mich ergehend. Für das Preußenthum sollte ich fanatisirt sein; Andere wandten mir den Rücken, weil ich es nicht sei, weil ich gewagt, seine Momente heiligsten Aufschwungs mit nüch-

ternen Farben der Wirklichkeit zu malen. Berühmte Kritiker setzten mein ganzes literarisches Verdienst in einen guten Styl, vollendete Form; aber mein Alles sei auch nichts als Form, die Gedankenwelt mir verschlossen. Neuerdings erfahre ich wieder, daß ich Gedanken habe, und muß lesen, daß ich zu viel derselben in den Novellen auspräge; das schade der Schönheit der Form, dem Interesse, und wo der Leser genießen wolle, müsse er denken \*). Zu gutmüthig wäre ich, die weiße Salbe der Bonhomie über alles streichend, umgekehrt sehr malignös; Andern ohne Gesinnung. Die Aeolsharfenklänge der großen Weltzerrissenheit träfen nur mein Ohr, meine Seele sei unfähig die aufwühlenden Accorde des großen Welt Schmerzes zu fassen; wenn es hoch käme, bedauere ich als ein wohlgezogener Bürger die allgemeine Zerrissenheit, könne mich aber nicht in ihr beerauschen, ein Rausch, in dem allein die Hoffnung empfangen werde, die uns darüber hinaus trägt. Dagegen habe ich mich für Andere so hinein verbissen in Unzufriedenheit und Bitterkeit, daß ich mich nicht mehr zur Heiterkeit und zum reinen Gefühl erheben könne. —

---

\*) Auch unter näheren Freunden, bewährten Männern und Kennern, mußte ich seltsame Anmahnungen hören. Die wollten mich absolut zum Aesthetiker machen. Wenn ich nicht, einen Lessing und August Wilhelm Schlegel vor mir als festes Ziel, aller eigenen Production, als Spiel und störendem Zeitvertreib entsage, verfehle ich meinen schönen Beruf. Recensiren sollte ich, nicht produciren. Sene schalten, daß ich dem schönen Ruf, der an mich ergangen, zu schaffen, Abbruch thue, wenn mich der Rigel treibe, auch nur zu einer Kritik die Feder einzutauchen. Produciren sollte ich, nicht recensiren!

Einmal sollte ich ganz im Coteriewesen verstrickt sein, der Hebel von Factionen und Cliques; die Mittwochs- und Montagsgesellschaft, und ich weiß nicht welche Gesellschaft noch, anführen zu meinen Privat Zwecken; heimlicher Redacteur sollte ich sein der Brockhaus'schen Blätter und welcher andern Zeitschrift, die ich nicht kenne, um, ich weiß nicht welche Götzen des Tages zu verunglimpfen, und, ich weiß nicht wen in den Himmel zu erheben. Dagegen ward mir auch bewiesen, daß, weil meiner Kritik der philosophische Boden fehle, und ich mich keinem herrschenden System anschließe, mir nicht allein die Kritik überhaupt verschlossen sei, sondern auch die Möglichkeit durch Verbindungen mit Gleichgesinnten zu wirken. Denn die literarischen Verbindungen, in die ich in der Jugend gerathen, wären zerfallen, und hätten zerfallen müssen, weil uns das System hinter uns, der bestimmte Zweck vor uns, gefehlt.

Alles das, weil ich keiner Schule angehören wollte, weil ich keine Partei gemacht, keiner Partei mich angeschlossen. Vielleicht ist es Pflicht, seine Unabhängigkeit hinzugeben, wenn man etwas durchsetzen will. Es kommt nur darauf an, ob das, was man durchsetzen will, von einer Natur ist, daß es solche Opfer und Anstrengungen verträgt und sie bedingt. Ich gebe zu, die Weltgeschichte wird nicht von den Freien gemacht, die sitzen blieben auf ihrem Grund und Boden, stolz ihre Unabhängigkeit bewahrend; sie ist das Product der Herzöge und der Unruhigen und Jungen, die sich zu Eroberungen ihnen angeschlossen. Ja, die alten Freien

gingen im Europäischen Weltleben allmählig unter, gegen die Gewalt der Verbündeten, der systematisch einem starken Willen untergeordneten. Ich gebe zu, es mag auch in der geistigen Welt dasselbe Gesetz walten, das zur Entwicklung der Kräfte, zum Vorwärtstücken, Selbstbeherrschung, geistige Unterordnung fordert. Aber zu aller Geschichte gehört, daß es auch Freie giebt. Verführerisch klang die Aufforderung: „Möchten Sie doch zu uns gehören!“ „Einer der Unsern werden!“ Vielleicht noch verführerischer die Lockung, selbst eine Fahne aufzupflanzen. Derer, die folgen mögen, giebt es überall, wo Einer Herzog sein will. Man stecke auf, was man will, einen Besen, oder eine Driflamme, man trommle in welcher Weise man Lust hat, welcher Wahlspruch es sei, wenn er nur neu klingt, Anhänger sind da, wie Soldaten für jede Sache, die bezahlen kann. Nichts leichter als Partei machen. Aber mir klang es lockender, nicht zu führen und nicht zu folgen.

Doch ich hatte auch Freunde. Sie standen zwischen den Alten und Jungen, in frischer Kraft, in feckem Muth. Wir hielten auch zusammen, schufen, wirkten, wir bildeten es uns wenigstens ein. Verbündet hatten wir uns nicht. Keine Taktik war verabredet, keine Phalanx geschlossen; wir fochten wie irrende Ritter, vergnügt wenn wir uns auf unsern Abenteuern trafen, in Scherz und Ernst. Die Fäulniß im Abgelebten, die Schminke über der Scheinheiligkeit, der prüde Schleier über dem sittlich Verderbten war uns auch verhaßt, wir kämpften dagegen mit Glimpf- und

Schimpfswaffen; aber wir schlossen keinen heiligen Bund; und wollten keinen Scheiterhaufen aufrichten und mit dem Morschen das Frische drauf werfen, damit der Phönix herausflatre. Wir hielten die Geschichte vom Phönix überhaupt nur für eine schöne Fabel. Um diese keckerische Meinung sind wir denn auch gestraft. Unser Bund zerfiel. Aber er wäre auch ohnedies zerfallen. Der Tod nimmt auf Meinungen keine Rücksicht. Sie wurden Alle abgerufen in frischer, voller Kraft, die meine Freunde waren, und ich blieb allein.

Ghe ich meine Zeitgenossen mir zurückrufe, einen Blick nur auf die Größen die vor uns strahlten. Unsere Bewunderung für sie war Pietät. Wir liebten sie, und waren froh, daß es Autoritäten gab; für ihre Schwächen machte uns aber das nicht blind. Wir hatten kein Homagium in ihre Hand geleistet, und kein Amt von ihnen empfangen, das uns verpflichtete, auf ihre Worte zu schwören. Wie ich zu Walter Scott stand, wie ich Goethe verehrte, kann man in den vorigen Aufsätzen lesen. Gezählt ward ich wohl zu den Goethokoraren; mit Unrecht, ich habe nie zu ihnen gehört. Ein ander Mal spreche ich mich vielleicht aus über mein Verhältniß zu Tieck, dieser Größe aus einer Vergangenheit, die immer stiller und einsamer wird, aber darum nicht kleiner, angefeindet und verehrt, beides in ungewöhnlicher Art, unbegriffen, weil sein Wirken in so verschiedenen Epochen denen ein Widerspruch scheint, die nur eine, wenn es hoch kommt, zwei miterlebten. Bei meiner tiefen Verehrung für die Magie,

welche alles umschwebt, was dieser seltene Geist spricht, schreibt, was er dichtet und urtheilt, glaube ich mir doch eine Unbefangenheit auch hier bewahrt zu haben, welche von denen am wenigsten gebilligt ward, welche das sind, was ich sein sollte, aber nicht war, absolute Anhänger. Ueber meine Devotion für den Meister wurde viel Unsinniges gedruckt, während er selbst mich schwerlich für seinen Schüler anerkannte. Ihm ist, wie ich dies oft aus seinem Munde hörte, nichts mehr zuwider als Nachahmung seiner Manier. Ueber einen geistvollen Dichter, der ein Werk in der Manier seines Terzino geschrieben, äußerte er: „aber wenn er Geist hat, warum erschuf er sich nicht selbst die Form, und nahm mein abgelegtes Kleid auf!“ Von Tieck selbst, dessen Güte gegen jüngere Dichter so groß ist, als seine arglose Freimüthigkeit, mit der er sich Jedem, oft zu seinem Schaden, eröffnet, mußte ich den Vorwurf strenger hören, als seitdem von den Jüngeren, daß ich da noch säumen und auf Vermittelung hoffen könne, wo es Pflicht sei Partei zu ergreifen und den Handschuh hinzuwerfen. Auch er wollte in gewissen Fällen das Solonische Gesetz für das literarische Deutschland geltend wissen, und der verehrende Kreis um ihn zuckte die Achseln, daß ich, nach solchem Ausspruch, noch anstehen könne.

Voran aus dem Reigen werther Freunde, die meinen Händedruck nicht mehr fühlen, meinen Gruß nicht mehr hören, taucht einer auf, Allen theuer, die ihn kannten. Wilhelm Müller schlummert auf dem



Dessauer Kirchhof. In blühender Manneskraft überraschte der Tod den Sänger. Er war der erste Lyriker seiner Zeit. Seine Lieder eines reisenden Waldhornisten, seine berühmten, so mächtig damals tönenden Griechenlieder, werden seinen Namen erhalten, wenn gleich seine lyrische Gabe mit der der jüngeren Talente, welche jetzt glänzen, nicht den Vergleich aushält. Aber der Sänger selbst war eine so lichtvolle Erscheinung, wie sie unter den Jüngeren nicht mehr gefunden wird. Auch Wilhelm Müller war ein Liberaler, im schönsten Sinne des Wortes. Man denke an sein mächtiges:

„Empor, empor! Sie nennen uns Empörer!“  
in den Griechenliedern. Fouqué, der strenge Feudaldichter, sagte einmal zu mir: „Ich müßte ihn hassen, aber ich kann ihn nur lieben. Er ist der einzige liberale Dichter, dem ich es nicht vergebe, daß er es ist, nein, von dem es mir lieb ist, daß er es ist.“ Es war die lichte Macht der Ueberzeugung, die in ihm zu Liedern empor schoß. Nicht schwärmerische Träume, seliger Glaube an seine frische Wahrheit durchglühte ihn. Daher gewinnt sein Liberalismus eine positive Gestalt. Anastasius Grün, Nicolaus Lenau, dichterisch weit tiefer schöpfend, mit reicherer Kraft und Phantasie, mit bestimmterem Willen und Zweck, müssen immer laviren. Sie sind die glücklichsten Opponenten, aber welchen Kraftaufwand kostet ihnen ihre Taktik. Wenn sie in die helle Siegesfanfare blasen, glaubt man noch immer es könne ein Stratagem sein. Denn die

Leute glauben zu machen, daß man steigt, ist schon der zweite Schritt zum Siege. Nichts von Kriegslisten in Wilhelm Müller; die heitere Ueberzeugung umhaucht ihn, wie ein frischer Morgenwind. Nichts von giftigen Schatten, trüber Reflexion, keine weithergeholtten Trostgründe; ein fecker Jüngling mit der festen Ueberzeugung, daß Licht muß siegen, beseitigt er die Finsterlinge mit einem verächtlichen Fußtritt und hält, um sich nicht zu verstimmen, sich nicht länger bei ihnen auf, als nöthig ist. Freilich war es auch eine andere Zeit, wo Müller dichtete, auch sein frischer Jünglingsmuth hätte vielleicht den Täuschungen und dem frivolen Spiel der letzten zehn Jahre erlegen. In ihm hauchte noch die fromme Blut des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, und als er starb, wußte er noch nicht, daß man wenige Jahre später selbst die Erinnerung an eine Bewegung, die man veranlaßt, genährt und ausgebreitet, unterdrücken würde, weil es eine Bewegung war. Dieselbe lichte Heiterkeit, die Müller's Gedichte durchhaucht, — auch in seinen wenigen novellistischen Versuchen z. B. „der Dreizehnte“ zeigt sie sich — sprach sich in seiner persönlichen Erscheinung aus. Von geringem Herkommen, hatte er sich selbst emporgeschwungen, und verdankte sich allein die ehrenvolle Stellung, die er in seiner Vaterstadt errungen. Wer da weiß, was es heißt, in einem kleinen Orte Sohn von dem und dem zu sein, den wir im Vorzimmer stehen lassen und den Hut kaum berühren, wenn er grüßt, und diesen selben Sohn nach-

her in Ehren und Ansehen unter der Aristokratie des Ortes sieht, mit aufrechter Stirn, und Ehre bringend denen, die er ehrt, muß vor der bedeutenden Persönlichkeit des Dichters Respect erhalten. Seine Jugend soll bewegt gewesen sein, Lesen und Studien hatten auf gleiche Weise seine Bildung gemacht. Behaglich hatte er sich als Mann, in glücklichem Ehebunde mit einer Enkelin des berühmten Basedow, sein Leben gestaltet, die Genüsse desselben nicht verschmähend, ohne ihnen zu erliegen. Die allgemeine Achtung durch Deutschland trug ihn, und glänzte wieder, ohne Arroganz, auf seiner offenen Stirn. Er war ein glücklicher Mann, jeder sah es ihm an; auch seine Stimme als Kritiker war hoch geachtet, und er recensirte viel, oft scharf, aber mit sicherem Takt und ohne Gehässigkeit. Wir begegneten uns oft in unserm Urtheil, in unserer Verehrung für dieselben Meister, und auch darin, daß uns alles Schule machen und Schule nachsprechen zuwider war. So lernte ich den lebenswürdigen Mann in Dessau kennen; nicht zufällig, ich suchte den Recensenten meines Walladmor auf, und fand eine gemüthliche Persönlichkeit, wie wir sie heut unter einem Recensenten uns nicht denken. Unsere Bekanntschaft war zu kurz um Freundschaft zu werden, die neidischen Mächte rächten sich an dem Glücklichen. Da sie sein Glück durch keine Art moderner Zerrissenheit antasten konnten, rissen sie ihn selbst plötzlich fort. — Vielleicht auch ein Glück, wenn das eines für einen lyrischen Dichter ist, zu sterben, wenn

er den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht hat. Noch einen seltsamen bitteren Nachsaß hat seine Lebensgeschichte. Ein unsinniges Gerücht verbreitete sich, daß Wilhelm Müller vergiftet worden. Ohne allen Grund; wenn nicht den, daß ein so heiteres sonnenhelles Leben doch einen schwarzen Fleck haben mußte, um nicht ganz aus der Reihe der menschlichen Ereignisse herauszutreten.

Einer der liebenswürdigsten, jungen Schriftsteller war Wilhelm Hauff. Wärme, Lebenslust und Gemüthlichkeit drückten sich in seinem lebhaften Auge, den beweglichen Zügen seines schönen Gesichtes aus. Sein Umgang bestach. Doch fehlte seiner Liebenswürdigkeit die klare männliche Heiterkeit Wilhelm Müller's. Er stand nicht so fest. Das Glück hatte ihn plötzlich gehoben; er suchte nun nach Pfeilern und Unterlagen um sich auf der Höhe zu halten. Er glaubte bei aller Lust nach Unabhängigkeit, den Verhältnissen einige Nachgiebigkeit schuldig zu sein. Auf seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1829 wollte er sich, den eben vom Ruhm gekrönten, nicht sowohl seinen Bewunderern präsentiren, als herausfühlen wo er Anklang fände, wo Gegner, und Verbindungen anknüpfen, die ihm förderlich sein könnten. Der wunderliche Prozeß, den ihm Claren gerade angehängt, entschuldigte wohl eine Vorsichtigkeit, welche mir damals seltsam erschien. Ich war neun Jahr jünger, als ich heute bin, und glaubte, Wilhelm Hauff könne bestehen, ohne in den Winkeln der Literatur und Journalistik Besuche abzustatten.

Wenn es ein Glück ist, aus allen Winkeln gelobt zu werden, so hat er Recht gethan. Uebrigens sprach er sich darüber selbst offen aus. Diese berechnende Schüchternheit findet auch vielleicht in seinen Jugendverhältnissen eine entschuldigende Erklärung. Man erwartete in seiner Heimath keine Wunderdinge von Hauff's Talent, während man doch sonst in Schwaben gern erwartet, und auch zu Hebammendiensten bereit ist, wenn es Förderung neuer Dichter gilt. Wilhelm Hauff mußte durch den Succes seiner Satyren im andern Deutschland sein nächstes Vaterland von seiner Prophetengabe überzeugen. Da erst acceptirten sie honoris causa in Stuttgart die Anweisung, übertrugen ihm die Redaction des Morgenblattes, und bestatteten den früh Entschlafenen mit allen den Ehren, welche ihr einziger Novellist fordern konnte.

Von einer Reise nach Frankreich und Holland zurückkehrend lernte ich Hauff in Berlin kennen. Er hatte mich erwartet, und seine Bewillkommnung überraschte mich. Freilich knüpfte ihn sein seltsames Geschick, wie er meinte, näher an mich, er ward wegen seiner Imitation des deutschen Claren gerichtlich verfolgt, während mich die des großen Britten zu Ehren gebracht haben sollte. Der Prozeß ist einer der merkwürdigsten im literarischen Felde geführten; seine Erscheinung schien uns in Norddeutschland unbegreiflich. Mag auch darauf die Privatkenntniß der Verhältnisse eingewirkt haben. Hauff habe, sagten mir Einige, als er den Mann

im Monde schrieb, eben nicht mehr bezweckt, als einen Roman in Clarenscher Manier, und zuerst in keiner andern Absicht, als um ein Clarensches Publicum zu finden; und das war dazumal in Deutschland groß! die satyrische Wendung zum Schlusse sei ihm erst später in den Sinn gekommen. Der Anschein ist für diese Erklärung. Der Dichter sprach sich darüber nicht positiv gegen mich aus. Der sittliche Unmuth, der sich in seiner Controverspredigt gegen den echten Claren entladet, ist aber mit einer solchen Beimischung von persönlicher Bitterkeit angefüllt, daß mir der ethische Groll, aus dem der Mann im Monde entstanden sein sollte, selbst zweifelhaft wurde. Hauff las diese Controverspredigt in einer festlichen Versammlung der damaligen Mittwochsgesellschaft vor. Ein in mehr als einer Beziehung unpassender Aktus, an dem weder ich, als damaliger Secretair, noch Hauff selbst, der von andern dazu aufgefordert wurde, schuld war. Ich hatte sogar dagegen protestirt. Die öffentliche, durch die Anwesenheit geachteter und bedeutender Männer gewissermaßen sanctionirte Verhöhnung eines Schriftstellers, welcher, abgesehen von allen ästhetischen Fragen, immer unser Mitbürger war, durch einen hergereisten Fremden, der dazu eigens aufgefordert schien, hatte jedenfalls etwas Gehässiges, und den Anstrich einer Demonstration, an die doch Niemand von uns Allen gedacht. Der Angegriffene war den Meisten gleichgültig, der fremde Schriftsteller interessant; man wollte Etwas von ihm hören, etwas Neuestes und Kurzes. Das

war die eben im Buchhandel erschienene Controverspredigt, welche man noch nicht kannte, und der Umstand daß Claren dadurch verletzt werde, schien nicht angehan um eine eingeleitete Sache deshalb rückgängig zu machen. Mich traf dafür das Odium des Betheiligten, und die Gesellschaft der Vorwurf, daß sie eine literarische Wehme übe; unbegründet Eines wie das Andere, aber an Beides reihte sich eine ganze Verkettung von Mißverständnissen und Unschuldigungen, die bis heute fortgewuchert haben.

Ich glaubte in dem liebenswürdigen Dichter einen Freund fürs Leben gewonnen zu haben, als er nach einigen Wochen in seine Heimath zurückkehrte. Dafür sprachen auch die Worte und Versicherungen seiner Briefe. Dennoch, wie ich später erfuhr, hat er mir etwas nicht vergessen, und nahm einen Stachel mit, den er nicht hat verwinden können. Ich hatte die Anzeige seines Romans Lichtenstein für ein Journal übernommen. Begierig zu hören, was ich über ihn gesagt, folgte er mir im Dunkel der Nacht aus dem fernen Charlottenburg in meine Wohnung, betheurend, daß ihm die abgünstigste Beurtheilung recht sei, wenn er daraus lernen könne. Ich bekenne, daß ich mich weder des Romans, noch meiner Kritik mehr genau erinnere; nur weiß ich, daß Hauff's phantastisch humoristisches Talent mir nicht vorzugsweise für die ruhige Plastik des historischen Romans berufen schien. Vielleicht auch, daß meine Kritik leichter wog, als der Werth seines Werkes in des Dichters

Augen. Ich stand im Wahn, daß Rücksichten am wenigsten gegen Freunde angebracht sind, und noch unpassender wo innerer Werth sich über Rücksichten erheben dünken soll. Ich war in meiner Jugend als Kritiker am schärfsten gegen die, welche mir werth waren, und gegen solche Potenzen, von denen ich meinte, daß sie den Tadel wie Staub abschütteln könnten, um rein und schön dazustehen, wenn sie wollten. Ich habe mich oft verrechnet, und da Feinde gewonnen, wo ich einem Freunde vertrauensvoll die Hand zu schütteln meinte. Hauff gehörte zum *irascibile genus poetarum*. Die zarte Reizbarkeit drückte sich schon in seiner Hautfarbe aus. Es ist mir schmerzlich, daß ich seine Stimmung erst lange nach seinem Tode erfuhr. Als ich ihm die Recension vorlas, scherzte er freundlich mit mir; aber es ist hart einen weiten nächtlichen Weg zu machen, um aus dem Munde eines Freundes ein ungünstiges Urtheil zu hören, was dieser noch dazu drucken lassen will. Er gab mir officiell nur Zeichen von Theilnahme, wie die Widmung seiner Novellen an mich unter einer fingirten Maske beweist. Auch überließ er mir für das Conversationsblatt, welches ich mit F. Förster redigirte, seine poesiereichste und gelungenste Dichtung: Die Phantasieen im Bremer Rathskeller, die er während seines Aufenthalts in Berlin geschrieben. Wenn er länger gelebt, wir hätten uns gewiß ganz verständig und wären Freunde in Wahrheit geworden. Ich habe seitdem gelernt, daß man auch Freunden Rücksichten schuldig ist, wenn ein



Publicum mit im Spiele ist, das überall Rücksichten erblicken will.

Wilhelm Hauff starb an seinem reizbaren Temperamente. Ein hitziges Nervenfieber raffte den fünf und zwanzigjährigen Dichter, einen glücklichen jungen Ehemann und Vater, hinweg. Eine schmerzliche Erinnerung, ein grausames Spiel des Zufalls knüpft sich für mich an seinen Tod. Die Zeitungen und Briefe aus Stuttgart hatten mir die traurige Nachricht gemeldet. Da muß auf langsamen Buchhändlerwege an mich ein Brief des Todten kommen, worin er mir in wenigen gekritzelten Zeilen von seinem Bette aus seine Krankheit und baldige Genesung meldet! Noch nicht genug: nach acht Tagen kommt mit einer zweiten Gelegenheit ein zweiter Brief. Er schreibt mir freudig, er ist genesen und voll großer Plane! — Nie hat mich ein Brief mehr erschüttert.

Ein dritter Freund aus dem Reiche der Todten ist Wilhelm von Norman n. Der am wenigsten gekannte, an intensivem Dichtergemüth vielleicht der begabteste unter den drei Wilhelm en. Seine Reise nach dem St. Gotthardt, seine zarte, von schöner Sinnlichkeit und feinem Witz durchschwellte Mosaik mußten ihm einen Ehrenplatz unter unsern producirenden Dichtern sichern. Die Fühlfäden seiner Empfindung, die Pinselstriche seiner Darstellung sind nur zu zart für das größere Publicum, das über den Succesß entscheidet. Sein immer nur flüchtiger Aufenthalt in Berlin verstattete zwis-

sehen uns nur Annäherungen; unsere Lebenswege waren getrennt, wenn schon unsere Neigungen und Ansichten sich begegneten. Normann's Jugendleben war, so viel ich weiß, reich an solchen Ereignissen, welche die sinnige Blut eines Dichters nähren müssen. Aus einer angesehenen mecklenburgischen Familie, sagten die conventiö- nellen Verbindungen, die Aussichten auf die trockenen Progressen im Staatsdienst seinem Geiste nicht zu. Er suchte, so früh er konnte, Betriedigung auf Reisen, im Aufenthalt in lebenslustigen Städten des Südens. Er gab sich dem Genuße hin, ohne ihm zu erliegen. Die Verhältnisse und zuletzt eine edlere Neigung zwangen ihn, den herkömmlichen Weg zum Staatsdienst zu betreten. Als Preussischer Diplomat erhielt er eine Anstellung bei der Legation in Hamburg, welche es ihm möglich machte, die seit Jahren Erwählte seines Herzens heimzuführen, eine junge Dame aus den westlichen Hochlanden mit gälischem Familiennamen, eben so ausgezeichnet durch Geist, Bildung und körperliche Vorzüge, als durch edle Geburt. In der beglücktesten Ehe raffte den Dichter, der das Leben zu schnell genossen, ein rascher Tod in dem Augenblicke hin, wo er hoffte Vater zu werden. Ihm ward ein Sohn, erst nach seinem Ableben, und zwar durch die Fürsorge der edlen Mutter in England geboren, damit dem Kinde des geliebten Mannes das Englische Indigenat erworben sei. Normann's Persönlichkeit war durchaus edel, mit der Sprödigkeit behaf- tet, die sich gegen unedle Befleckungen wahrte. Wie in

nig er lieben konnte, davon sprechen seine Gedichte, ich habe Beweise, daß er auch als theilnehmender warmer Freund handeln konnte, wenn gleich die diplomatische Luft, die er eingesogen, das offene herzliche Entgegenkommen, das sogleich besticht, verhinderte. Ein seltsames Anerbieten überraschte mich einige Monate nach seinem Tode. Ich hatte wenige Worte über ihn drucken lassen. Da empfing ich aus einer süddeutschen Residenzstadt den Brief einer pseudonymen Dame, welche sich erbot mir eine langjährige zärtliche Correspondenz zwischen ihr und dem Verstorbenen auszuhändigen, mit dem Wunsche: ich — möchte doch einen interessanten Roman aus ihrem interessanten Verhältnisse componiren! Die Begriffe von Achtung für Todte sind verschieden. Meine für den edlen Freund wichen wenigstens von denen der aristokratischen Dame ab, welche die süßesten Geheimnisse, den Ruf eines theuern Todten, das Zartgefühl seiner edlen Wittwe nicht höher anschlug als den Kiesel, diese Geheimnisse als Romanenlectüre auf den frivolen Markt gebracht zu sehen. Schriftsteller dafür zu finden, würde ihr übrigens jetzt nicht schwer fallen; sie muß wenig Bekanntschaft in der neuesten Litteratur haben, daß ihre Augen auf mich gerade fielen. — Der Wunsch mehrerer Freunde, Normann's Dichtungen gesammelt zu sehen, ist noch nicht erfüllt. Ich forderte dazu auf. Seine Familie in Mecklenburg schien darauf eingehen zu wollen; noch aber scheint das Unternehmen an äußern Schwierigkeiten gescheitert.

Ein lebhafter Briefwechsel nährte zwischen Ludwig Habisch in Wien und mir eine langjährige freundliche Verbindung. Unser Wunsch uns persönlich kennen zu lernen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte mir im Manuscript ein Gedicht zugesandt, das ich für seine poesiereichste Dichtung halte, den Meister Tod. Ich finde, erfüllt von der Lectüre, am Abend im Theater einen gemeinschaftlichen Bekannten, den Redacteur des Gesellschafters, Professor Subiz, und drücke ihm meine Freude über das Gedicht aus, das für sein Journal bestimmt war. „Was sagen Sie zu seinem Meister Tod?“ — „zu seinem Tod!“ war die Antwort. Die Verwechslung zwischen Tod und Meister Tod, zwischen dem trüben realen, und dem phantastisch schönen, währte noch einige Augenblicke, bis ich mich zu meinem Schrecken überzeugte, daß der alte Volksglaube: Man solle ihn nicht an die Wand malen, seine spukhafte Hand an einen Dichter gelegt, der sonst mit dem Spuk des Aberglaubens gern Lanzen brach. Ludwig Habisch Persönlichkeit wird von denen, die ihn kannten, nicht mit dem magischen Reize von Liebenswürdigkeit umwoben geschildert, der jene Todten umgab. Seine Natur war gewiß edel; aber in dem lebelustigen Wien war sie nicht an ihrer Stelle. Sein eigentlicher Dichterberuf war vielleicht nicht bedeutend; er war ein durchaus reflectirender Geist. Seine Seele dürstete, sich mit Gleichen auszusprechen, zu verständigen über Fragen, für die man in Wien keine Ohren hat. Gern hätte er das Feld der Novellistik betreten, aber er klagte oft in seinen

Briefen: wo in seiner Umgebung er die socialen, geistreichen Kreise finden sollte, denen er Fragen und Antworten die ihn drückten und drängten, in den Mund legen sollte? Genuß, Genuß! heiße die Losung, welche jedes Versenken in die Tiefe hindere. Daher Mißvergnügen, Trübsinn, zuweilen Verbissenheit in seinen reflectirenden Dichtungen. Der Dichter soll, auch wo er ins reale Leben sich mischt, die Flügel nicht abthun, die ihn jeden Augenblick in die heitere Aetherbläue hinauftragen, von der herab die finstern Stellen nur Punkte sind, nothwendige Schattirungen des großen Gemäldes. Noch entbehrt Wien eines Novellisten im höhern Sinne, der aus dem Leben um sich her schöpft, um es verklärt als Dichtung wieder zu geben. Aber die Elemente des Wiener Volks- und höheren geselligen Lebens sind nicht so durchaus widerstrebend, daß nicht der rechte Magus das treffende Spiegelbild finden sollte. Nur darf er nicht als ästhetischer Jeremias hintreten. Habisch, reizbaren Gemüthes, faßte das Unbehagliche zu ernst auf. Es war ein edler Ernst, der seinem Charakter Ehre macht; aber der Ernst eines Dichters muß von anderm Stoffe sein. Vielleicht hätte er in Norddeutschland die rechte Schwungkraft für sein Talent gefunden, — es stieß in Oestreich damals auch noch an andere Hemmungen. Sein Schicksal führte ihn nach Italien. Wie athmeten seine Briefe von dort her neue Lust und Lebenswärme! Er verkannte nicht, wie es bei deutschen Beamten in Italien gewöhnlich ist, die noch lebendige Kraft in dem krampfhaften Seufzen

einer untergegangenen Nationalität. Wir durften treffliche Mittheilungen daher von ihm erwarten, als ein unerwarteter Tod den Strebenden und Hoffenden in dem herrlichen Verona überraschte. — Seine Schriften sollten gesammelt erscheinen. Graf Auersperg hatte es übernommen sie durchzusehen, zusammenzustellen. Was hindert die Herausgabe? Der Dichter würde dadurch ein Werk der Pietät üben gegen einen Freund, der mit freudiger Willigkeit den hohen Ruf des Sängers ahnete und verkündete. Sie werden, schrieb er mir ungefähr, als Anastasius Grün mir seinen letzten Ritter zusandte, einen jungen Dichter kennen lernen, der es in vollem Sinne des Worts ist, und zu den höchsten Erwartungen berechtigt, einen österreichischen Edelmann aus der höchsten Aristokratie des Landes, dem die Poesie mehr ist als schöne Pferde und Mädchen, ja dem sie kein angenehmes Spiel, sondern eine Göttin ist, der er in demüthvoller Hingebung dient. —

Wilhelm Neumann war schon ein Mann, als ich Jüngling war; mit seinen Erstlingsversuchen war er zur Zeit der romantischen Schule aufgetreten. Aber seine Muse, lange erdrückt von Amtsgeschäften, oder der seltenen Bescheidenheit, die den freundlich Schüchternen charakterisirte, regte sich wieder unter uns Jüngern, wenn auch nicht mehr producirend, doch reflectirend. Aber wenn Liebe die Weihe der Dichtung ist, so war seine Kritik Poesie. Er zerrte den Dichter nicht auf ein Prokrustesbett seines kritischen Systems, sondern ließ sich

herab, erhob sich zu ihm, und sich in ihm mit Liebe versenkend, gewann er durch Anstrengung den Standpunkt, von dem aus der Dichter geschaut, gefühlt, componirt hatte. Von hier aus konnte er, ihm folgend, ihn führen. Jeder Beurtheilte war mit Neumann's Kritik zufrieden; auch seine Strenge überzeugte, seine Freundschaft hinderte ihn nicht die Schwächen und Irrwege des besten Freundes darzulegen. Niemand hat Chamisso als Dichter strenger gerichtet, und Neumann war Chamisso's nächster Freund. Er war es, der Börne's Talent in meisterhafter Art in den Hegelschen Jahrbüchern würdigte und erhob, er aber auch, der mit allen Zornblitzen ethischer Entrüstung dessen spätere unsinnige Schriften traf. Die zündenden Wetterschläge, in den Brockhausischen Blättern gegen Börne, die man mir zuschreiben die Ehre angethan hat, rühren von Neumann her. Wäre ich ein Thranodist, der an der Zukunft verzweifelte, nannte ich ihn: den letzten deutschen Kritiker. Er war es in seiner Art; aber weshalb soll die Art nicht wiederkommen, wenn die Abarten und Unarten sich selbst überlebt haben! — Ich stand im freundlichen Verkehr mit ihm; verschiedenes Alter, getrennte Lebenswege und die selten sich erschließende stille Natur Neumann's hinderten aber eine nähere Verbindung. In Fülle der Gesundheit unternahm er eine Geschäftsreise; wenige Tage darauf kam aus Brandenburg die Nachricht von seinem plötzlichen Tode. Seine Schriften sind, durch Freundeseifer gesammelt, bei Brockhaus erschienen. Sie

verdienten bekannter zu werden, als es der Fall ist. Seine Art war nicht, sich selbst bekannt zu machen. —

Noch ein Wort über einen letzten Wilhelm, der mir freundlich nahe im Leben stand. Durch seine Erziehung und frühere Lebenswege gehörte er nicht der Literatur an. Er nannte sich selbst am liebsten einen Fabrikanten, und erst lange nach dem vierzigsten Jahre, als wiederholte Unglücksfälle den Betrieb seiner chemischen Fabriken untergraben, ergriff er die Feder. Gesah es gleich mit einer merkwürdigen Gewandtheit, und fand er sich, wo man ihn hinwies, zu Hause, so ist sein literarisches Name doch kaum weit über Berlin hinaus bekannt geworden. Ich rede von Wilhelm Albrecht, der mich mehrere Jahre in der Redaction des *Freimüthigen* unterstützte, dann einige Zeit ihn allein fortsetzte und später am *Gesellschafter* und der *Haude = und Spenerschen Zeitung* thätig war. Besaß Jemand ein geborenes Genie zu einem Feuilletonisten, in Deutschland überhaupt selten, so war er es. Er schrieb mit gleicher Geläufigkeit, Wärme und Geist über alle Gegenstände, die der Redacteur besprochen wünschte. Heute über alte Militairmusik, und Militairröcke, einen humoristischen Bierliebhaber, über Straßenreinigung und Theater, und morgen über Zelters moralischen und Genz politischen Charakter. Und was er schrieb, waren nicht leere Phrasen, es hatte Hand und Fuß, warm und lebensfrisch bei diplomatischer Schärfe und Feinheit. Die pikanten Bemerkungen und Wahrnehmungen stützten sich auf selbst



erlebtes, auf ausgebreitete Kenntniß. Nur wo die Wissenschaft und Fächertunde vom Leben sich trennte, ging ihm die Kraft ab. Man durfte ihn nicht in diese Felder weisen. Er war, in der kurzen Zeit, daß er es war, ein Schriftsteller, wie wir deren wenige in Deutschland besitzen, einer der das Leben studirt hatte, nicht um es zu beschreiben. Als der Zufall ihn dahin führte, brauchte er nur die Feder in den reichen Stoff seiner Erlebnisse zu tauchen. Das Leben hatte ihn den richtigen Takt gelehrt, nie zu viel zu geben und am rechten Orte zu schweigen; ein Takt, der bei Schriftstellern, die es von der Wiege auf sind, selten vorkommt. Berlin verlor in ihm einen trefflichen Historiographen seiner Sittengeschichte, und es ist zu bedauern, daß er nicht dazu kam, seine Sittengemälde aneinander zu reihen und zu ergänzen. Wilhelm Albrecht, aus einer angesehenen Familie, Sohn eines Vaters, der höhere Staatswürden bekleidete, aus Wahl und Neigung dem industriellen Leben gewidmet, war klein und verwachsen von Gestalt, aber, was so selten damit zutrifft, von der heitersten Laune, von einem trockenen gutmüthigen Humor und einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Sein scharfer Verstand, sein reicher Witz ließen ihn nie sich überheben. Selbst wo er den Beobachter spielte, schien er nur zu genießen. Er hatte das Leben genossen, ohne einen Ueberdruß zu finden, ohne zu den Mürrischen, zu den Verdroffenen und Zerrissenen sich zu neigen. In den Verfall seines Glückes brachte er Heiterkeit und Muth mit, ohne den es unmöglich gewesen wäre,

in seinen Jahren noch eine ganz neue Laufbahn mit der heitern Energie zu beginnen. Man muß ihn in seiner Beschränktheit gesehen haben, wie er die kleinste Oekonomie mit Geschmack, Ordnungssinn und Phantasie sich behaglich zu machen wußte, um ihn auch als Menschen achten und lieben zu lernen. Nach dem ersten Anfall eines Schlagflusses, der ihn zuletzt fortraffte, sagte er mir, fast mit entzücktem Blicke: „Wenn das der Tod war, so ist er nicht so schlimm, als man meint.“

Das waren meine Zeitgenossen in der Literatur, damals die Junge. Wir nannten sie aber nicht so. Es ist ein schlimmes Ding sich auf Jugend brüsten, wie es umgekehrt, der verbesserlichste Fehler ist, den man uns vorwerfen kann, daß wir noch zu jung sind. Ob ich alles von ihnen gesagt, was ich weiß? Wer verlangt das? Und wenn man es hören wollte, wo giebt mir der Todte aus seiner Gruft das Recht, was ich nicht hatte, als er lebte, alles von ihm zu sagen, was ich wahrnahm, wie er die Feder hielt, und welchen Illusionen er sich hingab? Sie alle wärmten sich an der einen Illusion, daß das Böse mit dem Guten zu überwinden sei, und hielten die Stunden des Mißmuths, wo uns die Verhältnisse in ihrer Erbärmlichkeit und Verderbtheit erscheinen, noch nicht für endliche Offenbarungen der ewigen Wahrheit. Denn Niemand bürgte ihnen, daß wo die Schleier der angenehmen Täuschungen vor ihrem Seherblick zerrissen, das nackte Bild dahinter nicht noch ein gemalter Vorhang sei, der vor einem noch schärfern Seherblick auch noch zerreißen und eine neue Perspektive

eröffnen könne. — Aber gegen manche Lebende verginge ich mich, wenn ich diese Todten allein meine Freunde nannte, die mir nahe standen im Streben und Wollen. Doch der Wege sind so viele im Leben; die auf einem und demselben ausgingen, trennen und verlieren sich leicht, so lange sie noch suchen. Wie viele jüngere Freunde führte ich in die Literatur ein — ich sammle ihre Namen vielleicht ein andermal — und machte auf ihr Talent aufmerksam. Sie haben sich emancipirt, loben sich unter einander, und beweisen mir, daß ich keines habe. Ein Thor, der darum meinte, daß es keine Pietät mehr gebe. Nur will die Pietät zu verschiedenen Zeiten ihre besonderen Formen. Die Zeit der alten Heiligen ist vorüber, Heilige wird es aber immer geben müssen. Man will Herzöge sehen, und das Gefolge ist da. Was können sie, was kann ich dafür, daß unsere Ansichten nicht mehr stimmen! Ich zähle aber auch noch Freunde, die meine Altersgenossen sind. Wir treffen uns gelegentlich und schütteln uns die Hände und wenden uns dann, weiterziehend, den Rücken. Vielleicht aus der thörichten Besorgniß, daß man eine Bundesbrüderschaft wittern, und unsere Unabhängigkeit verdächtigt werde. Unsere Gegner haben recht, wenn sie uns darum schelten. Es ist ein Urerbfehler im deutschen Blute. Aber ist, weil die Deutschen im Guten nicht zusammenhalten können, darum in Deutschland nichts Gutes zu Stande gekommen? Später einmal von diesen meinen Freunden; es ist auch darüber viel gefabelt worden. In ihren Ansichten können sich zwei nicht widerstrebender begegnen

als Heine und ich. Wir sind uns Beweis dafür, daß bei durchaus divergirenden religiösen, ethischen und politischen Tendenzen, doch ein geistiges Zusammenhalten, eine Freundschaft der Bildung möglich ist. Tausenderlei Verbindungswege sind im Reiche des Geistes. Immermann, den ich als den kräftigsten Geist unter den heut schaffenden ehre, als einen Dichter, der es im höchsten Sinne des Worts sein würde, wenn er vielleicht minder eingedenk gewesen wäre seines bedeutungsvollen Namens, steht in jenen Tendenzen meinen Ansichten am nächsten, und doch waren die freundschaftlichen Berührungen zwischen uns bis da noch immer so spröder Art, als man uns in willkürlicher Annahme in Verbindung gebracht und Schutz- und Trutz-Bündnisse zwischen uns erfunden hat, von denen nichts wahr ist, als meine Achtung für seinen Genius.

# G e d i c h t e.

---

## Das Hochzeitslied.

Romanze von Rudolf Hirsch.

In der Laube höchster Krone  
Sitzt ein munter Vögelein  
Auf dem grünen Blätterthronen,  
Singt manch' Liedchen zart und fein.

Von dem Lied herbeigezogen  
Hört ein Mägdlein jenem Sang  
Unter'm weichen Laubenbogen —  
In dem Herzen Sehnsuchtkrank.

Wohl scheint ihm die Brust zu schwellen  
Seines Liedes Melodie,  
Und des keuschen Busens Wellen  
Hebt der Töne Harmonie. —

Und bald naht dem Baum ein Schütze,  
Der sich edles Wild erkor,  
Blicket nach des Baumes Spitze,  
In der Hand sein Feuerrohr. —

Hast du, Vögelein! singen müssen?  
Da Gesang nur dich verrieth;  
Wirst nun für dein Singen büßen,  
Sieh! der Jäger näher zieht!

Eine flüchtige Minute —  
 Trifft des Jägers Todesblei —  
 Liegt das Vöglein in dem Blute  
 Und es ist mit ihm vorbei. — —

In des Baumes Schattenhülle  
 Zielt der Schüs' nach seiner Beut',  
 In der Laube trauter Stille  
 Horcht dem Lied entzückt die Maid.

Einem Herzen bringt das Singen,  
 Vöglein's Lied, ein süß Gefühl,  
 Und das Zweite, soll's gelingen,  
 Schickt den Tod nach jenem Ziel!

Und der Schüs' hebt sorglich leise  
 Nach dem Baum sein Nordgeschos',  
 Da regt sich's im nahen Kreise:  
 Aus der Laube grünem Schoos'.

Tritt das Mädchen ihm entgegen,  
 Spricht, das Auge engelschön:  
 „Jägermann! was willst Du hegen,  
 „Laß das Vöglein in den Höh'n!  
 „In des Baum's smaragd'nem Dache  
 Singt der Vogel Melodien,  
 „Haucht der Liebe Seelensprache —  
 „Und Du könntest morden ihn? —“

Wie der Jäger Sie gesehen  
 Senkt er seine Flinte leif',  
 Denn es ist um ihn geschehen  
 In des Mädchens Zauberkreis.

Hoffend blickt er und beklommen  
 In des Mägdelein's Angesicht,  
 Ihm ist jezo heiß erglommen  
 In der Brust der Liebe Licht.

Selig hält er Sie umschlungen,  
Fühlt des Herzens raschen Schlag:  
In sein Herz ist eingebrungen  
Erster Liebe Sonnentag. — —

Beide ruh'n im Liebestraume  
Von der Minne Lust durchglüht —  
Und das Vöglein auf dem Baume  
Singt dazu ihr — Hochzeitslied.

---

## Das Mauerbild zu Engelsbach.

Thüringische Volksfage.

Matt von des Tages Strahle  
Schlief unter einem Baum  
Ein Landmann dort im Thale,  
Und träumte süßen Traum.

Er sah mit Wonnebeben  
Ein liches Engelsbild  
Herab aus Wolken schweben  
Zu sich in's Thalgefild'.

Das flüstert' ihm zu Ohren:  
„Auf, meißle in den Stein,  
„Der dort sich zeigt verloren,  
„Das Paradies hinein!“

Er blickte nach der Stelle,  
Sah einen Stein von Sand  
In sanfter Sonnenhelle  
Am nahen Bachesrand;

Eprang auf, grub mit dem Stahle,  
Den ihm der Engel bot,

Des Paradieses Male  
Bis spät zum Abendroth.

Baum, Schlange, Vöglein, Affen,  
Das erste Menschenpaar,  
Wie's Gott, der Herr, geschaffen,  
Stellt' er getreulich dar.

Und als das Bild vollendet,  
Erwacht er aus dem Traum,  
Sieht's hell sich zugewendet,  
Und traut dem Blicke kaum.

So steht's noch in der Mauer,  
Im Wetter, ohne Dach,  
Und doch von ew'ger Dauer,  
Beim Dörflein Englebach.

Adolf Bube.

## Gedichte von Wilhelm Kilzer.

Natur = und Menschenleben.

Welch stilles Weben, welch geheimes Walten,  
Natur, in Dir! Welch seliges Gestalten!  
Wohin mein Blick nur sieht, erspäht er Leben:  
Das Gräschen strebt, zum Licht sich zu erheben,  
Die Ranke windet sich hinan, es drängen  
Die Keime sich empor aus dunkeln Gängen.  
Dazwischen in dies Pflanzenleben schlingen  
Die Flüge sich von tausend Schmetterlingen.  
Belebt von Würmern sind die grünen Blätter,  
Darüber schweben Vögel mit Geschmetter.  
Sie sind die Sprecher für die Stummgeborenen,  
Sie sind die Freien, sind die Außerkornen.



Und in dem weiten All mit Deiner Liebe  
 Stehst Du, o Mensch, mit Deinem Flammentriebe!  
 Und über Dir und über Allem waltet  
 Der ew'ge Geist, der Alles dies gestaltet.  
 Er ist in seiner Welt so ganz versunken.  
 Von seiner Liebe glüht in Dir ein Funken.  
 O, schüre ihn zur Flamme, daß er brenne,  
 Daß man in Dir die Gottheit auch erkenne!  
 Laß leuchten Deiner Liebe Morgensterne  
 Hinaus in's Dunkel, in die öde Ferne,  
 Daß sie Verirrten eine Leuchte werden,  
 Den Himmelsweg zu finden auf der Erden!  
 Licht ist so schön! Sei Du ein Licht vom Lichte  
 Ein Sprüchlein aus dem göttlichen Gedichte,  
 Daß sanft es in das Herz der Menschen töne  
 Und ihren stillen Lebensweg verschöne.  
 Glut ist so rein! Sei Liebesglut und Flamme  
 Und zeige, daß sie von dem Himmel stamme:  
 Erwärme Herzen, die im Frost beharren  
 Und mache weich die Fühllosen und Starren.  
 Die Jugend kränzt ihr Haupt mit Frühlingrosen,  
 Sie fraget nicht, ob Winterstürme tosen.  
 Erhalte Dir, o Mensch, der Seele Jugend  
 Und schmücke Dich mit Rosen stiller Jugend.  
 Gott sieht auf Dich! O, sei ein Gottgeweihter,  
 Dann wird Dein Leben still und morgenheiter,  
 Dann bringst Du tiefer in der Schöpfung Leben,  
 Erkennst ihr Walten und ihr reges Weben;  
 Dann ringt Dein Geist aus irdischer Verkleidung  
 Sich frei empor. Welch schöne Vorbereitung  
 Ward Dir hier schon auf dieser Morgenerde;  
 Du scheidest von ihr ohne Klageberbe.

---

### Der Adler.

Sieh' dort, ein Adler sinkt! Getroffen  
Den Flügel hat des Jägers Pfeil.  
Wie schmerzlich! Ach, die Wunde offen!  
Du stolzer Kar, ist das dein Theil?  
Er sinkt. Krampfhaft reckt er die Flügel,  
Sträubt zürnend das Gefieder auf;  
Wohl möcht' er über Thal und Hügel,  
Fortsetzen seinen Sonnenlauf.

Der Blick wie stolz, obgleich umnachtet,  
Nur einzeln stöhnt ein Klage laut!  
O Adler, der nach Freiheit schmachtet,  
Sie wird nie mehr von dir geschaut!  
Den Jäger freuet dein Verwunden,  
Er rühmt sich, daß er dich erlegt.  
Schon ist ein Kerker dir gesunden,  
Wo sich kein stolzer Flug bewegt. —

Mich hat ein Mißmuth überfallen,  
Es wird ein alter Schmerz erneut:  
Ein Kar ist es, der mir vor allen  
Den reichsten Stoff zu Klagen beut.  
Kennt ihr den Kar, der sonst verwegen  
Hinschwebte ob dem deutschen Land,  
Bei dessen kühnen Flügelschlägen  
Die Seele Freiheitslust empfand?

Kennt ihr den Kar? Ach, nicht zu kennen  
Ist er in seinem Siechthum mehr!  
Dürft' ich ihn einen Phönix nennen,  
Hofft' ich auf seine Wiederkehr.  
Die Flügel sind auch ihm gebrochen!  
O, deutscher Kar, wie bist du matt!  
Mein Herz, halt ein mit deinem Pochen,  
Das Elegie'n für ihn nur hat!

Beim Adler der am Boden trauert,  
 Denk' ich des armen Sängers auch,  
 Der, von der Mitwelt nicht bedauert,  
 Hinwelket, wie ein dürrer Strauch.  
 Die Flügel sind auch ihm gebunden,  
 In Sonnenhöhen wär' er gern;  
 Doch ach! wie selten sind die Stunden,  
 Wo ihm erglänzt ein heit'rer Stern.  
 Das Leben brüdt ihn matt zu Boden,  
 Es nimmt ihn hart in seine Pflicht,  
 Und er muß weilen bei den Todten:  
 Der Sonnenaufgang lockt sie nicht.  
 Hinauf! hinauf! dem Höhenzuge  
 Giebt sich so willig hin der Geist.  
 Hinauf, wo frei vom Sinnentruge  
 Die Wahrheit Seligkeit verheißt.  
 Die Dichtung ist der Wahrheit Blüthe,  
 Die Sonnenblüthe jener Welt,  
 Die in das menschliche Gemüthe  
 In einzeln schönen Stunden fällt.  
 Ach, wie beglückt, wer sie darf pflegen,  
 Vom Menschentreiben nicht bedrängt —  
 Der Adler will die Flügel regen,  
 Doch wehe! er ist eingeengt!  
 Du Adlerlieb, hast bitt're Schmerzen  
 In trüber Seele mir erweckt,  
 Nacht ist es im bewegten Herzen,  
 Das bange Wehmuthsstillle deckt.  
 Die Adler streben; doch sie sinken  
 Oft, wenn ihr kühner Schwung sie freut.  
 Wird nie ein Freiheitsmorgen winken,  
 Wo sich ihr stolzer Flug erneut?

---

## Der Entfernten.

Liebste, ich möchte so gerne Dir schreiben!

Mit Dir zu reden, welch' heftiger Drang;  
Doch ich vermag heut' nicht ruhig zu bleiben,  
Immerhin zwingt's mich zum wechselnden Gang.

Bin ich im Garten, so muß ich in's Zimmer,  
Bin ich im Zimmer, dann eil' ich hinaus.  
Ewige Unruh' und immer wird's schlimmer,  
Ruhe nicht find' ich im Garten, im Haus.

Könnt' ich den Lüften ein Briefchen diktiren,  
Geschrieben sie's auf mit balsamischem Hauch;  
Könnt' ich mit Rosen und Veilchen es zieren,  
Wie es bei Liebenden ist im Gebrauch;

Wollten die Vögel auf glücklichen Schwingen—  
Ach, wie beneid' ich die Vöglein so sehr! —  
Wollten sie, Liebchen, ein Briefchen Dir bringen:  
Wahrlich, Du hättest zu Klagen nicht mehr.

Laß mich im Drange Dich geistig begrüßen,  
Nimm Dir zur Hülfe, was all Dir erscheint!  
Siehst Du am Morgen den Thau auf den Wiesen,  
Denke, mein Liebster hat um mich geweint.

Siehst Du ein Wölkchen im sonnigen Glanze,  
Denke, er lächelt, weil er mich erspäht;  
Flüstern die Blumen im duftigen Kranze,  
Glaub' er denkt meiner in seinem Gebet.

Ziehen die Vögel auf fröhlichen Schwingen  
Ueber Dir hin mit melodischem Klang,  
Denke, jetzt will er mir Lieder auch bringen,  
Will er mich feiern mit Jubelgesang.

Wieder, wenn Nacht ihre schattigen Schleier  
Ueber die schlummernde Erde hinzieht,

Wenn dann zur ersten nächtlichen Feier  
Glänzend manch Sternlein zur Erde hin sieht:

Glaube, jetzt möcht' er mich strahlend um schweben.  
Möchte mich grüßen mit seligem Schein,  
Ruhe der Himmlischen möcht' er mir geben,  
Wonnige Träume aus Eden verleih'n.

Glaube das Alles, nicht wirst Du Dich trügen,  
Durch Dich ja werd' ich so innig belebt;  
Aber Den kann nicht das Schreiben vergnügen,  
Welcher im Geiste Dich selig umschwebt.

### Laßt mir den Schlummer!

Laßt mir den Schlummer,  
Laßt mir den Traum!  
Laßt mir der Fernsicht  
Rosigen Saum!

Nächtliche Schatten  
Ziehen umher,  
Machen das Leben  
Bang mir und schwer.

Nur in der Ferne  
Dämmerungschein,  
Und zum Vergessen  
Schlummer allein!

Leben, wie öde  
Ward mir dein Raum!

Laßt mir den Schlummer,  
Laßt mir den Traum!

---

### Das franke Kind.

Am Krankenbett des Kindes steht  
Die Mutter still im Schmerz.  
Es spricht ein inniges Gebet  
Ihr tief betrübtes Herz.

Bald sieht sie auf das franke Kind,  
Bald in den Lenz hinaus.  
Im Laube spielt der Abendwind  
Allein vor ihrem Haus.

Sonst saß sie mit dem Kindelein auch  
Wohl draußen auf der Bank.  
Da scherzt' mit ihm der Abendhauch —  
Nun ist es, leider! krank.

Wie sie an das Vergangne denkt,  
Ertönt ein Glöcklein hell,  
Und eine düst're Ahnung senkt  
Sich in die Seele schnell.

Das Todtenglöcklein ist es ja,  
Wie da die Mutter bangt!  
Vielleicht ist schon der Engel nah,  
Der auch ihr Kind verlangt.

---

## Schnitteridylle.

Er.

Hi, Mädel, Du schneidest  
So tief in die Frucht!  
Du hast nicht vergebens  
Die Sichel gesucht.

Wie rosig erglühen  
Die Wangen nicht Dir!  
Wie prangt Dir am Nieder  
Der Feldblumen Zier.

Den Sommerhut schmücket  
Ein ländlicher Kranz.  
Wie funkelt das Alles  
Im sonnigen Glanz!

Du schneidest und schneidest —  
Wie schnell ist's gethan!  
D sieh' mich, lieb Mädel,  
Doch einmal nur an!

Die Liebe, die hast Du  
In's Herz mir gesä't.  
Sieh', wie schon zum Schneiden  
In Aehren sie steht.

Komm', laß Dich erbitten!  
Mein Herz, es sei Dein!  
Du sollst ja hier immer  
Die Schnitterin sein!

Sie.

So laß doch besehen  
Die Frucht mich einmal!

Wie dünn noch die Aehren,  
 Wie schwach und wie fahl!  
 Die Schnitterin kann hier,  
 Darfst's glauben, nichts thun;  
 Hier müssen noch Sichel  
 Und Schnitterin ruh'n.  
 Laß reifen die Aehren  
 Und gelbe sich die Frucht,  
 Ist's möglich, dann wird auch  
 Die Sichel gesucht.  
 Bis dahin verscheuche  
 Die Sperlinge fein,  
 Und bitte den Himmel  
 Um sonnigen Schein!

---

### Der Mautenkranz.

(Eine vaterländische Sage.) \*)

Zu Würzburg der alten Bischofsstadt,  
 Da saß im dämmernden Saal,  
 Wo an den goldenen Säulen matt  
 Und zitternd sich brach der Ampel Strahl,  
 Mit bleichen Wangen und matter Hand  
 Der Kaiser, Friedrich der Rothbart genannt.

---

\*) Die dem Gedichte zum Grunde liegenden Thatsachen finden sich in Bunting Braunschweigische Chronik. Bl. 157, in Spangenberg's Chronik Bl. 275 b. und in Spener de Arte Heraldica.



Urplötzlich in der schwülen Nacht \*)  
 Pakt ihn der Krankheit finst're Macht,  
 Als er noch ob der Arbeit saß;  
 Er ordnet' sann und schrieb und laß,  
 Wollt Vieles heute noch berathen  
 Ob es auch Mitternacht bald war;  
 Weil auf den andern Tag geladen  
 Er Deutschlands edle Fürstenschaft. —  
 — Die Pagen schlummern Alle fest,  
 Der Kaiser sie ruhig schlafen läßt;  
 Wie auch das Fieber eifig kalt,  
 Dann wieder glühend ihn überwallt.  
 Still denkt er bei sich: „S'ist nicht gut  
 Daß man dem Volke kund es thut,  
 Wie durch des Kaisers Majestät  
 Ein Schauer Todesfurcht geweht.  
 Stünd ich an meines Lebens Ziel;  
 Wohl denn! — ich trug der Kronen viel;  
 Nie ließ mich ihre Last verzagen,  
 Will auch die letzte muthig tragen!“  
 Die Todtenkron ist ja nicht schwer.“ — —  
 — Da ward es finster um ihn her —  
 Laut ruft er aus: „Herr Gott ich befehle  
 Dir meine Völker und meine Seele!“ —  
 Doch eh' der Kaiser gebetet aus,  
 Weht es, wie Geisterschritt, durch's Haus.  
 Ein blonder Knab' in weißem Gewand  
 Am einsamen Lager des Kaisers stand.  
 Um's Haupt strahlt's ihm wie Sternenschein,  
 Ein frisches Nautenkränzelein  
 Trug er in seinen kleinen Händen,  
 Und thät sich also zum Kaiser wenden.

---

\*) Die Begebenheit ereignete sich im Juli d. J. 1180.

„Nicht sendet Gela, \*) die fromme Maid,  
Nehmt lieber Herr, was sie Euch heut.  
Ein banger Traum gab ihr die Kunde  
Von Eurer Noth in dieser Stunde,  
Da flocht der R a u t e heilend Kraut  
Zum Kranz für Euch die Himmelsbraut.  
Ihr Glaube, daß da Geister leben,  
Die freundlich hin und wieder schweben  
Entfernte Seelen zu verbinden,  
Ließ sie in mir den Boten finden.“ —

D'rauf er des Kaisers glühend Haupt  
Sanft mit dem kühlen Kranz umlaubt.  
Verschwand dann, still, wie er gekommen,  
Kein Diener hat ihn wahrgenommen.  
— Der Kaiser aber sanft entschlief,  
Bis schmetternder Trompetenklang  
Ihn aus dem tiefen Schlummer rief,  
Dem er sich neugestärkt entrang.

Schon war es laut im Schloß geworden,  
Denn weit und breit von allen Orten  
Die Fürsten hier versammelt waren,  
Und der Gefolge bunte Schaaren  
Erfüllen Hof und Hallen dicht.  
Da säumt auch Kaiser Friedrich nicht  
Den Purpurmantel zu verlangen,  
Raum war der leicht ihm umgehungen,  
Als er auch schon den Saal verlassen,  
Hinschreitend durch des Volkes Gassen.  
Der Rautenkranz im gold'nen Haar  
Gab ihm ein Anseh'n wunderbar,  
Die Diener flüstern und sehn sich an,

---

\*) Gela, die Jugendgeliebte Friedrichs wie er noch auf seiner väterlichen Burg in der Wetterau lebte; als Friedrich Herzog von Schwaben ward nahm sie den Schleier, ihr zu Ehren ward die Stadt Gelnhausen erbaut.

Als er zum Thronsaal schritt hinan,  
 Dort harret schon Albrechts, des Bären, Sohn:  
 Der tapfere Bernhard. — Der Treue Lohn  
 Soll heut' ihm werden, drum hat ihn gerufen  
 Der Kaiser vor seines Thrones Stufen.  
 Setzt knieet er nieder, das Sachsenland  
 Als Lehn zu empfangen aus des Kaisers Hand.  
 Und neben sich hat er den Schild gestellt:  
 Fünf schwarze Balken im goldenen Feld.  
 Rings um in herrlichen Prachtgewanden  
 Des Reiches Würdenträger standen,  
 Und durch der Fahnen bunten Kranz  
 Strahlt ihrer Wappenschilder Glanz.

Und also der Kaiser zu Bernhard spricht:  
 „Dein Schild, wie er da vor mir liegt,  
 Gleicht dem von Anhalt, Deinem Vetter;  
 Drum wähl ein Unterscheidungszeichen:  
 Der Schild des Helden, der mein Ketter,  
 Darf keinem andern fürder gleichen!“ —

D'rauf Bernhard feurig und doch mild  
 Hindeutend auf sein Wappenschild:  
 „Daß ich bei Braunschweig aus den Klauen  
 Des Löwen Euch herausgehauen,  
 Ist deutlich wohl darauf zu schauen:  
 Seht hier schräg durch den Schild den Hieb,  
 Der mir als Angedenken blieb,  
 Daß treu ich über Euch mich beugte,  
 Eh' Heinrichs Schwertschlag Euch erreichte;  
 Dem Wappen Anhalts fehlt dies Zeichen,  
 Mir bleibt's ob alle Farben bleichen!“ —

Der Kaiser aber sprach mit Huld:  
 „So sollt an eine ew'ge Schuld  
 Dein Schild mich mahnen immerdar?  
 Das wär nicht ritterlich, fürwahr!  
 Drum mög'st ein andres Zeichen wählen,

Gewährung soll Dir nimmer fehlen! —“  
 „Wohlan denn,“ Herzog Bernhard spricht,  
 Und schauet dem Kaiser in's Angesicht,  
 „Der Kautenkranz in Deinem Haar  
 Der ist so alles Stolzes baar;  
 Doch schmückt er Dich so kaiserlich,  
 Mit diesem Kranze beschenke mich!“

Da schweiget der Kaiser und sinnet tief,  
 Und durch den Saal ein Murmeln lief.  
 D'rauf löset er rasch den Kranz aus dem Haar  
 Und reicht ihn dem edlen Herzog dar

„Die Liebe thät den Kranz mir weben,  
 Die Treue hat ihn als Lohn verlangt  
 Drum darf ihn Dankbarkeit wohl geben!“

Und um des Herzogs Heerschild rankt  
 Der Kaiser ihn mit eig'ner Hand:  
 „Als treuer Lieb' und Demuth Pfand  
 Wo durch den Schild der Hieb gegangen,  
 Der Kautenkranz fortan soll hangen!  
 Wie er des Schildes Narbe deckt,  
 So mög' er jede Wunde heilen;  
 Ob dicht sie an des Thrones Säulen,  
 Ob sie auch blute tiefersteckt.  
 Mög um Dein Haus und Volk sich schlingen  
 Und Euch des Himmels Segen bringen!“ —

\* \* \*

Und was der Hohenstaufe sprach  
 Blieb wahr, bis auf den heut'gen Tag.  
 Hermann Matthäi.

## Sanct Benedeck \*) mit dem Säckel.

### Legende.

Bei Trentschin in einer Höhle  
 Lebte Benedeck, der Fromme,  
 Sich dem Dienst des Herrn nur weihend  
 Unberührt vom Zeitenstrome.

Viel der Gläub'gen, viel der Armen,  
 kamen zu des Siedlers Klause,  
 Und getröstet ging ein Jeder,  
 Mancher auch beschenkt nach Hause.

Denn ein Säckel ward ihm eigen  
 Der, so oft hinein er langte,  
 Stets fünf Ung'risch barg, zur Spende  
 Für Bedürft'ge und Erkrankte.

Bald von diesem Wunder hatte  
 Sich verbreitet rings die Kunde,  
 Und gewandert kam zur Höhle  
 Was da lebte in der Kunde.

Saßen einst zwei Raubgesellen  
 Halb berauscht schon vom Getränke,  
 Als vorbei die frommen Pilger  
 Zogen an der Straßenschenke.

Und zu jener beiden Ohren  
 Schollen laut der Pilger Worte,  
 Die von Benedeck, dem Heil'gen,  
 Sprach, und vom Gnadenorte.

Auch erzählten sie vom Säckel,  
 Der durch wunderbare Weihe,

---

\*) Nach der ungarischen Aussprache für: Benedict.

Wenn der Fromme ihn eröffnet  
 Immer sei gefüllt auf's Neue.

Und nach jenem Gut erwachet  
 Wilde Habgier in den Weiden,  
 Und beschloffen ist's, noch heute  
 Soll ihr Aug' an ihm sich weiden.

Schwere Knittel in den berben  
 Nordgewohnten Fäusten schwingend,  
 Eilen sie an's Werk, die inn're  
 Regung, die sie warnt, bezwingend.

Bald auch steh'n sie vor der Höhle  
 Spähn hinein mit scheuen Blicken,  
 Sieh, dort liegt der Klausner, ihnen  
 Zugewendet seinen Rücken.

Vor dem Cruzifixe eben  
 Beugte er sein Haupt zur Erde,  
 Und sie scheinens fast zu fürchten  
 Daß er sich erheben werde.

Doch der Eine winkt dem Andern,  
 Neu entflammt von Gier die Wangen,  
 Nach dem Säckel weisend, welcher  
 An der Felswand aufgehangen.

! Und sie schleichen auf den Zehen  
 Zu dem Betenden sich leise  
 Und die schweren Knittel schwirren  
 Durch die Luft in weitem Kreise.

Blutend vor dem Cruzifixe  
 Stürzt Sanct B e n e d e t zusammen,  
 Mit dem Säckel flieh'n die Räuber,  
 In der Brust der Hölle Flammen.

In der Straßenschenke wieder  
Eißen-Beide, trunkne Becher,  
Froh des glücklichen Gelingens  
Leerend Becher jezt auf Becher.

Spät erst ruft den Wirth der Eine  
Um die Zeche zu bezahlen,  
Langt hervor den wunderbaren,  
Säckel dann, mit frechem Prahlen.

Aber wie er ihn eröffnet  
Ist kein Pfennig drinn zu sehen,  
Starr wie Säulen da die beiden  
Räuber vor Erstaunen stehen.

Doch wie sie auch spä'h'n, ihr Auge  
Kann im Säckel nichts ergründen,  
Und was sie geträumt von Schätzen  
Und von Glück, gehört den Winden.

Sieh, da hat erkannt den Säckel  
Auch der Wirth, und ohne Säumen,  
Läßt ergreifen er die Beiden  
Die vor Wuth und Ingrimmschäumen.

Zu des Klausners Höhle eilet  
Dann er hin in aller Schnelle,  
Ach da liegt der fromme Siedler  
Blutend an des Altars Schwelle.

Aber bald erwacht der Bleiche  
Wieder zu des Gläub'gen Freude,  
Und in kurzem war genesen  
Benedict von seinem Leide.

Bald auch hielt der Fromme wieder  
Seinen Säckel in den Händen,

Um den Dürftigen und Kranken  
Milde Gabe auszuspenden.

Und die feltne Kraft zu zeigen  
Säumte nun auch dieser nimmer,  
Denn so oft hinein er langte  
Fanden sich fünf Ung'risch immer.

Doch des Säckels Räuber mußten  
Blutig bald ihr Leben enden,  
Denn was Segen ist dem Frommen  
Wird zum Fluch in bösen Händen.

Joh. N. Vogl.

---



In der J. G. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig  
ist auch erschienen:

**Schillers Dichtungen,**  
nach ihren historischen Beziehungen und nach  
ihrem inneren Zusammenhange. Von H. F.  
W. Hinrichs. In 2 Theilen. gr. 8. Velinpapier  
geh. 1837 u. 1838. (I. II. 1. 3 Thlr. 10 Gr.)

Inhalt 1r Theil: Einleitung. Schiller und Goethe in ihrem  
Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Weh-  
muth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis.  
Liebe und Treue. Demuth.

Unter diesen Rubriken hat der geistreiche Verf. alle lyrischen  
Originalgedichte nach ihrem Ursprunge, Wesen, Tendenz, dem  
Urtheile der Zeitgenossen &c. zusammengestellt und im 2n dramati-  
schen Theile 1r Abtheilung das Leben und den Bildungsgang  
des großen Dichters in die Geschichte seiner Dramen: Räuber, Ra-  
bale und Liebe, Fiesko und Don Karlos unter gleichen Bedingun-  
gen wie bei Theil 1. versflochten. Die meisterhafte Einleitung hierzu  
stellt vorzüglich Schillern als dramatischen Dichter und sein Ver-  
hältniß zur deutschen Literatur überhaupt dar. Die 2e und letzte  
Abtheilung wird die übrigen Originaldramen Schillers umfassen,  
und das Ganze einen trefflichen Commentar zu den Gesamtaus-  
gaben unsers Nationaldichters bilden, der eben so wenig, als jene  
in der Büchersammlung unserer Gebildeten fehlen darf.

**Paläologus.** Kleine Schriften meist antiquarischen  
Inhalts von H. Hase (kön. Sächs. Hofrath und An-  
tiken-Inspector in Dresden). Mit 1 Tafel. gr. 8.  
Velinpapier. Leipzig, Hinrichs. geh. 1837. 22 Gr.

Friedrich Jacobs's Schriften waren des Verf. Vorbild und  
die Mannigfaltigkeit des Inhalts, die Wahl und Behandlung der  
Stoffe (wir nennen u. a. nur: Ueber Kunstreiterei; zur Ge-  
schichte des Weihrauchs; der Arabesken; Lucas, Schusspatron der  
Maler; Anfänge der Obstcultur in Sachsen; über die Jungfrau  
von Orleans; Kuchenplastik) dürften auch bei Damen verdiente  
Beachtung finden.

**Marbach, Dr. G. O., der Zeitgeist**  
und die moderne Literatur. Briefe an eine  
Dame. 8. 1838. Kostet jetzt vollständig 1 Thlr. 16 gr.

Außer den Besprechungen über Allgemeines, über Menzel, Bör-  
ne, Heine, sind hinzugekommen: Gupkow, Wienberg, Laube,  
Rühne, Lenau, A. Grün, Kerner, Maier, Hoffmann, Uhlant,  
Chamisso, Rückert, Rahel, Bettina, Mundt, Tied &c.

61623868

